

Lynn Austin

DER SOHN DES SKLAVENMÄDCHENS


LYNN AUSTIN


DER SOHN DES
SKLAVENMÄDCHENS



Francke

Über die Autorin:

Lynn Austin hat weltweit mehr als eine Million Exemplare ihrer Bücher verkauft. Sie wurde für ihre historischen Romane achtmal mit dem Christy Award ausgezeichnet und ist als Referentin bei Tagungen und Konferenzen beliebt. Lynn und ihr Mann haben drei Kinder großgezogen und leben in Michigan.

 www.lynnaustin.org

 [lynnaustinbooks](https://www.instagram.com/lynnaustinbooks)

 Lynn Austin



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

3. Auflage 2026

ISBN 978-3-86827-137-9

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2004 by Lynn Austin

Originally published in English under the title

A Light to my Path

by Bethany House Publishers

a division of Baker Publishing Group,

Grand Rapids, Michigan, 49516, USA

All rights reserved

German edition © 2010 by Francke-Buch GmbH

Am Schwanhof 19, 35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Dorothee Dziewas

Umschlagbild: © adobestock.com / petrrgoskov

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH / Marion Schramm

Satz: Francke-Buch GmbH

Printed in Czech Republic

www.francke-buch.de

info@francke-buch.de

Dein Wort ist eine Leuchte für mein Leben, es gibt mir Licht für
jeden nächsten Schritt. In tiefes Leiden hast du mich geführt;
gib neues Leben, wie du es versprachst!

Psalm 119,105.107

PROLOG

Fuller-Plantage, South Carolina

November 1862

Das Einzige, was Kitty bei all dem Durcheinander klar wurde, war die Tatsache, dass sie weglaufen mussten. Die Yankees kamen – Tausende von ihnen. Die Soldaten würden alles stehlen, was sie fanden, und Massas Plantage niederbrennen. Sie würden den Frauen Unausprechliches antun – weißen Frauen wie Missy Claire und sogar Sklavinnen wie Kitty. Sie und Missy mussten noch einmal fliehen, so wie sie vor einem Jahr aus Massas Stadthaus in Beaufort geflohen waren. Die Plantage war kein sicherer Ort mehr.

»Beeilen Sie sich lieber, Ma'am«, warnten die konföderierten Soldaten Missy Claire, als sie an ihrem Haus vorbeimarschierten. Sie machten nicht einmal für einen Schluck Wasser oder einen Happen zu essen Halt, als sie im Laufschrift weitermarschierten. Zwei der Offiziere blieben gerade lange genug stehen, um zu sagen: »Die Yankees kommen. Sechstausend von ihnen sind auf dem Festland bei McKay's Point gelandet. Das ist nur elf Kilometer von Pocotaligo entfernt. Wir gehen davon aus, dass sie die Bahnlinie zwischen Savannah und Charleston kappen wollen. Ich würde heute noch abreisen, wenn ich Sie wäre, Ma'am. Spätestens morgen früh.«

»Und seien Sie vorsichtig«, warnte der zweite Offizier. »Die Yankees haben unsere Sklaven gestohlen und ihnen Waffen gegeben. Es gibt nichts Schlimmeres als einen Neger mit einem Gewehr in der Hand.« Die Soldaten tippten sich an die Mütze. Dann marschierten sie mit ihren schlecht sitzenden Uniformen, den ausgetretenen Stiefeln und ihren ungepflegten Bärten die Straße hinunter in Richtung Pocotaligo und ließen nichts als Angst und eine Staubwolke zurück.

Sie hatten die Familie in Aufruhr versetzt und allen so viel Angst gemacht, dass Kitty davon überzeugt war, sie würde wie ein zu voller Eimer überlaufen. Missy Claires Gesicht war so bleich wie Kuchen Teig geworden, und es sah aus, als würde sie jeden Augenblick ohnmächtig werden. Kitty sorgte dafür, dass sie sich ganz schnell auf den

nächstbesten Stuhl setzte, und nahm einen Palmwedel, um ihr Luft zuzufächeln.

»Oh, Gott ...«, stöhnte Missy Claire. »Warum müssen wir das wieder erleben? Reicht es nicht, dass die Yankees uns schon einmal aus unserem Zuhause vertrieben haben? Warum haben diese Feiglinge unschuldigen Frauen und Kindern den Krieg erklärt?«

Kitty fächelte schneller und dichter vor Missys Gesicht, damit sie besser atmen konnte. »Es wird alles gut, Missy. Alles wird gut ...«

»Nein, das wird es nicht!«, rief sie. »Hast du nicht gehört, was sie gesagt haben? Die Yankees bewaffnen die Sklaven! Und wenn die Neger erst einmal Waffen in den Händen halten, werden sie uns alle im Schlaf umbringen!«

Ihre Worte ließen Kitty frösteln. Einen Augenblick lang schien es, als hätten sie beide vergessen, dass Kitty auch schwarz war. Sie war Missys Sklavin, seit sie ein Kind war, aber noch nie hatte sie ihre Herrin so aufgebracht gesehen, nicht einmal, als sie aus Beaufort geflohen waren. Natürlich hatten sie damals gedacht, sie würden nach ein, zwei Tagen in die Stadt zurückkehren, wenn die Yankees vertrieben waren. Aber das war jetzt beinahe ein Jahr her.

»Wohin gehen wir denn diesmal, Missy Claire?«, fragte Kitty leise.

»Ich weiß nicht. Sie werden jedes Farmhaus in der Gegend niederbrennen ... Wir müssen alles einpacken, was wir nicht verlieren wollen.«

»Alles?« Kitty blickte sich im Salon um. »Aber da ist so viel, Missy! All die schönen Sachen von Massa Fuller ... Woher sollen wir wissen, was wir mitnehmen und was wir hierlassen sollen?«

Sie konnte sehen, wie ihre Herrin die Beherrschung wiederfand. Missy schob den Fächer fort und erhob sich. »Alle Haussklaven müssen uns helfen. Jetzt beeil dich! Wir werden so viel auf einen Wagen packen, wie wir können, die wertvollsten Dinge zuerst – und den Rest legen wir in Gottes Hand.«

Kitty machte sich an die Arbeit, so schnell sie konnte, aber für Missy war es nicht schnell genug. Sie stieß Kitty zur Seite, weil sie der Meinung war, dass Kitty einen der Reisekoffer zu langsam packte. Als Kitty aus Versehen den silbernen Besteckkasten fallen ließ, packte Missy sie an den Haaren und zog daran. Und als Kitty sie fragte, wer sich um das Haus kümmern würde, wenn sie fort wa-

ren, versetzte Missy Claire ihr eine Ohrfeige. »Lass mich mit deinen dummen Fragen in Ruhe, Kitty!« Missy war normalerweise nicht so gemein. Sie hatte Angst, das war alles.

»Wenn doch nur Roger hier wäre«, sagte sie immer wieder, während sie von einem Zimmer zum anderen lief und entscheiden musste, was eingepackt werden sollte. Das große Haus war bis zum Dachboden mit Massa Fullers Dingen vollgestopft, die über viele Jahre in seiner Familie weitervererbt worden waren. Allein die Porträts von allen Verwandten würden schon einen Wagen füllen und seine Bücher einen zweiten. Jeder konnte sehen, dass sie all seine schönen Möbel würden zurücklassen müssen – Massas Eichenschreibtisch und sein Klavier, die Himmelbetten und Kleiderschränke und Kommoden, den Esstisch aus Walnussholz, den Delia mit Bienenwachs und Terpentin polierte, bis er wie ein Spiegel glänzte. Es gab Kammern voll mit Tischdecken, Federbetten und Decken; Schränke mit feinem Porzellan, Silberschüsseln und Geschirr. Sie konnten unmöglich alles mitnehmen. Diese Yankees mussten grausame Vandalen sein, wenn sie ein so schönes altes Haus anzündeten und all diese wundervollen Dinge zerstörten.

Kitty war oben und packte Missy Claires Kleider, als sie draußen das Rumpeln von Wagenrädern hörte. Sie lief zum Fenster und erwartete, Soldaten und bewaffnete Sklaven mit Gewehren und Fackeln zu sehen. Aber der Wagen, der vor dem Haus hielt, war leer.

»Kitty!«, sagte Missy, als sie ins Schlafzimmer kam. »Einer der Feldsklaven hat endlich einen Wagen aus dem Stall gebracht. Hör auf, aus dem Fenster zu starren, und fang an, diese Sachen aufzuladen. Ich habe Delia schon gesagt, dass sie die Babykleidung zusammenpacken soll.«

Kitty nahm zwei Taschen und ging damit zur Treppe.

»Und komm gleich wieder rauf«, rief Missy Claire. »Nicht trödeln wie sonst immer!«

Ihre Worte trafen Kitty mehr als ein Tritt vors Schienbein. Sie trödelte nie so, wie viele andere Sklaven es taten. Vielleicht träumte sie manchmal ein wenig, aber das war etwas anderes als Trödeln, nicht wahr? Trödeln tat man mit Absicht, aber fürs Träumen konnte man doch nichts.

Kitty grummelte immer noch vor sich hin, wie ungerecht Missy Claire war, als sie Delia mit einem Bündel Babykleidung auf der

Treppe begegnete. Die kleine Frau nahm die Stufen viel langsamer als Kitty, weil ihre Gelenke vom Alter schmerzten. Kitty passte sich ihrer Geschwindigkeit an.

»Wieso schmollst du denn, Schätzchen?«, fragte Delia. »Pass auf, dass du nicht über deine Unterlippe stolperst, sie hängt ja fast bis zum Boden.«

»Missy brüllt mich schon den ganzen Nachmittag an, Delia.«

»Nicht nur dich, Schätzchen, das kann ich dir sagen. Brrr, ist das kalt hier draußen!«, sagte Delia, als sie die Tür aufstieß. Draußen war der Herbsthimmel so unfreundlich und grau wie ein Grabstein. »Das kann für Massas Kleinen nicht gut sein, dass er so durch die Gegend gezerrt wird«, sagte Delia kopfschüttelnd. »Der gute Gott hat gesagt, wenn das Jüngste Gericht irgendwann kommt, sollen wir beten, dass wir nicht im Winter fliehen müssen.«

Kitty sah Delia erstaunt an. »Ist das hier das Jüngste Gericht?«

»Sieht so aus, als würde Gott zumindest über ein paar Menschen urteilen«, murmelte Delia und deutete mit dem Kopf in Richtung Wagen. »Ich hätte nie gedacht, dass Massas Familie mal in einem alten Baumwollwagen fahren würde, der von einem Maultiergespann gezogen wird.«

Delia hatte recht. Die Maultiere, die vor den Wagen gespannt waren, wurden sonst nur von armen Leuten benutzt. Aber die konföderierten Soldaten hatten schon vor langer Zeit alle Pferde von Massa Fuller mitgenommen. Grady war an jenem Tag im Kutscherhaus geblieben, weil er nicht hatte zusehen wollen, wie sie weggeführt wurden. Seit er Massa Fullers Kutscher war, hatte Grady sich um diese Pferde gekümmert, als seien sie seine Babys, so wie Delia sich um Missy Claires Baby kümmerte. Jetzt, wo die Pferde nicht mehr da waren, musste Grady als Feldsklave arbeiten.

Kitty ließ ihre Last auf die Ladefläche des Wagens fallen. Der Fahrer stand neben einem Maultier und richtete das Zaumzeug. Es dauerte einen Augenblick, bis Kitty erkannte, dass es Grady war. Er sah noch dünner aus als beim letzten Mal, als sie ihn gesehen hatte, und seine Kleider hingen wie Lumpen an ihm. Sie sehnte sich danach, ihn in den Arm zu nehmen, aber als er den Blick hob und sie seine Miene sah, zögerte sie. Es war beinahe, als hielte er sie auf Abstand.

Aber Delia zögerte nicht einen Augenblick, sondern humpelte auf

Grady zu und schloss ihn in die Arme. »Herrgott, Schätzchen! Ich hätte dich beinahe nicht erkannt. Fährst du morgen Missy Claires Wagen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin lange genug Sklave gewesen«, sagte er leise. »Ich und die anderen werden uns heute Nacht in die Wälder schlagen. Wenn wir erst einmal die Yankees erreichen, sind wir alle frei.«

Seine Worte jagten Kitty einen Schauer der Angst über den Rücken. »Du kannst nicht weglaufen, Grady! Sie hetzen die Hunde auf dich, wenn du wegläufst!«

»Wer denn? Ist doch keiner mehr da, der uns jagen könnte, außer dem Aufseher. Und er kann uns schließlich nicht alle fangen, oder?« Er verschränkte die Arme vor der Brust und hob das Kinn. »Du musst nicht mit Missy Claire fahren, weißt du. Sie kann dich nicht zwingen mitzukommen.«

»Wie meinst du das? Sie ist unsere Missy. Wir müssen tun, was Missy sagt.«

»Nein, das musst du nicht«, erwiderte er mit tiefer, rauer Stimme. »Wir müssen überhaupt nicht mehr tun, was sie sagt, jetzt, wo die Yankees hier sind. Ihr könnt euch alle heute Nacht mit uns im Wald verstecken ... oder denkt ihr, Haussklaven sind zu gut, um mit Feldsklaven wegzulaufen?«

»Keiner denkt das«, sagte Delia.

»Dann kommt mit uns«, drängte er.

Kittys Blick wanderte nach Süden, in die Richtung, aus der die Yankeesoldaten kommen sollten. Der Himmel über den Bäumen in der Ferne schien aus einem dunkleren Grau zu sein, so als wäre er durch Rauch verdüstert. »Missy sagt, die Yankees sind nicht unsere Freunde«, erklärte sie Grady. »Sie sagt, sie machen sich über alle Frauen her und –«

»Weißt du denn nicht, dass die Weißen lügen?«

»Missy Claire lügt nicht! Ich bin bei ihr, solange ich denken kann, und sie –«

»Dann geh doch mit deiner feinen weißen Missy, wenn du unbedingt ihre Sklavin sein willst.« Grady spuckte vor sich auf den Boden, als hätten die Worte einen bitteren Geschmack in seinem Mund hinterlassen.

Kitty blickte wieder zum Wald. Sie hatte eine Todesangst, wenn sie daran dachte, dass sie sich an einem so schrecklichen Ort verstecken sollte. Schlangen und Spinnen und Alligatoren lebten in jenen Sümpfen, und die Aufseher jagten einen mit ihren bellenden Hunden. Wenn sie jemanden fingen, peitschten sie ihn aus, bis das Blut lief. Sie erinnerte sich daran, was ihren eigenen Eltern widerfahren war. Am liebsten wäre sie zu Grady gelaufen und hätte ihn angefleht, nicht zu gehen. Kitty hatte die Narben auf seinem Rücken gesehen, nachdem er schon einmal ausgepeitscht worden war.

Delia stand neben dem Wagen und sagte kein Wort. Aber sie alle blickten kurz darauf nach oben, als eines der Fenster im zweiten Stock mit einem lauten Knarren nach oben geschoben wurde. »Kitty! Komm sofort rauf!«

Kitty drehte sich um und rannte ins Haus. Auf halber Treppe fiel ihr ein, dass sie sich gar nicht von Grady verabschiedet hatte. Sie beeilte sich, die nächste Ladung Gepäck zu holen, aber als sie damit zum Wagen kam, war Grady fort. Ob sie ihn jemals wiedersehen würde?

Delia kam kurz darauf mit zwei weiteren Taschen die Treppe hinunter. Sie blieb stehen, um nach Luft zu schnappen, und lehnte sich gegen den Wagen.

»Was willst du tun, Delia?«, flüsterte Kitty. »Läufst du heute Nacht mit Grady weg und versteckst dich im Wald?«

»Was ich mache, lass mal meine Sorge sein. Du musst selbst entscheiden, was du tun willst. Keiner kann dir das sagen, nur Gott.«

»Entscheiden? Wie denn?« Kitty hatte noch nie eine selbstständige Entscheidung getroffen. Sie tat immer das, was Missy sagte, und durfte keine eigenen Ideen oder Wünsche haben. Eine Entscheidung zu fällen war etwas, das man lernen musste, so wie Lesen und Schreiben – und das hatte sie auch nie gelernt. Sie hatte nur gelernt zu gehorchen. »Ich weiß nicht, wie ich mich entscheiden soll«, sagte sie zu Delia. Ihre Worte waren nur ein Flüstern, als hätte sie zu viel Angst, sie laut auszusprechen.

»So schwer ist es gar nicht«, sagte Delia. »Stell dir einfach dein Leben als Geschichte vor. So, als würdest du sie irgendwann mal deinen Kindern am Feuer erzählen.« Delia war bei allen Sklaven in der Gegend als Geschichtenerzählerin bekannt, sie wusste, wie man seine Zuhörer fesselte. Sie gab Kitty einen Augenblick Zeit, um sich an den Gedanken zu

gewöhnen, und sagte dann: »Also, wie soll diese Geschichte ausgehen? Was wäre für dich ein ›Glücklich und zufrieden bis an ihr Ende?‹«

Darüber musste Kitty nicht einmal nachdenken. Das beste Ende wäre, wenn sie in Gradys Armen läge und ihn endlich sagen hörte, dass er sie genauso liebte, wie sie ihn. Sie würden für immer zusammen sein, und Grady würde wieder Massa Fullers Kutsche fahren und Kitty würde sich um Missy Claire kümmern, wie sie es immer getan hatte, und beide könnten sich darauf verlassen, dass der Massa sie nie getrennt verkaufen würde.

Aber dann dachte Kitty an Gradys bittere Worte, und sie wusste, dass das nie geschehen würde: »*Niemand kann dich lieben, bevor du lernst, dich selbst zu lieben, Mädchen. Du gehorchst dieser weißen Frau, als wärst du ihr Hund – als wärst du Dreck, den sie mit Füßen tritt. Glaubst du, ein Mann kann Dreck lieben? Glaubst du, ein Mann will einen Hund zur Frau?*«

Kitty wusste, was er meinte. Hatte Missy sie nicht erst heute Morgen gedemütigt, sie an den Haaren gezogen und geohrfeigt? Grady sagte, sie müsse sich selbst achten, bevor er sie achten könne. Aber wie sollte sie das tun? Würde er sie bewundern, wenn sie Missy ungehorsam war und weglief?

»Und, siehst du das Ende?«, unterbrach Delia Kittys Gedanken. Sie schloss die Augen und stellte sich vor, wie Grady sie im Arm hielt.

»Ja, Ma'am.«

»Was musst du jetzt tun, damit es dazu kommt? Der Anfang der Geschichte ist schon erzählt, das ›Es war einmal‹ kannst du nicht ändern. Aber du kannst den Mittelteil erfinden, damit das Ende so wird, wie du es dir wünschst.«

Welcher Weg führte zu Grady? Kitty versuchte sich vorzustellen, wie sie mit ihm weglief und nicht kam, wenn Missy sie rief, sondern sich im Wald versteckte, bis der Wagen abgefahren war. Aber was dann? Sie wusste nur, dass man ausgepeitscht wurde, wenn man den Weißen nicht gehorchte. Nein, es war einfacher, das zu tun, was sie immer getan hatte – Missy zu gehorchen, dem Wagen zu folgen, sich um ihre Herrin und ihr neues Baby zu kümmern. Aber war das nicht der Grund, warum Grady wütend auf sie war? Weil sie den Rücken krümmte und wie eine Sklavin dachte?

Plötzlich durchfuhr ein Furcht einflößender Gedanke Kitty: Wie

sollte sie Grady wiederfinden, wenn er in den Wald lief und Kitty mit Missy fuhr? Was wäre, wenn sie ihn nie wiedersah?

»Aber Delia«, sagte sie, »wie sollen Grady und ich uns denn wiederfinden, wenn er wegläuft und ich nicht?«

»Machst du dir deshalb Sorgen?« Delia seufzte laut. »Hör mal zu, Schätzchen. Vielleicht findest du den Jungen eines Tages wieder, vielleicht auch nicht. Aber zuerst muss Grady sich selbst finden. Und das musst du auch, Kindchen. Du auch.«

Alles verschwamm vor Kittys Augen, als ihr Tränen in die Augen traten. »Ich weiß nicht, was das bedeutet. Ich weiß nicht, wie ich mich selbst finden kann«, sagte sie. »Kannst du mir nicht einfach sagen, was ich tun soll, Delia?«

»Geh an den Anfang zurück«, sagte sie sanft. »Wie bist du bis hierhin, bis zu diesem Tag gekommen? Wenn du weißt, wo du anfängst, und wenn du weißt, wo du hinwillst, dann kannst du vielleicht auch den Weg dazwischen finden.«

Kitty kannte den Anfang – den Anfang von Gradys Geschichte ebenso wie ihren eigenen. Woher sie beide kamen, das wusste sie. Sie trocknete ihre Tränen und blickte zum Wald hinüber, während sie sich an eine Zeit erinnerte, als sie noch Anna geheißen hatte ...

TEIL I

Ich schreie zu Gott, so laut ich kann; ich schreie zu Gott, er wird mich hören. In meiner Angst suche ich den Herrn; nachts strecke ich die Hand nach ihm aus, ohne davon zu ermüden. Trost von Menschen kann mir nicht helfen! ... Hat der Herr uns für immer verstoßen? Will er sich nicht mehr erbarmen?

Psalm 77,2-3.8

KAPITEL I

Great-Oak-Plantage, South Carolina
1849

Anna stand auf der obersten Stufe vor dem Holzhaus und spähte in die Ferne. Es war zwecklos. Selbst auf Zehenspitzen konnte sie die Krone der großen Eiche nicht sehen. Sie war zu klein. Und das Kutscherhaus versperrte ihr die Sicht.

Hinter ihr quiekten und kicherten die anderen Kinder, während sie auf dem schlammigen Hof hinter den Sklavenbaracken spielten. Der Regen vom Abend zuvor hatte sich in seichten Pfützen gesammelt, und ihre Spielkameraden machten sich einen Spaß daraus, den Matsch zwischen den Fingern und Zehen zu zerquetschen und ihn auf ihre nackte braune Haut zu schmieren.

Anna wollte nicht im Matsch spielen. Und sie wollte auch keine Bilder im Dreck zeichnen, wie sie es sonst immer tat. Sie hatte letzte Nacht wieder den Traum gehabt, aber er war inzwischen so abgenutzt und fadenscheinig wie alter Baumwollstoff. Wenn sie nur die große Eiche noch einmal berühren und in die saftig grünen Wälder dahinter sehen könnte, würde der Traum vielleicht nicht ganz verblasen.

Der Baum schien viele Kilometer entfernt zu sein, in der Nähe des Großen Hauses, zu dem zu gehen man ihr verboten hatte. Old Nellie hatte gedroht, sie mit dem Hickorystock zu verprügeln, wenn sie noch einmal dort hinaufging. Aber Nellie war alt und konnte nicht gut sehen. Sie war zu müde und gebeugt, um mit den anderen Sklaven in den Reisfeldern zu arbeiten, deshalb passte sie jetzt den ganzen Tag auf die Kinder der anderen auf.

Die obersten Äste der großen Eiche wiegten im Wind und schienen Anna zuzuwinken. Plötzlich war es ihr egal, ob sie Schläge bekam; sie musste einfach gehen. Als Nellie ein Baby in die Hütte trug, witterte Anna ihre Chance. Sie schlich sich leise aus dem tristen Sklavenhof davon, wobei sie dicht an der Reihe verwitterter Baracken blieb und hoffte, dass niemand sie bemerken würde. Als sie das Kutscherhaus

erreicht hatte, bog sie in die Auffahrt und lief schneller, als sie außer Sichtweite war. Steine und zerkleinerte Austernschalen gruben sich in ihre bloßen Füße; brummende Fliegenschwärme warnten sie vor Pferdeäpfeln.

Schließlich erreichte sie den Rand des Rasenstücks und sah den Baum vor sich, dessen mächtiger Stamm und ausladende Äste eine dunkle Silhouette vor dem blauen Himmel bildeten. Blasses Silbermoos umrankte die Blätter und bewegte sich leicht im Wind. Anna trat vom Weg auf das warme, stachelige Gras und fing an zu rennen.

Die große Eiche, die der Plantage ihren Namen gab, stand auf einer Anhöhe oberhalb des Edisto Rivers, ein Wegweiser für Schiffe, die mit der Reisernte der Plantage nach Charleston fuhren. Anna rannte auf den Baum zu, als suche sie Schutz darunter, und legte ihre kleinen Hände auf die Rinde. Sie kam sich winzig daneben vor, aber zugleich auch irgendwie geborgen. Als sie in das Dach aus Ästen und Blättern über ihrem Kopf hinauf sah, erwachten die Erinnerungen.

Früher hatte es einmal einen großen, starken Mann gegeben, den sie »Papa« genannt hatte, einen Mann, zu dem sie sich hatte flüchten können. Seine Stimme war sehr tief gewesen und manchmal hatte er ihr etwas vorgesungen, eine gesummte Melodie ohne Worte. Die dunklen Äste der Eiche erinnerten sie an seine ebenholzfarbenen Arme, so stark und muskulös mit den hervortretenden Sehnen. Anna blickte zu den ausgestreckten Ästen des Baumes hinauf und dachte daran, wie Papas Arme sich ihr entgegengestreckt, sie hochgehoben und getragen hatten.

Sie schloss die Augen und lauschte dem Rascheln der Blätter und hörte das beruhigende Flüstern ihrer Mutter, das Rascheln ihrer Röcke. Mama war weich und wohlriechend gewesen, wie der Wind, der von den nahe gelegenen Blumenbeeten herüberwehte. Immer, wenn Anna in Mamas dunkle Augen geblickt hatte, hatte sie Zärtlichkeit und Liebe darin gesehen und eine Entschlossenheit, sie zu beschützen, die ihr ein Gefühl der Geborgenheit gegeben hatte.

Dann hatte sich alles geändert.

Eines Tages war der Ort, an dem sie lebten und aßen und schliefen, nicht mehr von geweißten Wänden umgeben gewesen, sondern von Bäumen – Bäumen und Büschen und Weinranken, die so groß und knorrig und dick waren, dass die Sonne nicht hindurchkam. Anna

erinnerte sich an das Geräusch der Palmensprösslinge, die über ihre Beine strichen und wie die Stimme ihrer Mutter raschelten: »Schhh, Anna ... schhh ... Du musst ganz leise sein.« An diesem Ort summte Papa sein Lied ganz leise.

Jetzt öffnete Anna die Augen wieder und nahm allen Mut zusammen, um in die Ferne hinter der großen Eiche zu spähen, über die letzten Schwaden des gemähten Grases hinweg bis dorthin, wo der Wald anfang. Sie musste die saftig grünen Farben des Waldes in sich aufsaugen und sich einprägen. Aber irgendeine tief sitzende Angst hielt sie davon ab, jemals an diesen schrecklichen Ort vorzudringen.

Der Wald, in dem sie mit Mama und Papa gelebt hatte, war genau wie diese Wälder dort drüben gewesen – feucht und grün und klebrig-heiß, aber voller Regenbogenfarben, die sie so liebte. Es hatte dort smaragdgrüne Decken aus dickem Moos an den Baumstämmen gegeben. Anna konnte sich noch immer daran erinnern, wie flauschig sich das Moos unter ihrer Hand angefühlt hatte. Die Bäume trugen lange graue Bärte aus Louisianamoos.

Manchmal hatte Papa sie auf seinen Schultern durch das grüne Labyrinth getragen, und in den Armen hielt er die Decke, in die ihr Hab und Gut gewickelt war. Manchmal ging Anna zu Fuß und folgte einfach Papas cremefarbenem, einfachen Baumwollhemd, dessen Stoff dunkle Schweißflecken unter seinen Armen und auf seinem Rücken zeigte. Die Erde fühlte sich feucht und weich unter ihren Füßen an, und winzige grüne Frösche hüpfen über den Weg.

Papa ging vorsichtig den Riesenschlangen und Klapperschlangen aus dem Weg, die sich über den Pfad schoben oder aufgerollt im gesprengelten Sonnenlicht lagen, aber er hatte keine Angst. »Sie tun dir nichts, wenn du ihnen nichts tust«, hatte er ihr erklärt.

Der Klang quakender, glucksender Frösche hatte die schwere Luft ebenso erfüllt wie das raue Summen der Zikaden und das Schwirren der Insekten. Anna schlug nach den riesigen, leuchtend grünen Libellen, die um ihren Kopf flogen. Moskitos und Mücken und Stechfliegen umschwärmten sie in einer summenden Wolke, an Armen und Beinen hinterließen sie ihre Stiche. Mama hatte ein rotes Tuch um Annas Kopf gebunden, so wie sie selbst es immer trug, um die Insekten aus ihrem dichten Haar fernzuhalten.

Einmal, als sie auf Papas Schultern ritt, waren sie unter einem Bo-

gen aus Ästen hindurchgegangen und sie hatte Spinnweben auf ihrem Gesicht gespürt. Sie hatte nach oben geschaut und eine riesige Spinne entdeckt, die mit ausgestreckten Beinen so groß war wie die Hand von Annas Mutter. Anna hatte vor Schreck aufgeschrien, aber Papa hatte schnell sein Bündel fallen lassen, sie von seinen Schultern gezogen und ihr den Mund zugehalten, um sie zum Schweigen zu bringen. Seine Bewegungen waren abrupt und rau gewesen, aber sein Blick sanft und gütig, als er flüsterte: »Ganz ruhig. Die Spinnen tun dir nichts. Sie sind groß, aber harmlos. Und sie sind auch Gottes Geschöpfe.«

Papa und Mama waren sehr, sehr lange gelaufen, so schien es ihr, und hatten kaum Rast gemacht, um zu schlafen oder zu essen. Immer, wenn Anna Hunger bekam, zog Mama ein Stück Maisbrot oder etwas geräuchertes Schweinefleisch aus der Tasche, die sie trug, und sagte: »Danke für dieses Essen, Jesus«, bevor sie es aßen. In der Dämmerung sahen sie manchmal Rehe. Eulen heulten nachts in der Dunkelheit, während Anna auf Papas Schultern oder in seinen Armen döste.

Sie kamen an Zypressen mit glockenförmigen Stämmen vorbei, die Anna an Reifröcke erinnerten. An manchen Stellen wurde der Pfad so morastig, dass Papas Füße darin versanken, und manchmal verschwand der Weg ganz im Sumpf. Dann waren nur winzige Bauminselfen übrig, die von Brackwasser umgeben waren. Papa sprang von einer Insel zur nächsten, bis sie zu weit voneinander entfernt waren, dann watete er durch das knietiefe Wasser. Er setzte Anna hoch auf seine Schultern und holte sein Messer heraus, während er nach Alligatoren Ausschau hielt. Er hatte ihr einen gezeigt, der im Wasser trieb wie ein Baumstamm, nur dass seine Augen und Schnauze über die Wasseroberfläche ragten.

Eines Tages endete der schmale Pfad neben einem Stück dunkelgrünem Gras. Papa hatte Anna zurückgehalten, als sie darauf zugegangen war. »Darauf kannst du nicht gehen, Anna«, flüsterte er. »Das ist kein Gras, sondern Wasser. Es trägt dich nicht.«

Anna glaubte ihm nicht. »Warum sitzt dann der Vogel darauf? Siehst du?«, fragte sie und zeigte mit dem Finger.

Papa schüttelte den Kopf. »Er sitzt nicht.« Er warf einen Kiesel nach dem Vogel, und als er sich auf eleganten weißen Flügeln in die Luft

erhob, hingen die langen Beine wie Stöcke kurz in der Luft. Dann verschwanden sie unter seinem Körper und waren wieder versteckt, so wie sie im Wasser versteckt gewesen waren.

Aber so schön der Wald auch gewesen war – Anna dachte mit Angst an ihre Reise zurück. Ihre Familie war vor etwas davongelaufen. Anna wusste nicht, wohin und warum sie flohen, aber in den Gesichtern ihrer Eltern sah sie Schrecken und Verzweiflung. Mama blickte sich bei jedem neuen Geräusch um, und Papa blieb hin und wieder stehen und lauschte, wachsam und misstrauisch. »Herr Jesus, hilf uns«, murmelte er dann. »Sei ein Licht auf unserem Weg.«

Mit der Zeit bekam auch Anna Angst, weil sie die Anspannung ihrer Eltern spürte und in sich aufsog. Selbst jetzt, wo sie unter der großen Eiche auf der Plantage stand und zu dem entfernten Wald hinüberblickte, spürte sie diese Angst in ihrem Bauch.

Ihre Reise hatte im Schrecken geendet. Eines Tages hörte Anna ein neues Geräusch in der Ferne, ein barsches Brüllen, und sie bekam eine Gänsehaut. Papa war stehen geblieben, um ebenfalls zu lauschen, als auch er das ferne Bellen gehört hatte, und sein Gesicht wurde vor lauter Verzweiflung ganz grau.

»Nein ...«, stöhnte er. »Bitte, Herr Jesus ... nicht ...«

Mama umklammerte seinen Arm. »Was? Was ist?«

»Hunde. Sie verfolgen uns mit Hunden.« Papa hob Anna auf den Arm und fing an zu rennen.

Das Gebell kam näher. Gleichzeitig vernahmen sie das entfernte Krachen von Gewehrschüssen. Kugeln schossen durch die Blätter hindurch um ihre Köpfe wie Wespen. Papa rannte und rannte mit Mama und Anna und blieb nicht ein einziges Mal stehen, obwohl er keuchend nach Luft schnappte. Sie duckten und wanden sich durch die verworrenen Wälder und Sümpfe und suchten verzweifelt nach einem Ort, an dem sie sich verstecken konnten. Die Hunde waren jetzt schon viel näher und ließen das Wasser aufspritzen. Rufe hallten durch den Wald, Männerstimmen, die ihnen befahlen, stehen zu bleiben. Die Männer waren zu Pferd. Anna konnte die Hufe hören, die auf dem Weg dröhnten und durch den Sumpf platschten und immer näher kamen.

Papa rannte immer weiter, aber es war sinnlos. Die Hunde hatten sie gefunden, und in dem finsternen Sumpf gab es keinen Ort,

an dem sie sich verstecken konnten. Die Hunde hetzten durch den Wald, näherten sich ihnen wie ein einziges, zähnefletschendes Ungeheuer, schnappten nach Papas Beinen, zerrissen Mamas Rock und zwangen sie anzuhalten. Papa hielt Anna hoch, sodass die Tiere sie nicht erreichen konnten, und versuchte sie mit Fußritten abzuwehren. Aber drei weiße Männer erschienen plötzlich auf ihren Pferden, ihre Waffen im Anschlag.

»Herr Jesus, hilf uns!«, hauchte Papa.

Anna vergrub ihr Gesicht an Papas Brust, als er die Arme sinken ließ und Anna fest an sich drückte. Sie hatte Angst sich umzudrehen, Angst zu schreien oder ein Geräusch zu machen. Dann schrie Mama, und Anna spürte, wie ihr Vater zusammenzuckte. Er versuchte, Anna zu beschützen und stehen zu bleiben, als die Männer mit ihren Gewehren auf ihn einschlugen. Irgendwann wankte Papa und fiel auf die Knie, Anna noch immer im Arm. Mit seinem eigenen Körper beschützte er Anna, als die Männer und Hunde ihn angriffen. Der Rest des Traums wurde zu einem Albtraum, an den sie sich nicht mehr erinnern konnte – oder wollte.

»Anna! Komm hierher!«

Aus ihren Gedanken gerissen blickte sie um sich und sah, wie Old Nellie ihr von der anderen Seite des Hofes zuwinkte. »Anna? Hörst du mich? Ich sagte, du sollst herkommen!« Die alte Frau stand am Kutscherhaus, denn weiter vor wagte sie sich nicht.

Anna presste ein letztes Mal die Handflächen gegen den dunklen Baumstamm und warf noch einmal einen flüchtigen Blick zum entfernten Wald hinüber. Dann drehte sie sich um und rannte über den Rasen zur Slave Row hinunter. Old Nellie hatte eine Gerte aus Walnussholz in der Hand, sie packte Anna am Arm, als sie vorbeilief, und schlug den ganzen Weg zur Hütte auf ihre bloßen Beine ein.

An diesem Abend lag Anna allein in der Dunkelheit und klammerte sich an die Erinnerungen, die die große alte Eiche wachgerufen hatte. Sie war sich nicht mehr sicher, ob die gescheiterte Flucht durch die Sümpfe Wirklichkeit gewesen war – oder ob sie jemals eine Mama und einen Papa gehabt hatte. Bevor sie wegdämmerte, wünschte sie sich, dass sie in ihren Träumen wiederkämen und der Traum diesmal anders ausgehen würde.

KAPITEL 2

Richmond, Virginia
1853

»Steh auf, Junge.«

Grady schlug die Augen auf. Gilbert stand über ihn gebeugt und rüttelte ihn wach. War es schon Morgen? Es schien zu dunkel, zu still auf dem Dachboden über der Küche, als dass es hätte Morgen sein können. Er hörte das schwache Trommeln von Regentropfen auf dem Dach.

»Steh auf«, wiederholte Gilbert. »Massa Fletcher will, dass du kommst.«

Die Dringlichkeit in Gilberts Stimme ließ Gradys Herz schneller schlagen, sodass es wie der Regen trommelte. Und da war noch etwas, das Grady nicht richtig einordnen konnte – etwas, das nicht stimmte. Der Tag fing ganz falsch an. Massa Fletchers Diener kam nie auf den Dachboden, um ihn zu wecken. Massa Fletcher wollte nie mit Grady sprechen.

»Aber warum? Was will er denn?«, fragte Grady. Seine Bewegungen waren träge, seine Glieder noch schwer vom Schlaf, als er seine Hosen anzog.

Gilbert öffnete den Mund, als wollte er antworten, aber dann sprach er doch nicht. Er wandte schnell den Blick ab, aber nicht, bevor Grady gesehen hatte, dass Gilberts Kinn zitterte, so wie es bei Frauen war, bevor sie anfangen zu weinen. »Wenn du Schuhe hast«, sagte Gilbert mit heiserer Stimme, »dann zieh sie besser an.«

Ein Gefühl der Übelkeit erfasste Gradys Magen, als er die Leiter in die Küche hinunterstieg. Es roch nach gebratenem Schinken und frischen Brötchen, aber auch hier stimmte etwas nicht. Esther machte sich nicht wie sonst immer in der Küche zu schaffen, klirrte nicht mit den Töpfen und schrie Luella nicht an. Stattdessen stand sie neben dem Herd, die Hände vor den Mund gehalten, als wollte sie verhindern, dass etwas Schreckliches herauskam. Tränen liefen ihr über das breite Gesicht, so wie der Regen das Küchenfenster hinunterrann.

Esther ließ Grady nicht ein einziges Mal aus den Augen, als er die letzten Stufen der Leiter hinabstieg und langsam auf die Tür zuing. Er wollte Esther fragen, was los war, aber bevor er sprechen konnte, streckte sie plötzlich die Arme aus, zog ihn an sich und drückte ihn so fest, dass ihm beinahe die Luft wegblieb. Ihr Körper zitterte so, wie er es tat, wenn Eli eine lustige Geschichte erzählte, aber Esther lachte nicht.

»Komm, komm«, sagte Gilbert. »Tu das nicht, Esther. Lass.« Er befreite Grady aus ihren Armen und schob ihn zur Tür. Die Übelkeit in seinem Magen nahm zu, als er in den kalten Regen hinaustrat. Dann erstarrte er, als er die schrecklichen, schmerzverzerrten Schreie seiner Mutter vernahm.

»Nein ... *nein!*«

Sie kam vom Großen Haus aus in ihrem Nachthemd auf ihn zugehau, ihre Augen vor Angst weit aufgerissen. »*Bitte* nehmt ihn mir nicht weg. Bitte nehmt mir meinen Jungen nicht. *Bitte!*«

Eli folgte dicht hinter ihr und hielt sie zurück, bevor sie Grady erreicht hatte. »Mama!«, schrie er. Er wollte zu ihr laufen, aber ein weißer Mann, den Grady noch nie zuvor gesehen hatte, stürzte sich auf ihn, packte ihn am Arm und verdrehte ihn schmerzhaft, während er ihn fortzog.

»He! Komm hierher zurück, Junge!«

Grady begann zu kreischen. Das taten Menschen, wenn sie von einem Albtraum erwachten – und nichts anderes konnte das hier sein. Er schrie und schrie und hoffte, er würde aufwachen und sehen, wie seine Mama sich über ihn beugte, und Esthers vertrauten Lärm unten in der Küche hören. Er würde diesen Tag noch einmal von vorn beginnen, so wie die Tage immer anfangen, indem er Wasser trug und Holz für das Feuer in der Küche holte und Eli mit Massa Fletchers Pferden half. Am Nachmittag, wenn Missy Caroline mit ihrem Unterricht im Großen Haus fertig war, würden sie zusammen im warmen Sonnenschein Virginias im Garten spielen.

Aber Grady wachte nicht auf. Das hier war kein Traum. Er schrie um Hilfe, während er sich wand und um sich trat und sich verzweifelt bemühte, aus dem Griff des Fremden zu entkommen. Trotz seines eigenen Schreiens konnte er die Schreie seiner Mama hören.

»Bitte schicken Sie meinen Jungen nicht weg. Ich flehe Sie an, Massa! Bitte!«

Ein zweiter Weißer packte Grady am anderen Arm und gemeinsam schleppten sie ihn den gepflasterten Weg zur Straße hinunter. Massa Fletcher stand am schmiedeeisernen Tor, die Arme vor der Brust verschränkt. Der Regen färbte die Schultern seines Mantels und seine Hutkrempe dunkel, während er ruhig zusah, wie Grady weggeschleppt wurde. Dem Schreien und dem qualvollen Weinen seiner Mama gegenüber war er taub.

»Nein! Nehmen Sie mir meinen Jungen nicht! Er ist doch alles, was ich habe! Bitte, Massa! Nein!«

Einen Moment lang sah Grady Massas kalte, dunkle Augen, und weder Mitleid noch Reue lag darin. Dann zerrten die Fremden Grady aus dem sicheren Garten und stießen ihn zu einem Wagen, der am Straßenrand stand und mit Schwarzen vollgeladen war. Die beiden Männer hoben Grady wie einen Futtersack hoch und warfen ihn auf die Ladefläche.

Grady versuchte, sich freizukämpfen, als die feuchten Körper der Fremden ihn von allen Seiten bedrängten und am Boden hielten. Der Regen durchweichte seine Kleider und rann zusammen mit seinen Tränen über sein Gesicht. Mit einem Ruck setzte der Wagen sich in Bewegung.

»Mama!«, schrie er.

»Lass die Weißen nicht hören, dass du weinst!« Die flüsternde Stimme in Gradys Ohr war eindringlich, fordernd. »Du darfst ihnen nie diese Macht über dich geben.«

Aber Grady konnte nicht aufhören zu weinen, selbst wenn er es gewollt hätte. »Mama! Ich will meine Mama!«

»Sie dürfen das nicht wissen«, sagte der Mann wieder. »So halten sie uns klein, so quälen sie uns. Zeig ein bisschen Stolz, Junge.« Der Mann packte Grady am Arm, aber er strampelte und wand sich weiter und versuchte verzweifelt, sich zu befreien.

»Ist ja gut ... hör auf ...«, besänftigte ihn die Stimme einer Frau. »Es nützt nichts zu kämpfen. Du tust dir nur weh, wenn du vom Wagen fällst, und sie kriegen dich sowieso.« Jemand hielt seine Füße fest, um ihn am Treten zu hindern. Die Hände, die ihn festhielten, hatten alle Fesseln und Ketten an den Handgelenken. Das kalte Me-

tall stieß gegen Grady, während der Wagen den Hügel hinunter in die Innenstadt von Richmond holperte.

Grady kämpfte und wand sich noch immer, schluchzend vor Wut und Angst, als der Wagen endlich zum Stehen kam. Jeder Zentimeter seines Körpers schmerzte, und seine Kehle brannte vom Schreien. Die beiden weißen Männer kletterten vom Kutschbock und brüllten Grady und die anderen an, dann stießen sie sie wie Tiere vorwärts und scheuchten sie in ein festungsartiges Gebäude. Dunkle Gesichter spähten hinter vergitterten Fenstern hervor. Bei jeder Bewegung, die die Gefangenen machten, hörte Grady das rasselnde, klirrende Geräusch von Eisenketten. Die kratzten über die Pflastersteine, als sie sich in das Gebäude schleppten, und sie baumelten von ihren Handgelenken, wenn sie sich den Regen aus dem Gesicht wischten. Nur Kinder wie Grady waren nicht angekettet.

Er musste beten. Jesus würde ihm helfen. Eli sagte, dass Massa Jesus immer zuhörte und immer bereit war, seine Gebete zu beantworten. »Bitte hilf mir, Massa Jesus«, murmelte er. »Bitte, bitte hilf mir!« Er blickte sich immer wieder um und hielt Ausschau nach Hilfe, während er darauf wartete, dass Jesus kam. Aber einer der weißen Männer zog ihn durch das Tor und schlug es hinter ihm zu.

In der Festung trennten seine Entführer die Männer von den Frauen und Kindern und stießen sie in zwei verschiedene Gefängniszellen. Der große Sklave, der auf dem Wagen mit Grady gesprochen hatte, zog ihn mit sich in die Männerzelle. Trotz und Wut lagen in der Luft, während die Weißen anwesend waren, aber sobald die Tür zuschlug und die Männer weg waren, konnte Grady die Verzweiflung seiner Mitgefangenen spüren. Sie war so greifbar, dass sich ihm der Magen umdrehte. Er zitterte am ganzen Körper. Warum geschah all das mit ihm?

Die Zelle war leer und unbeleuchtet, und auf dem Boden lag Stroh. Der Gestank von Schmutz erfüllte jeden Atemzug, den Grady tat. Eli hielt selbst Massas Ställe sauberer als das hier. Grady wollte nicht mit dem Dreck in Berührung kommen, aber außer dem Boden gab es nichts, wo er hätte sitzen können. Als die Stunden vergingen und er vor lauter Angst zu schwach wurde, um noch länger zu stehen, sank er schließlich doch zu Boden und zog zitternd die Knie bis zum Kinn an. Jeder Mann in dem überfüllten Raum schien ganz für sich zu

sein und die anderen nicht wahrzunehmen, als wären sie nicht nur in dieser Zelle eingeschlossen, sondern auch in sich selbst.

Grady schloss die Augen und versuchte, sich das Gesicht seiner Mutter vorzustellen. Sie war normalerweise immer fröhlich und summte oder sang unentwegt, während sie ihre Arbeit tat. Aber jetzt konnte er sich nur noch an das Entsetzen erinnern, das er an diesem Morgen in ihrem Blick gesehen hatte, und an den Schmerz, der in ihrer Stimme gelegen hatte. Er versuchte sich an die Berührung ihrer anmutigen Hände zu erinnern, wenn sie ihn trösteten oder streichelten – aber es gelang ihm nicht. Er spürte einen tiefen Schmerz in der Mitte seiner Brust.

Sehr lange kauerte Grady so auf dem Fußboden und fragte sich, warum er hier war. Jemand hatte einen schrecklichen Fehler gemacht. Sie würden es bald merken, und Eli oder Gilbert oder vielleicht sogar Massa Fletcher selbst würde mit der Kutsche in die Stadt fahren und die Gefängniswärter dazu bringen, die Tür aufzuschließen. Sie würden ihn zurück nach Hause zu seiner Mutter bringen. Er neigte den Kopf und betete so, wie Eli es ihm beigebracht hatte. »Hilf mir, Massa Jesus! Bitte, bitte hol mich aus diesem schrecklichen Ort.« Mehrmals wiederholte er die Worte im Stillen, aber der ganze Tag verging, der Regen draußen fiel weiter und niemand kam ihm zu Hilfe.

Als es dämmerte und in der trostlosen Zelle kalt und dunkel wurde, roch Grady etwas zu essen und hörte die Stimmen der weißen Gefängniswärter vor der Tür. Als seine Mitgefangenen die Stimmen hörten, schien ein Funke aus Hass wie ein Blitz durch die Luft zu zucken. Hängende Schultern strafften sich im Zorn, und Augen, die gerade noch kummervoll dreingeblickt hatten, erstarrten jetzt vor Wut.

Der große Sklave zog Grady hoch. Er packte Gradys Gesicht mit seiner großen Hand und drehte es zur Decke. »Hör auf Amos, Junge. Halte das Kinn hoch. Lass sie nicht sehen, dass du weinst.« Der harte Knoten des Kummers in Gradys Brustkorb schwoll an und wuchs, genährt von all dem Hass um ihn herum.

Die Wärter versorgten erst die andere Zelle mit Essen. Grady hörte, wie die Frauen sich darum stritten und die Kinder weinten. Amos' leise Stimme drang durch die Zelle der Männer und rief alle zusammen. »Benehmt euch nicht wie Tiere«, befahl er. »Dafür halten sie uns. Zeigt ihnen, dass wir Menschen sind.«

Als das Essen kam, teilten die Männer es unter sich auf, ohne sich gegenseitig beiseite zu stoßen oder wegzudrängen. Aber sie mussten mit den Händen essen und Wasser aus einem Trog trinken, als wären sie Hunde. Amos gab Grady etwas zu essen, aber er bekam es nicht hinunter, weil sein Magen ein einziger schwerer, kalter Klumpen aus Angst war.

In der Zelle wurde es finster, und die Männer legten sich zum Schlafen auf den Boden, wo immer sie ein Plätzchen fanden. Grady saß da, die Arme um die Knie geschlungen, und dachte an sein Bett auf dem Dachboden über der Küche. Jetzt, wo es dunkel war und niemand ihn sehen konnte, konnte er so viel weinen, wie er wollte. Aber er schien keine Tränen mehr übrig zu haben. Den ganzen Tag hatte er gebetet und Massa Jesus um Hilfe angefleht. Warum hatte er nicht geantwortet?

Amos lag neben ihm und hatte die Hände unter seinen Kopf gelegt. »Hör auf, an zu Hause zu denken, Junge«, sagte er. »Du gehst nicht mehr dorthin zurück.«

Grady schluckte und sprach zum ersten Mal seit diesem Morgen. »W-warum sind wir im Gefängnis?«

»Hast du noch nie von einer Sklavenuktion gehört?«

Grady schüttelte den Kopf, doch dann wurde ihm bewusst, dass Amos ihn im Dunkeln nicht sehen konnte. »Nein, Sir.«

»Du wirst an einen neuen Besitzer verkauft. Das machen sie mit Sklaven – sie kaufen und verkaufen uns wie Vieh.«

»Meine Mama –«, begann Grady, aber Amos schnitt ihm das Wort mit einem zornigen Aufschrei ab.

»Es reicht! Du siehst deine Mama nie mehr wieder, solange du lebst.«

Grady presste sich die Handballen vor die Augen, um die Tränen zurückzuhalten.

»Du kannst genauso gut die Wahrheit erfahren, Junge, damit du dir keine Hoffnungen machst. Du kommst nie mehr nach Hause zu deiner Mama. Du wirst an einen neuen Massa verkauft, der dich woanders hinbringt.«

Mit ersticker Stimme brachte Grady nur ein einziges Wort heraus: »Warum?«

Amos atmete hörbar aus. »Vielleicht braucht dein alter Massa das

Geld, vielleicht hast du etwas gemacht, vielleicht hat er einfach die Nase voll von dir. Er braucht dafür keinen Grund. Du bekommst jetzt einen neuen Massa. Wirst schnell genug herausfinden, ob er gut oder schlecht ist.«

Grady legte sich aufs Stroh und vergrub das Gesicht in den Händen, um seine Schluchzer zu dämpfen. Das durfte nicht wahr sein. Seine Mama würde ihn suchen und retten. Sie würde ihn nicht an diesem schrecklichen Ort bleiben lassen oder erlauben, dass er an einen neuen Herrn verkauft wurde. Massa Jesus würde ihr zeigen, wo er war.

»Schlaf jetzt«, sagte Amos. Seine Stimme klang nicht mehr wütend. »Du wirst in diesem Leben nur in den Zeiten deine Ruhe haben, in denen du schläfst.«

Die Worte eines Psalms, den Eli ihn gelehrt hatte, kamen Grady in den Sinn: *Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein du, Herr, hilfst mir, dass ich sicher wohne.* Eli hatte zu ihm gesagt, er solle sich diese Worte vorsagen, wann immer ein Unwetter oder Sturm ihn nachts ängstigte und er nicht schlafen konnte. Eli hatte ihm versprochen, dass Massa Jesus immer bei ihm sein und gut auf ihn aufpassen würde. »*Hast du diese Worte gut in deinem Herzen versteckt?*«, hatte Eli immer gefragt, und Grady hatte dann auf seine Brust getippt und gesagt: »*Hier sind sie, Eli. Sie sind alle da drin versteckt.*« Aber an diesem gottverlassenen Ort fühlte Grady's Herz sich ganz anders an, als wäre es zu schwer, um es in der Brust herumzutragen. Er lag noch lange wach und hörte zu, wie die Männer schnarchten und die Frauen weinten. Und zum ersten Mal im Leben hatte Grady Angst vor dem nächsten Tag.



Als er am nächsten Morgen aufwachte, wusste Grady zuerst nicht, wo er war. Dem Geruch nach zu urteilen, konnte es gut sein, dass er im Stall eingeschlafen war. Er setzte sich auf und sah sich um. Blasse Sonnenstrahlen fielen durch ein vergittertes Fenster hoch oben in der Mauer – und er erinnerte sich. Grady legte sich wieder hin, vergrub das Gesicht in seinen Armen und weinte.

Nach einem Frühstück aus Maisfladen und Schweineschwarten

trieben die Wachen Grady und die anderen Männer hinaus in einen eingezäunten Hof mit hohen Steinmauern und einem verriegelten Tor. Eine Traube Männer drängte sich um das Tor und versperrte den Blick auf die Straße, aber Grady konnte Kutschen und Pferde vorbeifahren hören. Das unaufhörliche Geräusch von schleifenden, rasselnden Ketten hallte in seinen Ohren wider und klang wie gedämpfte Schlittenglocken.

Der Regen hatte aufgehört. Über seinem Kopf sah Grady einen Flecken Himmel, an dem Möwen kreisten. Die Sonne schien, aber sie wirkte kälter und schwächer als die Sonne, unter der er zu Hause mit seiner Freundin Caroline gespielt hatte. Er dachte an sie, als ein dünner kleiner Spatz über ihm auf der Mauer landete und nach den Steinen pickte. »Das Mädchen isst weniger als ein Spatz«, hatte Esther immer gesagt. Caroline war älter als Grady, aber kleiner und so zart wie ein Vogel. Seit Grady denken konnte, hatten sie zusammen im Garten gespielt und Eli mit ihren endlosen Fragen belästigt.

Caroline hatte weiße Haut wie ihr Vater, Massa Fletcher. Weiße Haut wie Gradys Gefängniswärter. Die Hautfarbe eines Menschen war Grady bislang nie wichtig gewesen, aber gestern war ihm bewusst geworden, dass er ein Schwarzer war, ein Sklave wie all die anderen dunkelhäutigen Menschen, die mit ihm hier gefangen waren. Die Männer auf der anderen Seite der Gitter, diejenigen mit dem Schlüssel, waren weiß.

»Gott passt auf die Spatzen auf«, hatte Eli zu ihm gesagt. »Er weiß, wenn einer von ihnen abstürzt.« Eli hatte immer so sicher gewirkt. Aber warum hatte Gott gestern nicht auf Grady aufgepasst, als diese Männer ihn gepackt und an diesem Ort eingesperrt hatten? Warum hatte er Gradys Bitten um Hilfe nicht erhört? Massa Jesus war vielleicht immer noch bei Eli und Caroline und Mama, aber wie es aussah, kam er nicht in die Nähe dieses Ortes. Hier waren keine Worte von Jesus in Gradys Herzen versteckt. Der Spatz hüpfte auf der Mauer entlang und flog dann fort. Tränen stiegen in Gradys Augen.

Die Stimme des großen Sklaven erklang hinter Grady: »Das ist Freiheit, Junge.« Grady drehte sich nicht um, weil er nicht wollte, dass Amos seine Tränen sah. »Freiheit bedeutet, einfach wegzufiegen, wann immer du willst, zu reisen, wohin du willst – genau wie ein Vogel. Ich warte nur auf den richtigen Zeitpunkt, und wenn sich

die Gelegenheit bietet, fliege ich auch fort. In der Zwischenzeit musst du die Sache planen, Junge. Dir überlegen, wohin du willst und wie du dorthin kommst. Sonst fangen sie dich sofort und peitschen dich aus, bis du dir wünschst, du wärest tot.«

Grady hatte keine Ahnung, wovon Amos sprach. In all den Jahren, die er mit Mama und Eli und den anderen über der Küche gelebt hatte, war er kaum je mit Angst oder Ungewissheit in Berührung gekommen. Er hatte gewusst, dass er nicht in das Große Haus gehen durfte, in dem Caroline wohnte, aber Grady hatte nie einen Mangel an Freiheit verspürt, bis diese weißen Männer ihn gegen seinen Willen fortgeschleppt und ihn hinter Gitter gebracht hatten.

Die Zeit, in der die Sklaven sich draußen bewegen durften, endete viel zu schnell. Die Wachen trieben sie in die Zelle zurück, wo sie eine weitere lange Nacht verbringen mussten. Früh am nächsten Morgen kamen die Gefängniswärter und befahlen ihnen, sich bis auf die Unterhose auszuziehen, als Vorbereitung für die Auktion. »Zeigt ihnen, dass ihr kerngesund seid«, erklärte ein Wärter. Ohne ein Wort begannen die anderen Männer sich auszuziehen. Grady zögerte.

»Mach schon, Junge«, befahl Amos.

Die Röte stieg Grady ins Gesicht, während er sich an seinen Knöpfen zu schaffen machte. Vor Fremden hatte er sich noch nie ausgezogen. Er fing an zu zittern, nicht vor Kälte, sondern aus Scham wegen seiner Nacktheit. Der große Mann bohrte einen Finger in seine nackte Schulter.

»Steh aufrecht und stolz, hörst du? So hat Gott dich geschaffen, und es gibt keinen Grund, sich dafür zu schämen. Es sind die Weißen, die sich schämen sollten.«

Die Wachen trieben sie aus der Zelle und ließen sie über den Hof zu dem anderen Gebäude marschieren. Drinnen befahlen sie Grady und den anderen, sich auf einer erhöhten Plattform vor einer riesigen Menge Zuschauer aufzustellen. Grady zwang sich, nicht die Schultern hängen zu lassen und nicht zu weinen, obwohl er weiße Frauen und Kinder sah, die ihn anstarrten. Einen nach dem anderen stießen die weißen Männer die anderen Sklaven auf dem Podest nach vorne und versteigerten sie an den Höchstbietenden.

»Hier sehen Sie einen gesunden jungen Kerl«, sagte der Auktiona-

tor, als Grady an der Reihe war vorzutreten. Er spürte, wie Wut in ihm aufstieg, als er über die Köpfe der Zuschauer und Bieter hinweg in die Ferne starrte und sich weigerte, in ihre Gesichter zu sehen, während sie ihn anstarrten.

»Er sieht wohlgenährt aus, hat kräftige Knochen, gute Zucht«, sagte der Auktionator. »Ungefähr neun oder zehn Jahre alt, würde ich sagen. Dreh dich rum, Junge, und zeig uns deinen Rücken.«

Grady gehorchte.

»Sehen Sie? Keine Macken«, plapperte der Auktionator. »Er weiß, wie man sich benimmt. Dreh dich wieder um und heb die Arme, Junge.«

Grady hatte gesehen, wie die anderen Sklaven die Arme mit offenen Händen gehoben hatten. Er weigerte sich, diese Geste der Kapitulation zu vollführen. Er ballte die Hände zu Fäusten, ehe er sie hob. Gelächter lief durch die Menge.

»So, so«, kicherte der Auktionator. »An der Größe dieser Fäuste können Sie sehen, dass er mal ein großer, kräftiger Bursche wird. Gutes Zuchtmaterial. Wer bietet vierzig Dollar?«

Grady konnte nicht verstehen, was der Auktionator sagte, während die Zuschauer Gebote abgaben. Er blickte stur geradeaus und blinzelte nicht, bis der Auktionator »Verkauft!« schrie und Grady von der Plattform gezogen wurde. Jemand drückte ihm sein Hemd und seine Hose in die Hand und führte ihn fort, damit er seinen neuen Herrn kennenlernte.

Mr Edward Coop war ein ernster, scharfsinnig dreinschauender Mann über fünfzig, der mit einem makellosen dunklen dreiteiligen Anzug und einem gestärkten weißen Hemd bekleidet war. Sein braunes Haar war grau gesprenkelt und schütter, und die hohe Stirn ließ sein langes, schmales Gesicht noch länger erscheinen. Ein hängender Schnurrbart verbarg seinen ernsten Mund, und seine grauen Augen schienen kalt und durchdringend, als er Grady aus der Nähe musterte. Coops schwarzer Diener nahm ein Paar Hand- und Fußfesseln und versuchte, Grady zusammen mit den anderen Sklaven, die Coop erstanden hatte, an die Kette zu legen, aber Gradys Handgelenke und Fußknöchel waren so schmal, dass er sie herausziehen konnte.

»Du läufst doch nicht weg, oder, Junge?«, wollte Coop wissen. »Weißt du, was sonst passiert?«

Grady antwortete nicht. Er hatte keine Ahnung, was er sagen sollte. Coop hielt eine kurze Reitpeitsche in der Hand, und bevor Grady reagieren konnte, hob sein neuer Herr den Arm und ließ das Leder in zwei schnellen Schlägen über Gradys nackte Schultern zischen. Die Schläge brannten, als hätte ein heißes Schüreisen Gradys Haut versengt. Die plötzliche Gewalt und der Schmerz schockierten ihn, aber er zwang sich, nicht zu weinen, obwohl er zitterte.

»Jetzt weißt du es«, sagte Coop. »Wenn du versuchst wegzulaufen, bekommst du vierzig davon, sobald ich dich fange. Und ich werde dich fangen, das lass dir gesagt sein.«

Die Tränen, die Grady hinunterschluckte, schienen in seine Brust zu wandern, wo der Knoten aus Hass anschwell und brannte. Zu dem, was er für Massa Fletcher empfand, gesellte sich ein neuer Hass auf Edward Coop – Hass, der sich schnell auf alle weißen Männer ausdehnte. Denn Gradys Meinung nach bestand keinerlei Zweifel daran, dass sie für seinen Schmerz und Kummer und seine Angst verantwortlich waren. Weiße Männer hatten ihm das hier angetan. Und er hasste sie alle.

KAPITEL 3

Great-Oak-Plantage, South Carolina
1853

Es kam Anna vor, als hätte sie immerzu Hunger. Sie lebte in den Sklavenbaracken der Slave Row wie eine wilde Stallkatze und aß jeden Krümel, den andere ihr zuwarfen, hauste, wo immer sie sich abends in eine düstere Hütte schleichen konnte, und schlief in jedem Bett voller Kinder, das noch Platz bot. Im Winter war es einfacher als im Sommer, jemanden zu finden, an den man sich kuscheln konnte – solange es ihr nichts ausmachte, am Rand zu liegen, wo die kalte Luft hereinkam, und nicht in der Mitte, wo es schön warm war. Und Anna machte es nichts aus. Sie nahm jedes bisschen Wärme, das sie bekommen konnte, wick Schlägen aus, wenn sie jemandem im Weg war, und suchte sich genug zu essen, um ihren leeren Magen zu beruhigen.

Jeden Morgen, bevor die Sonne aufging, ertönte das Horn, um alle zu wecken. Die Leute standen auf, müde an Körper und Seele, als hätten sie gar nicht geschlafen. Sie sprachen kaum, während sie sich auf den Weg zu den Reisfeldern machten, und ihre schlanken Gestalten bewegten sich, als täte ihnen immer alles weh. Meistens sangen sie beim Gehen, und ihre Stimmen verklangen allmählich in der Ferne. Aber Anna erkannte am Klang dieser Lieder, dass die Arbeit auf den Reisfeldern sehr, sehr schwer war. Anna erschienen die Lieder mehr wie ein Stöhnen, so wie jemand im Schlaf stöhnt, wenn er einen Albtraum hat.

Es würde beinahe dunkel sein, bis die Erwachsenen wieder zurückkamen. Dann waren sie immer völlig erschöpft – Tag für Tag, Jahr für Jahr. Das war kein Leben, sondern nur ein ödes Dahinvegetieren, das aus Schufterei, Schlaf und noch mehr Schufterei bestand. Und das würde auch Annas Zukunft sein, in etwa einem Jahr vielleicht. Aber im Moment war sie noch zu klein, um auf die Reisfelder zu gehen, klein genug, damit Old Nellie sich um sie kümmerte, obwohl Anna eigentlich nicht viel Aufmerksamkeit brauchte.

Es war frühlingshaft warm an dem Tag, an dem Anna ins Kutscherhaus schlenderte und die Kätzchen entdeckte. Eine der Katzen hatte ihren Wurf in der Ecke hinter einem leeren Fass versteckt. Sie waren wilde Geschöpfe, beinahe so schreckhaft wie Anna selbst, aber sie streichelte sie jeden Tag, bis sie sich an sie gewöhnt hatten. Diese winzigen Bündel vereinten Freude und Schmerz in sich, wenn ihr weiches Fell wie Federn kitzelte und ihre Krallen wie Dornen kratzten. Sie wurden schnell Annas beste Freunde, auch wenn ihr von den spitzen Krallen die Tränen in die Augen schossen. Vor allem liebte sie die Wärme der Tiere, das Leben, das sie in ihren schnurrenden, knurrenden Bäuchen spürte.

Eines Tages, als die Kätzchen alt genug waren, um ihr Nest im Stall zu verlassen, trug Anna zwei von ihnen die lange Auffahrt hinunter und über den Rasen zu ihrem Lieblingsplatz unter der großen Eiche. Sie wusste, dass sie Schläge bekommen würde, weil sie sich so weit von der Slave Row entfernt hatte, aber es war ihr egal. Sie wollte diesen Ort mit ihren neuen Freunden teilen. Zusammen spielten sie auf dem schattigen Rasen und kletterten auf einen der tief herabhängenden Äste. Anna neckte die Kätzchen mit einem fedrigen Stück aus grauem Moos und sah zu, wie sie es zu fangen versuchten und sich dabei um die eigene Achse drehten. Dann, als sie und die Kätzchen vom Spielen ganz müde waren, rollte Anna sich mit ihnen unter dem riesigen Baum zusammen und schlief ein. Eine schrille Stimme weckte sie.

»Du hast Kätzchen! Gib mir eins!«

Anna schlug die Augen auf und sah, wie ein weißes Mädchen auf sie zugelaufen kam. Die Augen des Mädchens waren so blass wie Wasser, und ihre rosige weiße Haut erinnerte Anna an ein frisch gerupftes Huhn. Sie hatte zugesehen, wie die Küchenmägde einige Hühner mit heißem Wasser abgebrüht und ihnen alle Federn ausgerissen hatten, bis sie gar nicht mehr wie die Hühner aussahen, die im Hof herumliefen. So wirkte dieses merkwürdige Mädchen auf sie, das kaum den echten, lebendigen, dunkelhäutigen Menschen ähnelte, mit denen Anna zusammenlebte. Sie hatte die Weißen, die in dem Großen Haus lebten, bisher nur aus der Ferne gesehen, noch nie von so Nahem. Anna war sogar immer weggelaufen, wenn einer von ihnen näher gekommen war, weil sie Angst davor hatte, dass das,

was die tiefe, braune Farbe aus ihrer Haut hatte verschwinden lassen, auch ihr zustoßen könnte.

»Ich will ein Kätzchen«, forderte das blasse Mädchen. »Gib mir eins.« Ihre Stimme war sehr laut, und während sie auf Anna zukam, machte etwas unter ihrem Rock ein raschelndes Geräusch, wie ein Hund, der in den Büschen ein Kaninchen aufstöbert. Ihre Haare waren genauso hässlich wie der Rest des Mädchens – gerade wie Stroh und so dünn und farblos wie Rauch. Sie jagte Anna eine Todesangst ein, und natürlich hatten die Kätzchen genauso viel Angst wie sie. Sie liefen davon und versteckten sich in den Buchsbaumbüschen am Rande des Gartens. Aber Anna konnte nicht schnell genug aufstehen, um zu fliehen.

»He! Wo sind sie hingelaufen?«, fragte das Mädchen, die Hände in die Hüften gestemmt. Sie war größer als Anna und ein paar Jahre älter. Anna erkannte das, weil das weiße Mädchen ihre zweiten Schneidezähne schon hatte und Annas noch nicht durchgebrochen waren.

Das Mädchen stampfte mit dem Fuß auf. »Antworte mir! Wo sind die Kätzchen hingelaufen?«

»S-sie haben sich erschreckt«, sagte Anna.

»Dann fang sie und bring sie wieder her. Ich möchte eins in die Hand nehmen.«

Niemand hatte Anna jemals gesagt, dass sie den Weißen gehorchen musste, aber Anna wusste es trotzdem. Das Mädchen war laut und herrisch wie die weißen Aufseher, und der Blick in ihren Augen war so scharf wie ein Messer.

»Sie kratzen aber«, warnte Anna. »Kätzchen haben Krallen und sie kratzen.« Sie streckte ihre nackten Arme aus, um ihr die Kratzspuren zu zeigen, in der Hoffnung, dass das Mädchen seine Meinung ändern würde. Anna wollte ihre Kätzchen nicht teilen.

Das Mädchen schob das Kinn vor. »*Mich* kratzen sie nicht.«

Ihre Worte machten Anna neugierig. Sie wollte sehen, wie dieses hässliche, weißhäutige Mädchen die stacheligen Krallen der Kätzchen bändigen wollte. Und so ließ sich Anna auf den Boden nieder und kroch unter die Buchsbaumhecke, wo die Kätzchen verschwunden waren, und maunzte wie eine Katze, um eins von ihnen hervorzulocken. Das Mädchen drehte sich um und hüpfte davon, während sie

rief: »Mutter! Mutter, komm her. Die kleine Negerin hat Kätzchen und ich will eins.«

Anna spähte unter dem Busch hervor und sah eine große weiße Frau über den Rasen schlendern, gefolgt von Bertha, der Mammy im Großen Haus. Bertha schob einen merkwürdigen Korbstuhl mit Rädern und einem Schirm oben dran vor sich her, und darin saß ein fettes, kleines weißes Mädchen mit rundem, rosafarbenen Gesicht.

»Schrei nicht, Claire«, sagte die große Frau. »Junge Damen schreien nicht.«

»Das Negermädchen hat Kätzchen«, sagte Clair. »Ein graues und ein gestreiftes habe ich gesehen. Ich habe dem Mädchen gesagt, dass ich eins haben will, aber sie sind unter den Busch gelaufen.«

»Dann ist es ja gut. Das sind wilde Tiere, Claire. Sie tragen wahrscheinlich alle möglichen Ungeziefer und Krankheiten mit sich herum. Ich will nicht, dass du in ihre Nähe gehst.«

»Aber ich will eins! Ich will es mit in mein Zimmer nehmen und behalten.«

»Unter keinen Umständen! Ich werde nicht zulassen, dass wilde Katzen in unserem Haus herumrennen. Sie machen die Möbel und alle Teppiche kaputt.«

Plötzlich schien es, als wäre ein unsichtbares Tier auf das Mädchen gesprungen und wollte ihr Arme und Beine ausreißen. Claire warf sich auf den Boden und trat und heulte und machte einen entsetzlichen Lärm. »Ich will eins! Ich will ein Kätzchen! Ich will nicht allein in meinem Zimmer schlafen!«, jammerte das Mädchen.

Anna hatte noch nie etwas so Furchterregendes gesehen, und sie konnte sich auch gar nicht vorstellen, was dem Mädchen fehlte. Aber seine Mutter schien nichts Merkwürdiges daran zu finden. »Du weißt doch, dass Mammy Bertha bei der kleinen Katie im Zimmer schlafen muss.«

»Ich hasse Katie! Ich will, dass Mammy bei mir schläft, und wenn ich Mammy nicht haben kann, dann will ich ein Kätzchen!«

»Tut mir leid, aber das kommt nicht in Frage. Sie sind nichts als rühdige alte Stallkatzen. Aber wenn du aufhörst, dich so aufzuführen, dann kauft dir dein Vater vielleicht einen kleinen Hund, wenn er das nächste Mal nach Charleston fährt.«

»Nein, jetzt! Ich will jetzt ein Kätzchen! Sag dem Negermädchen, dass es eins für mich fangen soll.«

Das zornige Gesicht des Mädchens war so Angst einflößend, dass Anna sich wieder hinkniete und anfang zu miauen und so zu tun, als wäre sie eine Katze, um eins der Katzenjungen aus seinem Versteck zu locken. Von einer Sekunde zur anderen verwandelten sich Claires Tränen sich in Gekicher. Anna hatte keine Ahnung, wie sie das machte – einfach so umzuschalten, schneller, als man blinzeln konnte.

»Sie ist lustig, Mama«, sagte Claire. »Wenn ich sie sehe, muss ich lachen. Ich will, dass das Negermädchen mein Kätzchen ist.«

»Du lieber Himmel, Claire. Sie ist genauso schmutzig wie diese Katzen. So ein Wesen können wir doch nicht im Haus haben.«

Das schreckliche Heulen fing wieder von vorne an, und Anna wollte sich in den Büschen bei den Katzen verstecken. Claires Mutter musste gewusst haben, dass sie dem Lärm nur dann ein Ende würde machen können, wenn sie ihrer Tochter ihren Willen ließ, denn das tat sie schließlich.

»Also gut, Claire. Ist ja gut. Hör auf zu jammern. Mammy kann für das Negermädchen in deinem Zimmer eine Decke auf den Fußboden legen. Aber zuerst müssen wir seine Familie finden. Wir wollen doch nicht, dass es mitten in der Nacht nach seiner Mutter ruft und alle aufweckt.« Sie beugte sich hinunter, um mit Anna zu sprechen, wobei sie die Nase rümpfte, als hätte sie etwas Unangenehmes gerochen. »Du da ... komm aus dem Busch heraus und sag uns deinen Namen.«

»Sie heißt Kitty«, sagte Claire, bevor Anna antworten konnte. »Ich werde sie Kitty nennen, weil sie das ist – meine eigene kleine Kittenkatze!«

Anna kam unter dem Busch hervorgekrochen und sah, dass die wütende rote Farbe aus Missy Claires Gesicht zu weichen begann. Ihre Mutter wandte sich an das Kindermädchen.

»Bertha, weißt du, zu wem die kleine Negerin gehört?«

»Die da? Sie gehört zu niemandem, Missus Goodman. Ihre Mama ist schon lange tot.«

»Na, dann komm mit«, sagte Missus Goodman, aber sie klang nicht begeistert. »Wir fangen damit an, dass wir sie sauber machen.

Sie kann jedenfalls nicht so schmutzig ins Haus kommen. Ich will nicht, dass sie Flöhe anschleppt.«

Anna stand auf, aber Claire drückte sie wieder zu Boden. »Nicht auf zwei Beinen. Kittekätzchen laufen nicht auf zwei Beinen. Und du musst für mich miauen.«

Sie gehorchte und folgte Claire auf allen vieren, den ganzen Weg über den Rasen bis zum Hof vor der Küche, wo die Haussklaven lebten. Daisy und zwei andere Sklavinnen hatten die Waschbottiche aufgestellt und waren mit der Wäsche beschäftigt. Missus Goodman gab ihnen Anweisung, Anna ebenfalls zu schrubben. »Ich will nicht, dass sie Flöhe oder Läuse ins Haus bringt«, sagte sie. »Und besorgt ihr etwas Anständiges zum Anziehen.«

Solange sie sich erinnern konnte, hatte Anna noch nie in ihrem Leben ein Bad genommen, und es gefiel ihr kein bisschen – vor allem, als man ihr Wasser über den Kopf schüttete, um ihr die Haare zu waschen. Die Seife brannte ihr in den Augen und Daisy schrubbte ihre Haut, bis Anna sicher war, dass die ganze Farbe abgehen würde. Als sie sah, wie schwarz das Wasser war, wurde ihr angst und bange. Aber als Daisy endlich beschloss, dass sie nun sauber war und sie aus dem Bottich hob, stellte Anna erleichtert fest, dass ihre Haut noch genauso braun war, wie sie es vorher immer gewesen war. Es war ein gutes Gefühl, sauber zu sein. Zum ersten Mal im Leben juckte es sie nicht mehr überall. Daisy trocknete sie ab.

»Hier, zieh das an«, sagte sie. »Wir haben ein Paar alte Unterhosen von Missy Claire für dich gefunden und ein Hemd, das ihr nicht mehr passt.«

»Komm, Kitty. Komm mit«, sagte Missy Claire mit lieblicher, säuselnder Stimme. Anna ging in die Hocke und folgte ihr auf allen vieren durch die Hintertür ins Große Haus, wobei sie alle paar Schritte miaute. Missy Claire ging voran, eine riesige Treppe hinauf, und Anna hatte noch nie so viele Stufen gesehen, geschweige denn sie auf Händen und Füßen erklommen. Als sie oben ankam, dachte sie einen Augenblick, sie sei bis in den Himmel geklettert, als Missy sie in das schönste Zimmer führte, das Anna je gesehen hatte, voller Sonnenlicht und Farbe. Es war größer als die Hütten in Slave Row, und Missy hatte es ganz für sich!

Der Boden war nicht aus Lehm, sondern aus Holz und mit bun-

ten Teppichen ausgelegt. Anna blickte sich staunend um und sah ein kleines Pferd aus Holz, das unten Kufen hatte, wie der Schaukelstuhl von Old Nellie. Daneben stand ein kleines Haus, das aussah wie Massas großes Haus, mit winzigen Möbeln in den Zimmern. Mitten in Missys Schlafzimmer standen ein kleiner Tisch und vier Stühle, die genau die richtige Größe für Anna hatten, mit wunderschönem Geschirr in Kindergröße an jedem Platz. Missys Puppen saßen auf zwei Stühlen, aber sie waren überhaupt nicht wie die Puppen, mit denen Anna in den Sklavenbaracken gespielt hatte. Diese Puppen sahen fast wie echte Menschen aus, mit ihren Ringellocken und den kunstvoll gemalten Gesichtern und winzigen Händen. Einen Augenblick lang vergaß Anna ganz zu miauen, während sie versuchte, all das in sich aufzunehmen.

»Spring auf mein Bett«, befahl Missy. Sie schlief in einem hohen Himmelbett, das so weich war wie Baumwolle. Missy kletterte ebenfalls hinauf und fing an, über Annas Kopf zu streichen. Zuerst zuckte Anna zusammen, weil sie es nicht gewohnt war, angefasst zu werden, aber sie entdeckte schnell, wie gut es sich anfühlte.

»Oh, deine Haare fühlen sich komisch an, wie bei einem Schaf«, sagte Missy. »Jetzt mach das schnurrende Geräusch, das die Kittelkätzchen machen.«

Anna war so glücklich, dass sie kaum eine solche Aufforderung brauchte. Sie rollte sich auf dem wundervollen Federbett zusammen und schnurrte ganz von allein wie ein zufriedenes Kätzchen.



Eine Woche später war Missy Claire das Spiel immer noch nicht leid. Und Anna auch nicht. Sie hatte nichts dagegen, so zu tun, als sei sie eine Katze, und sie hatte sich auch daran gewöhnt, auf ihren neuen Namen Kitty zu hören. Bertha legte eine Decke auf den Boden im Schlafzimmer, auf der Anna nachts schlafen sollte, aber wenn sie und Missy allein waren, ließ Missy sie manchmal aufs Bett springen und zu ihren Füßen schlafen. Annas Knie taten weh, weil sie die ganze Zeit darauf herumkroch, aber das war ihr egal, solange Missy sie fütterte und streichelte. Sie würde für den Rest ihres Lebens eine Katze bleiben und vergessen, dass sie ein kleines

Mädchen namens Anna war, wenn sie dafür von jetzt an im Großen Haus leben durfte.

Jeden Morgen brachte Mammy Bertha Missy Claire auf einem Tablett das Frühstück ins Zimmer, und Anna durfte die Bissen essen, die übrig blieben. Anna nahm ihre Mahlzeiten draußen in der Küche ein, zusammen mit den anderen Hausklaven, und zuerst waren sie nicht sehr freundlich zu ihr. Die Köchin gab ihr das Gefühl, so willkommen zu sein wie ein streunender Hund.

»Sieh mal einer an! Du hast es ja weit gebracht, nicht wahr?«, sagte die Köchin, nachdem Anna ungefähr eine Woche lang im Haus gelebt hatte. An der Art, wie die Köchin sie anblickte, den Kopf zur Seite geneigt, erkannte Anna, dass sie nicht begeistert war.

»Lass sie in Ruhe«, sagte Mammy Bertha leise. »Sie ist doch noch ein Kind.«

»Gewöhn dich lieber nicht daran«, warnte die Köchin. »Diese Missy Claire ist ein verwöhntes Gör. Sobald sie genug von dir hat, wirst du wieder in die Hütten zurückgeschickt.«

»Lass sie. Sie ist Lucindys Mädchen, weißt du.«

»Willst du den Rest deines Lebens als Kätzchen verbringen?«, fragte der alte Henry grinsend.

»Deshalb habe ich auch einen neuen Namen«, sagte Anna. »Ich heiße jetzt Kitty.«

Henry lachte laut auf. Aber später, nach dem Abendessen, nahm Bertha Anna beiseite. »Sie haben recht, weißt du. Du machst dich besser nützlich, wenn du nicht dorthin zurückgeschickt werden willst, wo du herkommst. Ich könnte Hilfe mit den beiden Mädchen gebrauchen. Und in zwei Monaten bekommt Missus Goodman noch ein Baby. Wenn du Missy Claire und Missy Kate mit deinen Späßen zum Lachen bringst, darfst du vielleicht bleiben. Ansonsten heißt es für dich: zurück zur Slave Row.«

»Ich will nicht auf den Reisfeldern arbeiten«, sagte Anna.

»Also gut. Pass gut auf und sei fleißig. Wenn du Glück hast, kannst du so dafür sorgen, dass du hierbleiben kannst. Wenn Missy Claire dich mag, kannst du vielleicht irgendwann lernen, ihre Zofe zu sein.«

Anna gab sorgfältig acht auf alles, was Mammy Bertha sagte, und half ihr, wann immer sie konnte. Sie leerte morgens Missy Claires Nachttopf aus, fächelte ihr Luft zu, wenn es nachmittags heiß wur-

de, und verscheuchte die Fliegen, während sie zu Abend aß. Wenn Missy ihrer überdrüssig wurde, spielte Anna mit Missy Kate, schlug Purzelbäume, spielte Verstecken und tat alles, um das kleinere Mädchen bei Laune zu halten.

In der Zwischenzeit begann sich Annas knochiger Körper allmählich zu runden, nachdem sie jetzt jeden Abend in der Küche aß. Und die anderen Haussklaven gewöhnten sich daran, dass sie da war, sogar die Köchin. Es gab etwa ein Dutzend Haussklaven, und es faszinierte Anna, was für unterschiedlich dunkle Hauttöne sie hatten. Sie fand immer noch, dass die Haut der Weißen krank aussah, so wie vertrocknetes Gras und wie die blassen Würmer, die man fand, wenn man einen Stein hochhob. Die Haut des alten Henry war am dunkelsten, denn sie war so schwarz, dass sie beinahe blau wirkte – wie der Himmel in einer mondlosen Nacht. Einmal hatte Anna ihn offensichtlich etwas zu lange angestarrt, denn er fragte plötzlich: »Warum siehst du mich so an?«

»W-weil ich noch nie jemanden gesehen habe, der so dunkle Haut hat«, stotterte Anna. »Das ist die schönste Farbe überhaupt. Woher hast du die?«

»Bin damit geboren worden, genau wie du mit deiner.«

»Aber du siehst anders aus als ich. Anders als alle anderen. Daisys Haut ist kupferbraun, so wie der Kessel da drüben. Und die Farbe der Köchin ist wie ein gepflügeltes Feld. Mammy Berthas Haut sieht wie Asche aus, und bei Mary ist sie wie Rübensirup.«

Die anderen, die um den Tisch herum saßen, lachten, aber Anna wusste nicht, warum. »Was ist denn mit deiner eigenen Haut?«, fragte Daisy und zeigte auf Anna. »Was für eine Farbe hast du?«

»Ich? Ich bin wie die Kruste bei einem frischen Brotlaib.« Wieder lachten die anderen. Und Anna kannte immer noch nicht den Grund. »Wir haben alle unterschiedliche Farben, oder? Genau wie Bäume. Manchmal ist ihre Rinde dunkelbraun, manchmal heller – genau wie unsere Haut.«

»Du irrst dich!«, sagte die Köchin stirnrunzelnd. Sie war die Einzige, die nicht gelacht hatte. »Es gibt nur zwei Hautfarben – weiß und schwarz. Alles dazwischen ist immer noch schwarz. Und was die Welt betrifft, so gibt es nur eine gute Hautfarbe, und die ist weiß.«

Es war das erste Mal, dass Anna hörte, wie jemand es offen aus-

sprach, aber als sie später darüber nachdachte, wusste sie, dass die Köchin recht hatte. Menschen mit weißer Haut mussten nie arbeiten. Sie schliefen in weichen Betten und aßen nur die feinsten Speisen und hatten ganz viele schwarze Menschen, die sie bedienten. Missus Goodman schien schreckliche Angst davor zu haben, dass Missys milchweiße Haut dunkel werden könnte, und erinnerte sie deshalb immerzu daran, ihren Sonnenschirm zu benutzen oder einen Hut zu tragen, wenn sie nach draußen ging. Anna verstand nicht, warum. Dunkle Haut war doch viel besser – selbst wenn sie bedeutete, dass sie viel arbeiten und auf dem Boden schlafen musste.

Sie lernte alle möglichen Arbeiten im Haus zu verrichten – sie half Missy beim morgendlichen Ankleiden, füllte und leerte ihre Waschsüssel oder lief und holte Dinge für sie oder für Mammy Bertha. Anna hatte keine Zeit mehr, mit ihren Kätzchen zu spielen. Und als diese zu Katzen herangewachsen waren, hatte sie bereits ganz vergessen, dass sie jemals Anna geheißten hatte.

KAPITEL 4

Richmond, Virginia

1853

Eine Woche, nachdem Grady bei der Auktion verkauft worden war, holte sein neuer Herr, Edward Coop, ihn und all die anderen Sklaven ab, die er erworben hatte. Coops Diener William untersuchte die Fesseln der Sklaven, um sich zu vergewissern, dass sie fest saßen, bevor die Wachen die Tür aufschlossen. William war ein untersetzter, bedrohlich aussehender Schwarzer, der keinerlei Mitgefühl für seine Mitsklaven zeigte, als er sie stieß und schubste, damit sie sich in einer Zweierreihe aufstellten. Einen Mann, der klagte, dass seine Fesseln zu eng seien und seine Haut abrieben, beachtete er gar nicht, und es schien Grady, als sei William trotz seiner tintenschwarzen Haut mehr auf der Seite ihres weißen Herren als auf der seiner Mitsklaven.

William kettete alle Sklaven außer Grady zusammen und trieb sie zum letzten Mal aus dem Gefängnis hinaus. Grady hatte sich seit einer Woche nicht mehr gewaschen und fühlte sich von Schweiß und Unrat ganz dreckig. Mama hatte immer dafür gesorgt, dass er sauber war, und darauf geachtet, dass er sich jeden Abend vor dem Schlafengehen das Gesicht und die Hände wusch und sich hinter den Ohren schrubbte. Einmal in der Woche musste er in der Küche in der großen Zinkwanne ein Bad nehmen. Aber noch schlimmer als der Dreck war die Tatsache, dass er nach Angst roch.

Er versuchte sich umzusehen, als William und Massa Coop die Sklaven durch die Straßen marschieren ließen, weil er hoffte, dass Mama oder Eli kommen und ihn retten würden. Aber Coop zwang sie, so schnell zu laufen, dass Grady auf den holprigen Kopfsteinpflasterstraßen aufpassen musste, wohin er trat, um mit den anderen Schritt zu halten. Sein neuer Herr hatte ungefähr fünfzig Sklaven gekauft, die meisten davon Männer zwischen zwanzig und vierzig. Die wenigen Frauen waren alle jung und hübsch, manche noch halbe Kinder. Sie wirkten ebenso verängstigt wie Grady.

Er blieb in der Nähe des großen Amos, den Massa Coop ebenfalls ersteigert hatte. Aber Amos' Schritte wurden langsamer, als er sah, dass sie auf den Hafen bei Rockett's Wharf zusteuernten. »Das ist nicht gut«, murmelte er. »Das ist gar nicht gut.«

Gradys Magen zog sich vor Angst zusammen. »Was ist los?«

»Er bringt uns auf ein Schiff. Das bedeutet, dass wir weit reisen und nicht auf eine Plantage in der Nähe kommen. Wenn wir hier in die Gegend verkauft worden wären, würden sie uns zu Fuß gehen lassen.«

Der Sklave, der neben Amos angekettet war, zog an der Kette, um ihn zum Schnellergehen zu bewegen. »Ich habe gestern die Wachen belauscht«, sagte er. »Massa Coop kauft nicht für sich selbst. Er ist Sklavenhändler. Verkauft uns in den Häfen auf dem Weg, die ganze Küste hinunter, bis Florida und vielleicht New Orleans.«

Amos fluchte. »Je weiter wir nach Süden verkauft werden, desto schwieriger wird es zu fliehen. Dann muss man durch zu viele Sklavenstaaten, um wieder in den Norden zu kommen.«

Grady hatte kein Interesse an einer Flucht in die Freiheit, sondern er wollte nur eins: wieder nach Hause. Aber je weiter sie sich von Richmond entfernten, desto geringer war die Chance, dass er sein Zuhause und seine Familie jemals wiedersehen würde.

Sie bogen um eine Ecke. Grady roch den strengen Fischgeruch, der vom Fluss heraufstieg. Das Sonnenlicht spiegelte sich im Wasser und er musste blinzeln, so hell war es plötzlich. Dutzende Schiffe drängten sich an den Anlegern bei Rockett's Wharf: Dampfschiffe mit hohen, schwarzen Schornsteinen, Segelschiffe mit Masten und Takelage, Barkassen und Kielboote und Paddelboote. Gut gekleidete Passagiere schlenderten über das Hafengelände, machten sich bereit, an Bord zu gehen, oder verabschiedeten sich von ihren Lieben: Männer in dunklen Anzügen und Hüten, Kinder, die vor Aufregung tanzten, Frauen in leuchtend bunten Kleidern, deren steife Röcke sich wie Glocken bauschten. Familien standen bei ihren Kutschen und Pferden und warteten, während die Hausklaven Koffer schulterten und Taschen an Bord trugen. Als Massa Coop Grady und die anderen Sklaven mit rasselnden und schleifenden Ketten vorbeitrieb, beachteten die weißen Passagiere sie nicht mehr als die Getreidesäcke oder andere Ware, die in den Frachtraum verladen wurde.

Bei dem Gedanken, von zu Hause fortzusegeln, stieg in Gra-

dy Panik auf. Er wandte sich um, ließ seine Blicke über Richmond schweifen und suchte den Kirchturm von St. John's am Church Hill, in der Nähe seines Zuhauses. Er wollte unbedingt noch ein letztes Mal einen Blick auf das einzige Zuhause werfen, das er je gekannt hatte. Aber William packte ihn am Arm und stieß ihn zurück, um ihn die Landungsbrücke hinauf auf das Dampfschiff zu zerren. Grady versuchte über die Schulter zu sehen, aber bevor er das vertraute Gebäude unter den Bäumen entdecken konnte, stolperte er über ein aufgerolltes Tau und fiel der Länge nach aufs Deck. William packte ihn hinten am Hemd und riss ihn wieder hoch, um ihn dann auf die offene Luke zuzustoßen, von der aus eine steile Treppe in das Innere des Schiffes hinunterführte. Grady spähte in das dunkle Loch und ihm war, als würde er in sein eigenes Grab gestoßen.

Plötzlich stieg in ihm der Drang auf, sich zu wehren und sich nicht weiter herumkommandieren zu lassen. »Nein!«, schrie er. »Nein, Hilfe! Helft mir doch!« Er rannte an die Reling des Schiffes und klammerte sich daran, während er sich mit aller Kraft dagegen wehrte, mit den anderen unter Deck eingepfercht zu werden. »Hilf mir, Massa Jesus! Bitte hilf mir!«

»Hör auf, du Dummkopf!«, zischte William, während er Gradys Finger von der Reling löste. »Mach mir keine Schwierigkeiten – und dir selbst auch nicht.« Er legte seine Hand über Gradys Mund und trug ihn zu der Luke zurück und die Treppe hinunter. Grady trat und wand sich unermüdlich, als William ihn in einen Raum schleppte, zusammen mit allen anderen Sklaven, Männern wie Frauen. Er hörte, wie die Tür von außen verriegelt wurde.

»Sei still!«, sagte William, als er Grady auf den Boden fallen ließ.

Grady konnte spüren, dass das Schiff sacht schaukelte. Der Raum war dunkel und muffig, und der Gestank und die Verzweiflung waren hier noch schlimmer als im Sklavengefängnis. Grady und die anderen waren keine Menschen mehr, sondern Ware, die zum Markt verschifft wurde wie die Baumwollballen, die Fässer mit gesalzenem Fisch oder die Getreidesäcke, die mit ihnen in den Frachtraum verladen worden waren. Angesichts dieser Ungerechtigkeit bekam er Magenschmerzen. Wut über seine Hilflosigkeit brannte in ihm, bis er glaubte, davon verzehrt zu werden. Als er sich umschaute, sah er denselben Zorn im Gesicht eines jeden Mannes und erkannte die

qualvolle Angst, die er fühlte, in dem leisen, trauernden Weinen der Frauen wieder. Grady konnte sich nicht beherrschen. Er schloss die Augen, ballte die Fäuste und brüllte vor Verzweiflung.

Ohne Vorwarnung versetzte William Grady einen Schlag in die Magengrube, sodass ihm die Luft wegblieb und er hintenüberfiel. Dann beugte William sich über ihn, als er nach Atem rang, und schüttelte ihn wie eine Lumpenpuppe.

»Jetzt hör mir mal zu, Junge! Wenn einer der weißen Passagiere oben dich hört, dann werden wir beide ausgepeitscht! Also hör auf zu schreien, verstanden? Wenn nicht, fessele ich dich und steck dir einen Knebel in den Mund. Willst du das? Ja?«

Grady konnte den Kopf nicht schütteln, während er gegen die aufsteigende Panik ankämpfte, weil er nicht richtig Luft holen konnte. Der Raum drehte sich vor seinen Augen, als William ihn weiter schüttelte. Als Grady schon fürchtete, ohnmächtig zu werden, zog Amos William von ihm weg.

»Okay, er ist jetzt still! Lass ihn in Ruhe!«, sagte Amos. Er war gezwungen gewesen, den anderen Sklaven, an den er gekettet war, quer durch den Raum hinter sich herzuführen, um Grady zu verteidigen, und dem Mann gefiel das offensichtlich wenig.

»Ich muss diesen Jungen zum Schweigen bringen«, erklärte William Amos. »Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.«

»Wenn du ihn umbringst, schweigt er endgültig, richtig?«, knurrte Amos. »Dann zieht der Massa dir auch das Fell über die Ohren.«

»Glaubst du, du kannst ihn zur Vernunft bringen?«, fragte William. Er trat einen Schritt zurück und klopfte sich den Staub von den Händen.

»Er wird keinen Lärm mehr machen«, versprach Amos. Dabei bückte er sich, um Grady in eine aufrechte Sitzposition zu verhelfen. Dann ließ er sich mit einem Seufzer neben Grady nieder und lehnte den Rücken an den Schiffsrumpf. Dem Sklaven, der an ihn gekettet war, blieb nichts anderes übrig, als sich daneben zu setzen.

»Lass uns allein«, sagte Amos zu William. Der Diener funkelte ihn einen Augenblick lang an und schlurfte dann davon, um die anderen Sklaven loszuketten.

Zuerst saß Amos schweigend neben Grady und starrte geradeaus. Aber als Gradys Atem sich wieder normalisierte und aus seinem

keuchenden Nach-Luft-Schnappen allmählich Schluchzer wurden, begann der große Sklave zu sprechen. Seine Stimme war so leise, dass Grady Mühe hatte, ihn zu hören.

»Jeder von uns weiß, wie du dich jetzt fühlst, Junge. Wir würden auch gerne so brüllen, wie du es getan hast. Aber wir haben gelernt, dass es nichts nützt. Niemand hat Mitleid mit uns, schon gar nicht die Weißen da oben. Ich behalte jetzt schon sehr, sehr lange meine ganze Wut für mich und hebe sie für einen besseren Zeitpunkt auf. Irgendwann, wenn ich die Gelegenheit bekomme, wird es ihnen noch richtig leidtun, dass sie mir das hier angetan haben. Es wird ihnen leidtun, dass sie mich von meiner Frau und meinen Kindern getrennt verkauft haben, denn wenn ich fliehe, werde ich so viele weiße Männer töten, wie ich kann. Und ihre weißen Frauen und Kinder werde ich auch töten.«

Grady hörte die eisige Wut in Amos' leiser Stimme und zweifelte keinen Augenblick daran, dass der Mann jedes Wort ernst meinte.

»Behalte deine Wut für dich, Junge. Lass sie in dir brennen. Denn es wird Nächte geben, die so dunkel und kalt sind, dass du dieses Feuer brauchst, um am Leben zu bleiben.«

Als Amos ihm von seinen Racheplänen erzählte, ließ die Hilflosigkeit, die Grady verspürte, allmählich nach. Er würde es ihnen auch heimzahlen. Eines Tages würde er dafür sorgen, dass Weiße so litten, wie er jetzt.

Kurz darauf hören sie das rumpelnde, zischende Geräusch der aufheizenden Dampfkessel und dann das Kreischen der Ankerkette, die hinaufgezogen wurde. Grady hätte nicht gewusst, woher diese Angst einflößenden Geräusche kamen, wenn Amos ihm nicht jedes mit ernster Stimme erklärt hätte.

»Jetzt fahren sie die Dampfkessel hoch – der Dampfdruck muss sich erhöhen, damit wir bald ablegen können.«

Das Pfeifsignal ertönte und das Schiff setzte sich in Bewegung. Grady fühlte die Bewegung wie ein leichtes Schwindelgefühl, bis das Schaukeln und Schwanken offensichtlicher wurden. Wasser schlug gegen den Schiffsrumpf hinter ihm und die Vibrationen der Schiffsschraube dröhnten unter ihm. Er schloss die Augen und kämpfte erneut gegen das Gefühl der Panik an, als er sich vorstellte, wie seine Mama und all die Menschen, die er liebte, sich immer weiter von ihm entfernten. Amos sagte, er würde sie nie wiedersehen.

Was für ein Mensch würde er ohne seine Familie sein? Wie würde er ohne seine Mama, die ihn hielt und ihm sagte, dass sie ihn liebte, überleben? Wer würde Zeit mit ihm verbringen, so wie Eli es getan hatte, ihm Geschichten erzählen und ihm Dinge beibringen oder ihm Leckereien zustecken, wie Esther es immer tat? Zu Hause war Grady von Menschen umgeben gewesen, die ihn liebten, und ihre Liebe zeigte ihm, wer er war. Jetzt waren sie nicht mehr da. Er fuhr mit dem Schiff weit weg und hatte das Gefühl, sich selbst ebenso zu verlieren wie seine Familie. Aber er würde nicht weinen – und er würde auch nicht beten. Er würde seine unvergossenen Tränen und seine nicht erhörten Gebete in seinem Bauch in bittere Galle verwandeln, die seinen Zorn nährte.

Als es Nachmittag wurde, war die See aufgewühlt und die Luft in dem Frachtraum erdrückend. Einige der anderen hatten sich bereits übergeben müssen. Grady hätte es vielleicht auch getan, wenn er etwas in seinem Magen gehabt hätte, das er hätte von sich geben können. Massa Coop hatte eine Menge geräuchertes Fleisch und Maismehl im Frachtraum verstaut, das sie essen konnten. Sie würden nicht hungern müssen. Aber Grady schüttelte den Kopf, als Amos ihm etwas anbot.

»Es nützt dir nichts, wenn du dich zu Tode hungerst, Junge«, sagte er.

Grady zuckte mit den Schultern. »Ich habe keinen Hunger.« Er schluckte, und seine Kehle schmerzte noch vom Schreien an diesem Vormittag. Der Sklave, der an Amos gekettet gewesen war, lehnte sich zu Grady hinüber und sprach zum ersten Mal, seit sie an Bord gegangen waren.

»Du hast recht, Junge. Du kannst genauso gut jetzt sterben anstatt später da unten.«

Ein Schauer lief über Gradys Rücken. »Was meinst du mit *da unten*?« Er hoffte, sie würden ihn nicht noch tiefer in den Rumpf dieses schrecklichen Schiffes stecken.

»Unten im Süden. Sie bringen uns in den tiefen Süden. Weißt du, was das bedeutet?«

Grady schüttelte den Kopf.

»Hitze und Fieber und Sümpfe und Schlangen. Viel, viel Arbeit beim Hacken von Baumwolle, beim Reispflanzen oder in den Zuckerrohr- oder Hanffeldern. Sie werden uns kaum genug Nahrung

zum Leben geben. Und den ganzen Tag knallen die Peitschen über unseren Rücken.«

Grady blickte zu Amos auf. »Stimmt das?«

Amos nickte stumm, sein Gesicht wie versteinert.

Grady holte tief Luft und stieß sie dann langsam wieder aus. Er würde nicht weinen. Nein, das würde er nicht. Bibelverse, die Eli ihm beigebracht hatte, versuchten seine Gedanken zu durchkreuzen, aber Grady schob sie ärgerlich beiseite. Keiner von ihnen sagte die Wahrheit. Massa Jesus passte nicht auf Grady auf. Er liebte ihn nicht. Und auf diesem Schiff war er ganz bestimmt nicht bei ihm. Vielleicht war Jesus nicht stark genug, um ihm zu helfen, oder es war ihm egal. Wie auch immer – Grady hatte von Massa Jesus genug. Alles, was Eli ihn gelehrt hatte, waren nur Lügen.

Gegen Abend war Grady von der Bewegung des Schiffes und dem furchtbaren Gestank in dem unbelüfteten Frachtraum so übel, dass auch er sich übergeben musste. In seinem Magen war nichts, was er hätte erbrechen können, aber trotzdem würgte er über einem Eimer, und zwischen den Übelkeitsanfällen lag er zusammengerollt auf dem Boden. Amos versuchte ihn dazu zu bewegen, etwas Wasser zu trinken, aber er konnte es nicht bei sich behalten. Grady hatte sich noch nie so krank gefühlt. Sein Kopf hämmerte und seine Eingeweide schmerzten, bis er sich so elend fühlte, dass er am liebsten gestorben wäre.

Er hatte keine Ahnung, wie viele Tage und Nächte er so verbrachte. Er war so krank, dass es ihm gleichgültig war. Aber irgendwann legte das Schiff in Wilmington, North Carolina, an und Massa Coop kam, um seine Sklaven zu holen. William, der die ganze Zeit zusammen mit ihnen im Frachtraum eingeschlossen gewesen war, befestigte die Fesseln und Ketten wieder an den Handgelenken und Füßen der anderen, bevor Coop endlich die Tür aufschloss.

Als Grady hinausstieg, packte William seinen Arm und drückte so fest zu, dass es schmerzte. »Ich lasse dich nicht los«, sagte er. »Wenn du wieder deine große Klappe aufreißt, schlage ich dir die Zähne ein. Verstanden?«

Grady nickte. Er war viel zu krank, um zu brüllen, geschweige denn einen Fluchtversuch zu wagen. Coop brachte sie an Land zu einem Sklavengefängnis, ähnlich dem in Richmond, wo er sie ein-

schloss. Aber wenigstens gab es hier frische Luft und Sonne, und die schreckliche Seekrankheit würde aufhören.

Es dauerte zwei Tage, bis Grady wieder etwas essen konnte. Langsam kehrte seine Kraft zurück. Massa Coop hatte ihrer Gruppe weitere Sklaven hinzugefügt und ein paar von ihnen an die weißen Männer verkauft, die sich jeden Tag vor dem Tor des Gefängnisses drängten und sie begutachteten. Dann bestiegen sie ein anderes Schiff. Genauso machte Coop es überall entlang der Küste, als er in Charleston und Beaufort und Savannah anlegte und in diesen Städten einige Tage verbrachte. Reiche Plantagenbesitzer, die Sklaven kaufen wollten, kamen zu Coop, und er und William brachten sie zum Sklavengefängnis, wo sie ihre Auswahl trafen.

An ihrem letzten Tag in Savannah verkaufte Massa Coop Amos. Es geschah so schnell, dass Grady nicht einmal mehr Gelegenheit hatte, sich von seinem Freund zu verabschieden. Erst stand Amos noch neben Grady im Hof, und einen Augenblick später übergab Massa Coop den großen Sklaven seinem neuen Besitzer. Für Grady fühlte sich der Verlust wie ein Schlag in die Magengrube an. Aber er hielt die Tränen zurück, als er daran dachte, was Amos an dem Tag gesagt hatte, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren: *»Lass die Weißen nicht hören, dass du weinst. Gib ihnen nie diese Macht über dich.«*

Während er zusah, wie Amos' neuer Besitzer ihn und vier andere Sklaven abführte, wurde Grady plötzlich bewusst, dass Massa Coop und William ihn von der anderen Seite des Tores beobachteten. *»Komm her, Junge«,* sagte Coop schließlich. Grady ging zögernd auf ihn zu.

»Ist er immer noch krank?«, fragte Coop William.

»Nein, Massa. Es geht ihm schon viel besser. Er isst auch wieder.«

»Gut. Bring ihn rein.«

Gradys Herz schlug wild gegen seine Rippen, während er gegen eine neuerliche Welle der Angst ankämpfte. Die Wache schloss das Tor auf, und als Grady hindurchgetreten war, legte William eine Hand auf seine Schulter. Das Tor schlug hinter ihnen zu. Grady biss die Zähne zusammen, entschlossen, niemandem zu zeigen, welche schreckliche Angst er hatte. William ließ ihn nicht eine Sekunde los, während sie Massa Coop die Straße hinunter bis zu seinem Hotel folgten. Ein schwarzer Türsteher hielt Coop die Tür zur Hotellobby

auf, aber William führte Grady um das Gebäude herum zum Dienstboteneingang auf der Rückseite und dann die Hintertreppe hinauf.

Grady hatte keine Ahnung, was mit ihm geschehen würde oder was Massa Coop von ihm wollte. Die Ungewissheit erfüllte ihn mit solcher Furcht, dass er kaum atmen konnte. William musste sein Unbehagen bemerkt haben, als sie die Treppe hinaufgingen, denn er blieb stehen und drehte sich zu Grady um, als sie vor der Tür zu Coops Hotelzimmer angekommen waren.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte er schroff. »Solange du aufpasst und tust, was man dir sagt, passiert dir nichts.«

»Ich habe keine Angst«, log Grady.

»Gut.« William klopfte vorsichtig an die Tür und trat dann ein. Massa Coop war noch nicht da.

Grady ging ein paar Schritte ins Zimmer und blieb dann stehen. Er war noch nie zuvor an einem solchen Ort gewesen, hatte noch nie ein Bett mit Baldachin oder Fenster mit Vorhängen oder einen roten Plüschsessel oder einen gemusterten Teppich wie den auf dem Fußboden gesehen. Er hatte sein ganzes Leben lang zusammen mit fünf anderen Sklaven auf dem Dachboden über der Küche gewohnt und nie ins Große Haus gehen dürfen, in dem Caroline und ihr Vater lebten. Er fragte sich, ob die Zimmer dort genauso schön waren wie dieses hier.

»Weißt du, wie man Feuer macht?«

Grady zuckte zusammen, als er Williams Stimme hörte. William deutete auf den Kamin, in dem die Kohlen glühten.

»Und? Weißt du es?«, fragte er, als Grady nicht antwortete.

»Ja, Sir«, erwiderte er, und er stotterte vor Angst. Er hatte immer darauf geachtet, dass das Feuer in der Küche nicht ausging, während Esther kochte, und er hatte sich um das Feuer im Waschhaus gekümmert, wenn Luella die Wäsche gemacht hatte.

»Dann mach es«, sagte William.

Grady zog zwei Scheite Feuerholz aus der Kiste, kniete sich vor den Kamin und schürte vorsichtig die Kohlen, während er hineinblies und das Feuer so anfachte, wie Eli es ihm gezeigt hatte. Als Massa Coop eintraf, loderten die Flammen eifrig und erwärmten den Raum. William eilte an Massas Seite, sobald dieser durch die Tür getreten war, um ihm Mantel und Hut abzunehmen. Grady sah zu und

konnte kaum atmen, als Coop in den roten Plüschsessel vor dem Feuer sank und seine langen Beine ausstreckte.

Grady senkte den Blick, als Coop ihn mit seinen kalten, durchdringenden Augen anstarrte. »Komm hierher, Junge«, sagte er schließlich.

Mit zitternden Knien näherte Grady sich ihm. Coop zeigte auf seine Stiefel. »Zieh sie mir aus.«

Grady bückte sich und hob den Fuß seines Herrn an. Er zog so fest, wie er sich traute, stolperte rückwärts und wäre beinahe im Feuer gelandet, als sich der Stiefel schließlich löste.

»Hat dir jemand gezeigt, wie man Stiefel putzt?«, fragte Coop.

»Ja, Sir«, sagte er, während er sich bemühte, sein Gleichgewicht wiederzuerlangen. Jeden Abend, bevor er schlafen ging, war es seine Aufgabe gewesen, den Schlamm und Stallmist von Massa Fletchers Stiefeln zu entfernen und sie dann zu polieren, bis sie glänzten.

»Bist du fleißig?«, fragte Coop, als Grady ihm den zweiten Stiefel auszog. »Kannst du tun, was man dir sagt?«

»Ja, Sir.«

Coop schnipste mit den Fingern und William kam herbeigeeilt, eine offene Zigarrenkiste in der Hand. Coop fischte eine Zigarre heraus und wartete darauf, dass William sie anzündete, während sein durchdringender Blick keine Sekunde von Gradys Gesicht wich. »Ich habe vor, dich anzulernen, damit du William mit den Sklaven hilfst«, sagte er schließlich und blies den Zigarrenrauch aus. »Du kannst das Stroh auswechseln, die Eimer ausleeren ... dabei helfen, auf mein Eigentum aufzupassen. Wenn du dich als vertrauenswürdig erweist, wird es dir gut gehen. Wenn nicht ... dann erwarte von mir keine zweite Chance.«

Es dauerte einen Moment, bis Grady begriffen hatte, was der Massa da sagte. Er sollte nicht verkauft werden, um die schwere Arbeit auf einer Baumwoll- oder Reisplantage zu verrichten, wie er befürchtet hatte – zumindest jetzt noch nicht. Stattdessen würde er an Williams Seite in den Sklavengefängnissen und Frachträumen arbeiten, wie denen, die er selbst erlebt hatte, während er versuchte, so gut wie möglich mit dem Gestank und der Seekrankheit fertig zu werden. Grady war nicht sicher, welches Schicksal schlimmer war.

»J-ja, Sir«, sagte er schnell. »Ich meine, nein, Sir, das werde ich nicht.«

Coop zog an seiner Zigarre und stieß dann den Rauch aus. »Gut. Jetzt fang mit meinen Stiefeln an.«

William nahm Grady mit in den winzigen Dienstbotenraum und gab ihm Schuhcreme und ein Stück Schweinsleder aus Coops Koffer. »Wenn du fertig bist«, sagte William, »nimm Massas Stiefel und stell sie neben sein Bett.« Er beugte sich vor und sprach so leise, dass nur Grady es hören konnte. »Und putze die Stiefel so, als hinge dein Leben davon ab, Junge – das tut es nämlich.«

William kehrte zu seinem Herrn zurück. Grady konnte sie nebenan leise reden hören, während er die Stiefel putzte.

»Schenk mir einen Whiskey ein, William.«

»Ja, Massa.«

Grady hörte das Klirren von Glas, das gluckernde Geräusch einer Flüssigkeit, die eingeschenkt wurde.

»Kommen heute noch weitere Käufer, Massa Coop?«

»Nein, für heute war das alles. Zwei kommen aber morgen noch. Und am Freitag brechen wir nach Jacksonville auf.« Die beiden Männer unterhielten sich noch eine Weile, während Grady arbeitete. Er hatte den zweiten Stiefel gerade fertig geputzt und polierte ihn, bis sein Arm schmerzte, als er William sagen hörte: »Ich bringe Ihre Hemden und die anderen Sachen jetzt in die Wäscherei, Massa. Dann sind sie fein und sauber, wenn wir am Freitag fahren.«

»Mach das.«

Die Tür zum Flur öffnete und schloss sich hinter William. Grady war allein mit Coop. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals, als er leise ins Zimmer schlich, um die Stiefel neben das Bett zu stellen. Er warf Massa Coop einen schnellen Blick zu und sah, dass er es sich mit dem Whiskeyglas in der Hand in seinem Sessel bequem gemacht hatte. Sein Gesicht war rosig von der Wärme des Feuers, aber seine strengen Züge waren kalt und freudlos.

»Joe!«, rief er plötzlich. »Komm her und gib mir noch was zu trinken.« Seine Worte klangen undeutlich.

Grady zögerte und blickte sich nach jemandem um, mit dem Coop geredet haben konnte. Es war niemand sonst im Zimmer.

»Joe!«, rief er wieder. »Was in drei Teufels Namen ist mit dir los? Warum kommst du nicht, wenn ich dich rufe?«

Grady trat näher zum Feuer. »S-sie meinen mich, Sir? Ich heiÙe Grady.«

Massa Coop erhob sich aus seinem Sessel und versetzte ihm eine Ohrfeige. Der Schlag kam so plötzliche und kraftvoll, dass Grady rückwärts taumelte.

»Sag mir nicht, wie du heiÙt!«, brüllte Coop. »Ich nenne dich, wie ich will, hast du verstanden?«

Blanke Wut packte Grady, nicht nur, weil er geschlagen worden war, sondern weil Coop ihm das Einzige nehmen wollte, was er noch hatte – den Namen, den seine Mutter ihm gegeben hatte. »Ja, Sir, ich habe verstanden«, murmelte er und ging langsam rückwärts. »Aber ich heiÙe Grady.«

Er dachte, er hätte so leise gesprochen, dass Coop ihn nicht hören konnte, aber der fuhr wieder aus seinem Sessel auf und schlug Grady zu Boden. Dann beugte er sich mit dem Schüreisen über ihn und schlug erbarmungslos auf ihn ein. Es war keine blinde Wut, sondern eine geschickt ausgeführte Bestrafung, bei der jeder Schlag so gezielt war, dass er keinen bleibenden Schaden anrichtete, sondern nur qualvolle Schmerzen und Wunden verursachte. Immer, wenn Grady den Arm hob, um sein Gesicht zu schützen, schlug Coop ihm in den Magen. Versuchte er, seinen Körper vor den Schlägen abzuschirmen, zielte Coop auf seinen Kopf. Als er auf den Bauch rollte, schlug Coop ihm auf den Rücken. Die ganze Zeit lächelte Coop hämisch – das erste Lächeln, das Grady bei ihm gesehen hatte.

»Was sagtest du, wie du heiÙt?«, fragte Coop und schlug erneut zu.

»Joe ...«, stöhnte er. Er wollte, dass die Schläge aufhörten.

Coop grinste triumphierend. »Was hast du gesagt?«

»Ich ... heiÙe ... Joe.«

»Stimmt. Und vergiss es nicht.« Coop hatte Gradys Rippen einen letzten Schlag versetzt und kehrte zu seinem Sessel zurück.

Grady wollte nicht weinen, aber der Schmerz und die Demütigung waren mehr, als er ertragen konnte. Er wusste nicht, was größer war: seine Angst vor diesem Mann oder sein Hass auf ihn. Er lag auf dem Boden und konnte sich nicht rühren, so schwer waren seine Verletzungen. Das Blut lief ihm aus der Nase und aus einer Platzwunde an der Stirn. Sein linkes Auge begann zuzuschwellen. Grady stellte sich vor, wie er Coop ein Messer in die Brust rammte, während der Mann

schlief. Irgendwann würde er es tun. Er würde Coop töten und so viele andere weiße Männer, wie er nur konnte, genau wie Amos es vorhatte.

Er lag immer noch zusammengekrümmt auf dem Boden und stöhnte, als William zurückkam. »Was ist passiert, Massa?«, fragte er.

»Der Junge hat einen Fehler gemacht«, sagte Coop. »Er hat etwas Falsches gesagt. Aber er wird es nicht wieder tun, nicht wahr, Joe?«

Grady konnte kaum sprechen. »Nein, Sir.«

»Soll ich mir seine Wunden ansehen, Massa?«, fragte William.
»Ihn sauber machen?«

»Nein. Gib mir noch einen Drink, und dann bring ihn ins Gefängnis zurück. Soll er doch eine Nacht lang in seinem Blut liegen.«

KAPITEL 5

Great-Oak-Plantage, South Carolina
1854

Kitty kniete auf dem Boden in Missy Claires Zimmer und umklammerte einen Bleistift. Sie schloss kurz die Augen und stellte sich die Umrisse und Länge einer Pferdeschnauze vor und die Größe und Form der Ohren. Dann zeichnete sie ihre Erinnerung auf das Blatt Papier, das vor ihr lag. Die kleine Kate saß auf dem Bett ihrer Schwester Claire und sah zu, während ihre weißen Beine über die Bettkante baumelten und gegen die Federmatratze traten.

»Ich weiß! Es ist ein Pony!«, sagte Kate.

»Stimmt.«

»Und jetzt mal eine Katze.«

»Aber ich bin mit dem Pferd noch nicht fertig«, sagte Kitty. »Soll ich ihm nicht einen Körper und Beine und einen Schwanz malen?«

»Nein, du sollst eine Katze malen«, beharrte Kate.

Kitty gehorchte, obwohl sie das Pferd gerne zu Ende gezeichnet und dann das ganze Blatt mit Blumen und Bäumen und allen möglichen anderen Dingen gefüllt hätte, die ihr einfelen. Sie zeichnete für ihr Leben gern. Missy Claire hatte gesehen, wie sie mit einem Stock ein Bild in den Sand gemalt hatte und hatte ihr einen richtigen Bleistift und Papier gegeben. Seither unterhielt Kitty Claire und ihre Schwester mit ihren Zeichnungen.

Anstatt das Pferd zu vollenden, wählte Kitty widerwillig eine freie Ecke auf dem Papier und zeichnete den runden Kopf und die spitzen Ohren einer Katze. Sie gab ihr Augen und eine Nase und Schnurrbarthaare und wollte gerade den Körper zeichnen, als Kate sagte: »Mal einen Vogel.«

»Was für einen Vogel denn, Missy Kate?« Während sie auf die Antwort wartete, stattete Kitty die Katze mit vier Beinen und einem dünnen, spitz zulaufenden Schwanz aus.

»Hm ... diese dünnen weißen Vögel mit langen Beinen, die unten am Fluss leben.«

Kitty lächelte. Sie zeichnete gerne Reiher mit ihren schlanken Leibern und den eleganten Hälsen. Aber bevor sie anfangen konnte, unterbrach Missy Claire sie.

»Keine Bilder mehr. Kitty ist *meine* Sklavin und sie spielt jetzt mit *mir* Puppen.« Sie schnappte sich das Blatt Papier und drückte es ihrer Schwester in die Hand. Wie alle anderen Zeichnungen, die Kitty angefertigt hatte, durfte sie auch diese nicht behalten. Miss Claire musste ständig unterhalten werden, wie es schien, und langweilte sich bei jedem Spiel, das sie spielten, viel schneller als Kitty. Sie lebte jetzt seit vier Jahreszeiten mit Missy im Großen Haus, aber manchmal war Kitty ganz erschöpft, weil es so anstrengend war, mit Missy Schritt zu halten.

»Hier ist dein Bild, Kate«, sagte Claire. »Jetzt geh und spiel in deinem eigenen Zimmer.« Sie zeigte auf die Tür.

Missy Kate fing laut an zu heulen. Kitty stellte sich vor, wie ein ganzer Schwarm Reiher bei dem Klang die Flucht ergriff. Mammy Bertha nahm Kate vom Bett und eilte mit ihr aus dem Zimmer.

»Wir spielen feine Dame«, beschloss Missy Claire. »Meine Puppen kommen zum Tee. Du bedienst uns, Kitty.« Claire hatte zwei wunderschöne Puppen mit zarten Porzellangesichtern und echtem Haar. Kitty sah ihr dabei zu, wie sie den Puppen Spitzennachthemden oder Rüschenkleider anzog und die winzigen Knöpfe schloss, und sie hätte sie so gerne selbst einmal im Arm gehalten und sie angekleidet – nur ein einziges Mal.

»Fass meine Puppe nicht an!«, hatte Claire gezischt, als Kitty zum ersten – und einzigen – Mal gewagt hatte, die Hand nach einer der Puppen auszustrecken. »Du machst sie kaputt!«

»Bitte, Missy Claire«, hatte sie gebettelt. »Ich verspreche, dass ich ganz vorsichtig bin. Ich würde Ihre Sachen doch nie kaputt machen.«

»Nein. Ich will nicht, dass deine dreckigen Hände sie anfassen.«

Kitty hatte ihre Hände angesehen. Ihre Haut war dunkel, aber nicht vom Schmutz. Ihre Hände waren genauso sauber wie die von Missy. Aber Kitty hatte an jenem Tag gelernt, dass sie damit zufrieden sein musste, Missy Gesellschaft zu leisten, wenn sie mit ihren Puppen spielte. Kitty durfte dabei zusehen, wie Missy die winzigen Möbel in ihrem wundervollen Puppenhaus hin und her bewegte, aber sie durfte sie nicht berühren. Sie konnte mit Claire lachen, wenn diese

auf ihrem Schaukelpferd ritt, aber sie durfte niemals selbst darauf sitzen. Kitty hatte akzeptiert, dass Claires weiße Haut ihr diese Vorrechte verlieh; und ihre eigene schwarze Haut versagte Kitty diese Vorrechte.

»Deck den Tisch mit dem Teegeschirr«, befahl Claire jetzt, während das Weinen ihrer Schwester in der Ferne verklang. Kitty beeilte sich, dem Befehl Folge zu leisten. Das Teegeschirr aus Porzellan war das einzige Spielzeug, das sie anfassen durfte, und sie liebte das Gefühl des glatten, kalten Materials unter ihren Fingern. Es war ihre Aufgabe, den Tisch zu decken und Claire und ihre zwei Puppen zu bedienen; Kitty würde es niemals wagen, selbst so zu tun, als würde sie aus einer der kleinen Tassen trinken.

»Geh und sag der Köchin, dass ich Kekse will«, sagte Claire. »Ich ziehe meine Puppen in der Zwischenzeit fein an.«

»Ja, Missy Claire.« Kitty hatte auch gelernt, immer so zu antworten – und so schnell sie konnte loszulaufen, wenn sie einen Auftrag erhielt. Missy konnte es nicht leiden, wenn sie trödelte. Kitty lief die Treppe hinunter und dann hinaus in die große Küche, um der Köchin zu sagen, was Missy wollte. In der Küche duftete es nach geräuchertem Schweinefleisch mit Zwiebeln und nach Äpfeln und Zimt. Begierig sog Kitty den Duft ein. Ihr Magen knurrte vor Hunger.

»Diese Missy ist ein verwöhntes Ding«, sagte die Köchin kopfschüttelnd, als sie Kittys Bitte hörte. »Denkt sie, ich hätte nichts Besseres zu tun, als sie den ganzen Tag zu bedienen? Weiß sie nicht, dass Massa heute Besuch bekommt und ich das Abendessen machen muss?« Aber die Köchin wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn und ging, um die Keksdose zu holen. »Gibt Missy dir eigentlich von den Keksen etwas ab?«, fragte sie.

Kitty zuckte mit den Schultern. »Manchmal ... wenn sie selbst keine mehr will.«

Die Köchin legte drei dicke Zuckerplätzchen auf einen Teller und reichte Kitty dann einen vierten. »Iss ihn schnell und sag ihr nicht, dass ich ihn dir gegeben habe«, flüsterte sie.

Kitty grinste. »Ja, Ma'am! Danke, Ma'am!« Sie hüpfte aus der Küche und balancierte dabei den Teller in der Hand. Als sie den Weg zum Haus zurückging, war sie hin- und hergerissen, ob sie ihren Schatz langsam essen und jeden Bissen genießen oder ihn in ein, zwei Bis-

sen hinunterschlingen sollte, um schnell wieder zurück zu sein, wie es ihr aufgetragen war. Sie beschloss, sich einen Bissen auf der Zunge zergehen zu lassen, sodass er bis ins Haus und die Treppe hinauf hielt, und dann den Rest des Gebäcks für später in ihrer Tasche zu verstecken.

Als Kitty das Schlafzimmer wieder betrat und den zugeteilten Bissen hinunterschluckte, war Claire nirgendwo zu sehen. Es dauerte einen Augenblick, bis Kitty begriff, dass Missy hinter dem Paravent verschwunden war, um ihren Nachtopf zu benutzen. Als Nächstes würde Claire von ihr verlangen, dass sie hinunterlief und das Ding ausleerte. Weiße Damen hatten Glück, dachte Kitty. Sie mussten nie den weiten Weg bis zum Toilettenhaus laufen, so wie Männer und Sklaven es taten.

Kitty trug den Teller zu dem Tischchen und wartete. Missy hatte ihre Puppen fertig angekleidet und sie auf zwei der kleinen Stühle gesetzt. Aber eine Puppe war zur Seite gerutscht und sah aus, als würde sie gleich herunterfallen. Kitty streckte die Hand aus, um sie wieder gerade hinzusetzen. Die Puppe fühlte sich viel leichter an, als Kitty gedacht hatte – und ihre Haare sahen so weich aus, dass sie der Versuchung, nur einmal darüber zu streichen, nicht widerstehen konnte.

»Was machst du da!«, zischte Claire. »Fass sie nicht an!«

Kitty fuhr überrascht herum. »Aber sie wäre sonst runtergefallen, Missy Claire. Ich habe sie nur gerade hingesetzt und –«

Missy rannte auf sie zu und schlug Kitty auf die Hand, weil sie es gewagt hatte, die Puppe anzufassen. Dann gab sie ihr eine Ohrfeige – mit voller Kraft. Kitty kamen die Tränen. Sie hatte oft gesehen, wie Missys Mutter ihre Zofe so geschlagen hatte, aber Kitty war noch nie selbst geschlagen worden.

»Raus! Raus! Raus!«, schrie Claire und zeigte auf die Tür.

»Es tut mir leid, Missy Claire, aber ich dachte –«

»Du bist böse, und du darfst nicht mehr mit mir spielen!«

Die Tränen liefen Kitty übers Gesicht, als sie aus dem Zimmer lief. Ihre Wange brannte. Sie wagte nicht, laut zu weinen oder sich zu verkriechen, um ihre Wunden zu lecken. Wann immer Missy sie fortschickte, war sie angehalten, Mammy Bertha zu suchen und ihr mit Missy Kate oder Missus Goodmans neuem Baby Mary zu helfen.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte Bertha, als sie sah, dass Kitty ihre Tränen trocknete.

»Missy hat mich geschlagen«, sagte sie schmollend. »Ihre Puppe wäre beinahe vom Stuhl gefallen, und ich habe nur versucht, sie wieder gerade hinzusetzen. Sie hat gesagt, ich soll verschwinden.«

An der Art, wie Mammy die Lippen schürzte und den Kopf schüttelte, erkannte Kitty, dass sie nicht viel Mitgefühl von ihr erwarten konnte. »Sagt Missy dir nicht ständig, dass du ihre Sachen nicht anfassen sollst?«

»Aber sie wäre doch sonst runtergefallen. Ich dachte –«

»Du sollst nicht denken. Tu einfach, was die Weißen sagen, und wenn sie sagen, dass du ihre Sachen nicht anfassen sollst, dann lass die Finger davon. Du hast nur zu gehorchen. Verstanden?«

»Ja, Ma'am.«

»Und jetzt stell die Tränen ab und hilf mir, Missy Kate Luft zuzufächeln, damit sie ihren Mittagsschlaf halten kann.« Kitty hob den Saum ihrer Schürze an, um sich die Augen trocken zu wischen, und der Keks, den sie aufgehoben hatte, rutschte aus der Tasche. Sie war nicht schnell genug, um ihn aufzufangen, sodass er auf den Boden fiel und zerbrach. Wieder fingen die Tränen an zu fließen. Bertha funkelte Kitty an, als sie sich hinkniete und die Krümel aufsammelte. »Hast du den Keks von Missy Claire gestohlen?«

»Nein, Ma'am. Die Köchin hat ihn mir gegeben, ich schwöre! Du kannst sie selbst fragen.« Kitty stopfte sich die Krümel in den Mund. Sie schmeckten nach Schmutz.

»Das kannst du glauben, dass ich sie fragen werde ... und du erzählst besser keine Lügen.«

»Nein, Ma'am.«

Der lange, heiße Tag schien endlos zu dauern. Am späten Nachmittag kamen die Gäste zum Essen, so wie die Köchin es gesagt hatte. Mammy Bertha sagte, der Besuch würde über Nacht bleiben und alle müssten sich vorbildlich benehmen – auch Kitty. Claire und Kate, die beiden älteren Mädchen, mussten gewaschen und gebürstet und in ihre Sonntagskleider gesteckt werden, und dann saßen sie im Salon und empfingen den Besuch wie richtige junge Damen. Bei all dem Getue und Prunk hatte Kitty keine Gelegenheit, etwas zu essen, abgesehen von dem einen zerkrümelten Keks. Als die Mädchen

endlich im Bett waren, sagte Mammy Bertha zu ihr, sie könne in die Küche gehen und sehen, ob noch etwas vom Abendessen übrig sei.

Es war sehr spät, und so überraschte es Kitty, in der Küche noch Licht zu sehen. Eine große Versammlung Farbiger saß um den Tisch und redete und aß Schweinebraten und Hühnchen und andere Leckereien, die vom Essen der Weißen übrig geblieben waren. Vier Fremde – die Haussklaven, die mit den weißen Gästen angereist waren – saßen bei den üblichen Küchenhilfen. Kitty tat sich etwas zu essen auf einen Teller, setzte sich dann auf einen Hocker bei der Tür und lauschte den Neuigkeiten und Gerüchten, die die Neuankömmlinge mitgebracht hatten.

»Delia hier ist eine Geschichtenerzählerin«, erklärte der Kutscher der Gäste ihnen nach einer Weile. Er zeigte auf eine winzige, grauhaarige Frau, die nicht größer war als Kitty. »Delia kennt all die alten Geschichten über unser Volk, als wir noch keine Sklaven waren«, sagte er.

Alle schienen ganz gespannt darauf, Delias Geschichten zu hören, und sie bettelten unentwegt, sie möge eine erzählen. In der Küche war es plötzlich so still, dass Kitty beinahe Angst hatte zu atmen. Erwartungsvoll lehnte sie sich vor und beobachtete jede Bewegung der Geschichtenerzählerin. Die kleine Frau schloss einen Moment lang die Augen, als suche sie tief in ihrem Innern nach den Worten.

»In dem Land, aus dem unser Volk kommt«, begann Delia, »nennt man eine Geschichtenerzählerin wie mich *Griot*. Wir sind diejenigen, die sich an die alte Zeit und die alten Geschichten erinnern und sie unseren Kindern und deren Kindern weitergeben, damit unsere Vergangenheit nicht verloren geht. Meine Mammy war eine Griot und ihre Mammy vor ihr auch, also stammen die Geschichten, die ich kenne, aus einer Zeit, die so weit zurückliegt, dass niemand, der heute lebt, sich noch daran erinnert – und in jener Zeit war unser Volk noch frei.« Sie seufzte, als sie das letzte Wort aussprach, und es schien Kitty, als würde es wie ein Vogel aus dem Mund der Geschichtenerzählerin flattern und fortfliegen.

»Nur in dem Erzählen unserer Geschichte erinnern wir uns daran, wer wir sind«, sagte Delia. »Und das ist etwas, das wir niemals vergessen dürfen.« Sie blickte sich im Kreise ihrer Zuhörer um, und ihre dunklen Augen waren einen Moment lang auf Kitty gerichtet.

»Wir lebten einst in einem Land, das ›Löwenberg‹ genannt wurde«, sagte Delia, »in einem Stamm namens Mende. Es ist ein großes, reiches Land, wo jeder Mensch schwarze Haut hat. Dort gab es am Anfang überhaupt keine weißhäutigen Menschen. Und das ganze Land gehörte uns – all die Wälder und Felder und Flüsse und Hügel gehörten uns. Wir konnten Wild jagen und unseren eigenen Reis pflanzen und unsere eigenen Häuser bauen und leben, wo und wie wir wollten, und nur unsere eigenen Anführer sagten uns, was wir tun sollten. Lange bevor die weißen Männer kamen, lernte unser Volk, das Wasser einzufangen und dorthin zu lenken, wo wir es haben wollten. Wir legten Felder an, die wir fluten konnten, und Gräben, um unseren Reis anzubauen. Unsere Frauen webten Körbe aus Seegras, um die Ernte zu sammeln und den Reis zu worfeln. Wir waren ein friedliches Volk und lebten in unseren Dörfern mit unseren eigenen Familien um uns herum.«

Kitty lauschte fasziniert. Sie konnte sich ein Land ganz ohne weiße Menschen gar nicht vorstellen. Delias Stimme war so beruhigend wie ein Becher warme Milch, und ihre kleinen, runzeligen Hände vollführten anmutige Bewegungen, während sie sprach.

»Dann, eines Tages, kamen die weißen Männer«, sagte sie. »Sie sahen alles, was wir hatten, und dass wir fleißig waren, und sie beschlossen, dass sie uns als Sklaven haben wollten. Deshalb kamen sie mit ihren Gewehren und Ketten und stahlen unsere Leute. Sie fingen uns in den Wäldern und entführten uns aus unseren Familien und nahmen uns unseren Kindern weg. Sie banden unsere Leute mit ihren dicken Ketten aneinander und zwangen uns, sehr, sehr weit zu laufen. Es war ihnen sogar egal, dass einige unterwegs an Hunger oder Erschöpfung oder Angst starben. Nein, die weißen Männer brachten alle, die sie aus unserem Volk gefangen genommen hatten, zu einer Festung auf einer Insel, wo wir nicht fliehen konnten. Sie ließen uns dort arbeiten, und wir mussten Muscheln zu Kalk zerstoßen. Unsere Leute meinten, das Leben könne nicht mehr schlimmer werden – aber das wurde es. Wie sich herausstellte, mussten wir nur Kalk produzieren, während wir auf das Schiff warteten, das kommen sollte. Und wisst ihr was? Eines Tages kam das Sklavenschiff dann tatsächlich.«

Offensichtlich hatten die weißen Männer ganz vergessen, dass wir

Menschen waren, so wie sie uns in den Bauch dieses Schiffes sperrten. Alle mussten sich auf harte Holzregale legen, eine Reihe über die andere gestapelt, sodass nicht genug Platz war, um sich hinzusetzen. Wir waren so eng zusammengepfercht, dass keiner sich bewegen konnte. So füllten die weißen Männer das ganze Schiff mit Sklaven. Und es war ihnen egal, ob die Menschen krank waren oder die Toilette benutzen mussten. Es lief einfach alles auf die anderen herunter. Mein Gott! Jeden Tag starben Menschen vor Hunger und Durst und Hitze und Kummer. Das Schiff tanzte und schaukelte auf den Wellen, und Tag und Nacht konnte man hören, wie die Wellen gegen die Schiffsplanken schlugen. Und wie die Menschen weinten. Es war, als würde das Meer von all unseren Tränen überfließen.

Es dauerte sehr, sehr lange, bis das Schiff zum Land der weißen Männer gesegelt war. Zweimal, vielleicht sogar dreimal wurde es Vollmond, bevor wir endlich hier im Südosten an Land gingen. Das neue Land sah ganz ähnlich aus wie unsere Heimat, aber jetzt waren wir nicht mehr frei. Der Reis, den wir anbauten, ernährte nicht mehr unsere Familien. Unsere Männer und Kinder wurden von uns getrennt verkauft und woanders hingebacht. Wir mussten wie Tiere für die weißen Männer arbeiten, Kanäle und Teiche graben und Reis für sie alle anbauen, weil wir jetzt ihre Sklaven waren. Unser Volk war nicht mehr frei. Die weißen Männer hatten Gewehre, und so nahmen sie uns gefangen und zwangen uns, all ihre Arbeit zu tun.«

Sie lehnte sich vor, den Körper angespannt, und in ihren Augen glänzten Tränen. »Aber vergesst nie, dass wir vor langer Zeit einmal frei waren. So hat Gott uns geschaffen. So sollen wir sein – frei.«

Als Delia geendet hatte, rührte sich niemand. Es war in der Küche so still geworden, dass Kitty in den Ohren ihr Herz schlagen hörte. Diese schreckliche Geschichte konnte doch nicht wahr sein, oder? Missy Claire war alt genug, um ihr und Missy Kate Bücher vorzulesen, in denen Geschichten von Feen und Elfen und sprechenden Tieren standen, aber Kitty wusste, dass solche Geschichten ausgedacht waren. Konnte diese Geschichte wahr sein?

»Ist die Geschichte wahr?«, flüsterte sie und durchbrach damit das Schweigen.

»Ja, sie ist wahr!«, sagte Delia und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Jedes Wort, das ich gesagt habe, ist die Wahrheit, so

wahr ich hier sitze. Die Schwarzen wurden frei geboren und sollten in Freiheit leben. Das haben sie uns genommen. Und jetzt versuchen sie uns vergessen zu lassen, dass wir jemals frei waren. Aber vergiss das nie, Schätzchen. Denk immer daran, wer du bist und wer deine Familie ist und woher du kommst.«

In dieser Nacht träumte Kitty, dass die weißen Männer sie durch den Wald jagten und einfingen und an einem dunklen, schrecklichen Ort einsperrten. Der Albtraum erinnerte sie an den alten Traum, den sie als kleines Kind gehabt hatte, und sie fragte sich, ob sie früher einmal in dem Land gelebt hatte, in dem es keine weißen Männer gab. Aber nein, Delia hatte gesagt, ihre Geschichte habe sich vor langer, langer Zeit ereignet. »*Denk immer daran, wer du bist und wer deine Familie ist und woher du kommst*«, hatte Delia gesagt. Aber Kitty wusste nicht, wer ihre Familie war oder woher sie kam. Sie konnte sich nicht erinnern.

Kitty dachte immer noch über all diese Dinge nach, als sie am nächsten Morgen Missys Schlafzimmeregardinen aufzog und die große Eiche draußen sah. Sie war sich sicher, dass der Baum irgendwie mit ihrer Vergangenheit verbunden war – ein Teil des Traums, den sie als ganz kleines Kind gehabt hatte. Aber Kitty konnte sich nicht mehr daran erinnern, warum der Baum ihr wichtig war oder was er bedeutete. Als sie und Mammy Bertha allein im Kinderzimmer waren, nahm Kitty ihren ganzen Mut zusammen und fragte zum ersten Mal nach ihrer Vergangenheit.

»Mammy, hast du meine Mama und meinen Papa gekannt?«

Bertha schloss für einen Moment die Augen. »Ja, Kindchen. Ich kannte deine Mama«, sagte sie leise. Mammy war normalerweise sehr gesprächig und erzählte viele Geschichten, wenn sie allein waren, aber plötzlich schien sie traurig und ängstlich.

»Wo ist sie denn, Mammy Bertha? Was ist mit ihr passiert?«

Mammy wandte sich ab. »Wir können jetzt nicht darüber reden«, sagte sie. »Komm heute Abend zu mir, wenn Missy Claire eingeschlafen ist.«

Kitty hatte das Gefühl, der Tag würde niemals enden. Claire hielt sie bis spät abends auf Trab, und sie musste Wasser für das Bad herbeischleppen, ihre Haare bürsten und ihr dann Gesellschaft leisten, bis sie einschlief. Jedes Mal, wenn Kitty sich auf ihrem Lager neben

dem Bett aufsetzte und nachsah, ob Claire schon schlief, funkelte Missy sie an und sagte: »Warum starrst du mich so an? Leg dich hin und schlaf!« Aber eine Mischung aus Angst und Vorfreude hielt Kitty hellwach.

Endlich war Claire eingeschlafen, und Kitty schlich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer, um Mammy Bertha aufzusuchen. Sie suchten sich ein stilles Plätzchen auf den Stufen der wärmenden Küche, und Mammy erzählte Kitty die Wahrheit.

»Deine Mama hieß Lucindy, und sie war eine von Missus Goodmans Zofen hier im Großen Haus«, begann Mammy. »Sie war ein hübsches Mädchen, so wie du, immer fröhlich und lieb zu allen. Eines Tages verliebte sie sich in einen Mann namens George – deinen Papa. Er arbeitete als Sklave für den Pastor und seine Frau unten in der Stadt. Lucindy traf sich jeden Sonntag mit ihm, während ihre Massas in der Kirche waren, und schon bald liebten sie sich. Alle versuchten ihnen zu sagen, dass es schwer für sie sein würde, zusammen zu sein, aber sie beschlossen es trotzdem. Jeden Samstagabend, wenn seine Arbeit erledigt war, kam dein Papa George den ganzen Weg von der Stadt heraufgelaufen, um bei seiner Frau zu sein. Und dann ging er wieder zurück. Sein Massa war ein guter Mann, und er gab George einen Passierschein, damit er kommen und gehen konnte, ohne dass die Kopfgeldjäger ihn belästigten.

Dann starb der Massa deines Papas, und in seinem Testament sagte er, dass George und alle seine anderen Sklaven frei sein sollten. Frei sein, das klang gut – aber das war es nicht. Die Weißen hassen freigelassene Schwarze noch mehr als Sklaven. Sie sagen, dass freie Schwarze hochnäsiger würden, und die Weißen haben immer Angst, die Freien würden den Sklaven einreden, dass wir alle frei sein sollten. Deshalb machten die Weißen ein paar Gesetze, in denen stand, dass freie Schwarze nicht in der Stadt leben dürfen, dass sie kein Eigentum haben dürfen und dass sie nicht lange an einem Ort bleiben dürfen. Wenn sie das Gesetz brechen, dann werfen die Weißen sie ins Gefängnis und verlangen eine hohe Geldstrafe. Und weil sie die Strafe nicht bezahlen können, werden sie wieder als Sklaven verkauft. Sie versuchen, alle freien Schwarzen von hier zu vertreiben – oder sie als Sklaven zurückzubekommen. Jedenfalls wollen sie nicht, dass Freie wie dein Papa sich hier aufhalten.

Der arme George war jetzt also frei, aber er mühte sich ab, um deiner Mama zu helfen, vor allem, nachdem du geboren warst. Er suchte sich eine Arbeit auf einem Dampfer in Charleston, wo er Holz und Kohle und solche Dinge auflud. Er arbeitete fleißig, um genug Geld zu verdienen, damit er Lucindy kaufen konnte. Aber obwohl er all sein Geld sparte, wollte Massa Goodman sie nicht verkaufen. Irgendwann beschloss der arme George, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als seine Frau und sein Kind zu nehmen und fortzulaufen. Weil dein Papa wollte, dass deine Mama und du auch frei seid, so wie er.

Alle sagten ihm, es sei ein großer Fehler und es würde schlimm enden, wenn sie erwischt würden. Natürlich hörten sie nicht darauf. Dein Papa hat Jesus vertraut, dass er ihm hilft, und eines Nachts schlichen er und Lucindy sich davon. Als Massa Goodman merkte, dass Lucindy weg war, rief er die Kopfgeldjäger zusammen und sie hetzten die Hunde auf euch. Deine Eltern haben es nicht einmal aus South Carolina heraus geschafft, die armen Dinger, bevor sie gefangen wurden.«

Kittys Traum kam ihr lebhaft und heftig in den Sinn. Jetzt wusste sie, dass es wirklich geschehen war. Die Hunde waren gekommen und hatten an Mamas und Papas Beinen gezerrt, bis sie nicht mehr laufen konnten. Dann waren die Weißen mit ihren Pferden und Gewehren gekommen. Aber wie ging der Traum aus? Sie konnte sich nie an das Ende erinnern. Ihr Mund war so trocken, dass sie kaum sprechen konnte.

»Was ist passiert, nachdem man sie gefangen hat, Mammy?«

»Ach, Kind ... das willst du nicht wissen«, sagte sie kopfschüttelnd.
»Manche Geschichten erzählt man besser nicht.«

Kitty fröstelte, obwohl die Nacht warm war. »Ich will es wissen, Mammy Bertha. Bitte erzähl es mir.«

Mammy seufzte. Sie zögerte so lange, dass Kitty schon fürchtete, sie würde es ihr nicht erzählen. Als Mammy endlich sprach, war ihre Stimme ganz leise. »Sie haben deinen armen Papa ausgepeitscht und als Dieb aufgehängt, gleich da draußen an der großen Eiche.«

Einen endlosen Augenblick lang konnte Kitty nicht atmen, nicht schlucken. Dieser Baum war ihr immer wie ein Freund erschienen, ihr Zufluchtsort. Jetzt fühlte sie sich betrogen. Die große Eiche hatte

dabei geholfen, ihren Papa zu töten. Sie schloss die Augen, als sie daran dachte, wie er von den Ästen des Baumes gehangen hatte.

Bertha wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Augen. »Massa Goodman sagte, dein Papa hätte seinen Besitz gestohlen, als er mit deiner Mama und dir weggelaufen ist – womit er wohl recht hatte. Sie ließen uns Sklaven alle dort stehen und zusehen, damit wir wussten, was mit uns passiert, wenn wir versuchen wegzulaufen. Deine Mama hat er auch ausgepeitscht und dann an einen Sklavenhändler verkauft. Sie flehte den Massa an, dich mit ihr zu verkaufen, anstatt dich ganz allein hier zurückzulassen. Du warst noch ganz klein, aber Massa Goodman hat nicht auf sie gehört.« Bertha legte den Arm um Kittys Schultern und zog sie an sich. »Deshalb hast du jetzt niemanden auf der ganzen Welt.«

Kitty lehnte sich an Mammy Bertha und weinte. Jahre voller Einsamkeit, Verlust und tiefer Trauer, von denen sie nicht einmal gewusst hatte, legten sich wie eine zentnerschwere Last auf sie. Jetzt bereute sie es, dass sie nach der Wahrheit gefragt hatte. Die große Eiche würde von jetzt an ein Zeichen des Schreckens und des Todes für sie sein und nicht mehr ein Ort des Trostes und der Zuflucht. Und sie würde Massa Goodman nie wieder so ansehen können wie bisher. Warum hatte er Lucindy nicht an George verkauft? Er hatte doch genug andere Sklaven. Es war Massa Goodmans Schuld, dass ihr Vater tot war, ihre Mutter verkauft und sie ganz allein zurückgeblieben war.

Und Kitty wusste, dass sie von jetzt an auch Claire mit anderen Augen sehen würde. Claire lebte noch bei ihren Eltern. Sie gaben ihr alles, was sie brauchte oder wollte. Kittys Eltern hatten sie auch geliebt, aber sie waren dafür bestraft worden, dass sie versucht hatten, frei zu sein – so zu leben, wie die Schwarzen in Delias Geschichte früher gelebt hatten.

Mammy hielt Kitty fest im Arm und wiegte sie hin und her. »Es lohnt sich nicht, sich zu verlieben, Kind. Das führt nur zu Herzeleid, wenn Massa dich oder den Mann, den du liebst, verkauft oder dir deine Kinder wegnimmt. Ich habe es so oft gesehen – viel zu oft. Sklaven sind auf dieser Erde, um zu arbeiten, und nicht, um jemanden zu lieben.«

Allmählich versiegten Kittys Tränen, aber sie schmiegte sich weiter in Mammys warme Arme, weil sie den Trost brauchte.

»Ich sage dir was«, fuhr Mammy nach einer Weile fort. »So schwer das Leben hier auch ist, man muss schon ziemlich dumm sein, um wegzulaufen. Die Leute sagen, man könne dem Nordstern in die Freiheit folgen, aber das Land ist viel zu weit von hier entfernt. Und der Preis, den man bezahlt, wenn man erwischt wird, ist zu hoch. Und sie werden immer erwischt. Die Kopfgeldjäger sind die Reiter des Teufels.«

Als Kitty schließlich Berthas tröstende Arme verließ und zu ihrem Lager zurückkehrte, war ihr Schlaf von Albträumen überschattet. Am Morgen trug sie ihre Traurigkeit und ihren Kummer wie eine schwere Last mit sich herum, die sie nicht abwerfen konnte. Die Trauer, die Kitty empfand, wurde mit der Zeit nicht weniger, sondern wuchs von Tag zu Tag, vor allem, wenn ihr Blick auf die große Eiche fiel. Und sie konnte den Anblick nicht vermeiden. Der Baum beherrschte den Blick aus Missys Schlafzimmerfenster.

Massa Goodmans Gäste reisten irgendwann ab, und Missy Claire war von all dem Trubel schlecht gelaunt und Kitty von der vielen zusätzlichen Arbeit und den schlaflosen Nächten erschöpft. Unerwartet schossen ihr manchmal die Tränen in die Augen, und sie hatte keine Kraft mehr, Missy Claire und Missy Kate mit ihren Späßen zu unterhalten.

»Was ist denn mit dir los?«, wollte Claire wissen, als sie Kitty dabei ertappte, wie sie sich eines Nachmittags die Augen rieb. Kitty hätte wissen müssen, dass nicht Fürsorge diese Frage ausgelöst hatte, sondern Verärgerung. Claire wollte, dass sie aufhörte, traurig zu sein, und wieder fröhlich war. Kitty hätte es besser wissen müssen, aber sie beging den Fehler, ihr die Wahrheit zu sagen.

»Oh, Missy Claire, ich bin immer traurig, wenn ich an meine Mama und meinen Papa denke. Sie sind beide fort, und jetzt habe ich keine Familie mehr.«

»Warum denkst du an sie? Du sollst mit *mir* spielen und nicht wegen Leuten schmollen, die nicht einmal hier sind.«

»Aber ... aber ich wünsche mir doch so sehr, wie Sie eine Familie zu haben.«

Claires Gesicht erstarrte vor Wut. »Du willst nicht bei mir sein? Du willst bei deinen eigenen Leuten sein? Gut! Dann will ich auch nicht, dass du hier Trübsal bläst. Geh zurück zu den Sklavenhütten, wo du herkommst.«

Kittys Knie wurden ganz weich vor Angst. »Aber meine Familie ist nicht in der Slave Row, Missy. Sie –«

»Pech. Ich will dich nicht mehr in meinem Haus haben. Verschwinde.«

»Das meinen Sie doch nicht wirklich. Wer soll denn mit Ihnen spielen und –«

»Ich spiele lieber allein, als mir dein dämliches langes Gesicht anzusehen. Verschwinde auf der Stelle. Geh zu den anderen Niggern, wenn es das ist, was du willst.«

»Aber Missy Claire, das will ich ja gar nicht.« Kitty sank auf die Knie, um sie anzuflehen. »Bitte! Ich habe dort keine Familie und keinen Platz zum Schlafen oder –«

»Das ist dein Problem und nicht meins. Du hast mich verstanden – verschwinde!« Claires Stimme war zu einem wütenden Schreien angeschwollen, und Mammy Bertha kam mit dem Baby auf dem Arm ins Zimmer geeilt.

»Aber, aber. Was ist denn das für ein Geschrei, Missy Claire?«

»Ich schicke Kitty zurück zu all den anderen Niggern. Ich will sie hier nicht mehr haben.«

»Nein, bitte!«, flehte Kitty. »Ich verspreche, dass ich wieder fröhlich bin. Ich verspreche es!«

»Jetzt ist es zu spät«, sagte Claire. Sie lächelte, als gefalle es ihr, dass sie solche Macht hatte. »Von jetzt an wird Daisy meine Zofe sein. Und ich will auch nicht, dass Kitty dir hilft, Mammy. Sie ist eine Heulsuse und ich will sie nicht in meinem Haus haben.«

Mammy packte Kittys Arm mit ihrer freien Hand und zog sie hoch, um sie aus dem Zimmer zu bringen. Claire knallte die Tür hinter ihnen zu. »Du hast gehört, was Missy gesagt hat. Du tust besser, was man dir sagt, Mädchen.«

»Aber Mammy –«

Bertha schüttelte den Kopf. »Jetzt geh.« Sie kehrte Kitty den Rücken zu und schlurfte zum Kinderzimmer des Babys. Mammy konnte ihr nicht helfen. Und die anderen Haussklaven auch nicht. Kitty blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen.

Sie weinte den ganzen Weg hinunter zur Slave Row und sah vor lauter Tränen kaum, wohin sie ging. Und sie wusste auch nicht, was sie tun sollte, wenn sie dort ankam. Es war früher Nachmittag, und

die anderen Sklaven waren noch nicht von den Feldern zurück. Der Hof war verlassen, abgesehen von den kleinen Kindern, die im Dreck spielten. Kitty fand Old Nellie in ihrer Hütte, wo sie vier kleinen Babys Luft zufächelte, die in einem Bett schliefen.

»Was willst du hier? Was ist mit dir los?«, fragte Nellie, als sie Kittys tränenverschmiertes Gesicht sah.

»Missy Claire hat mich weggeschickt. Sie will nicht mehr, dass ich im Großen Haus für sie arbeite.«

»Was hast du falsch gemacht?«

»Nichts! Sie hat gesagt, ich blase Trübsal und sie will nicht mehr mit mir spielen.«

»Wenn du weinst und dich so benimmst, versteh ich, warum. Ich will dich hier auch nicht. Ich habe schon genug weinende Babys, um die ich mich kümmern muss.«

Kitty versuchte ihre Tränen herunterzuschlucken und holte tief Luft. Sie wusste, dass Sklaven niemals untätig sein durften und dass sie irgendeine Arbeit finden musste, wenn sie nicht auf die Reisfelder geschickt werden wollte. »Ich habe Mammy Bertha oben im Großen Haus geholfen, für die weißen Kinder zu sorgen«, sagte sie hoffnungsvoll. »Ich kann dir auch helfen, wenn du willst.«

»Ist nicht meine Entscheidung, wo du arbeitest, und das weißt du auch. Heute lasse ich dich helfen, aber morgen bist du groß genug, um auf den Reisfeldern zu arbeiten. Sie schicken dich bestimmt dorthin.«

Kittys Augen füllten sich mit Tränen. »Ich weiß nicht, wo ich wohnen soll, Nellie. Ich habe hier keine Familie.«

Die alte Frau betrachtete sie einen Augenblick lang. »Du heißt Anna, richtig?«

Es dauerte einen Moment, bis Kitty sich daran erinnerte, dass sie recht hatte. Seit einem Jahr war sie nicht mehr mit ihrem Namen angesprochen worden. »Das ist der Name, den meine Mama Lucindy mir gegeben hat«, sagte sie. »Aber Missy Claire hat mich Kitty genannt.«

Nellie zuckte mit den Schultern. »Ist mir auch egal, wie du heißt. Hier, fächele den Kleinen ein bisschen Luft zu«, sagte sie und reichte Kitty den Palmwedel. »Ich kann eine Pause gebrauchen.«

Kitty arbeitete den Rest des Tages so fleißig, wie sie konnte, in der

Hoffnung, dass Old Nellie ein gutes Wort für sie einlegen würde und sie morgen wieder helfen durfte. Als die anderen Sklaven in der Dämmerung von den Reisfeldern zurückkehrten und sich versammelten, um ihre Essensrationen abzuholen, bemerkte der schwarze Vorarbeiter Kitty sofort.

»Wo kommst du denn her?«, wollte er wissen. Er war ein riesiger Mann mit mürrischer Miene. Seine stämmigen Arme und Schultern schienen fast sein Hemd aus handgesponnenem Leinen zu sprengen. Kitty hatte solche Angst vor ihm, dass sie nicht antworten konnte.

»Sie hat oben im Großen Haus gearbeitet«, sagte Old Nellie, »und ist runtergeschickt worden.«

»Was hast du falsch gemacht?«

»N-nichts!«, stammelte sie. »Missy Claire ist wütend geworden, weil sie sagte, ich würde Trübsal blasen. Das ist alles, ich schwöre es!«

»Dann musst du wohl arbeiten wie wir anderen auch«, sagte er grunzend.

Kitty aß das magere Abendessen, das man ihr zuteilte, und ging hungrig schlafen. Nellie gab ihr eine dünne Decke und sie schlief auf dem Boden der Hütte, während die ganze Nacht Mäuse um sie herumhuschten. Am Morgen ertönte das Signal zum Aufstehen, als der Himmel gerade erst hell wurde, und der Vorarbeiter nahm Kitty mit auf die Reisfelder und teilte ihr eine Reihe Pflanzen zu, die gehackt werden mussten. Die beiden Mädchen, neben denen sie arbeitete, hatten früher mit ihr in Nellies Hof gespielt, aber sie schienen viel älter als Kitty und von der schweren Arbeit schon ganz verbraucht. Kittys mangelnde Erfahrung mit der Hacke spielte keine Rolle; man erwartete von ihr, dass sie mit den anderen mithielt, während sie ihre Reihen abarbeiteten, wobei sie darauf achten musste, dass sie kein Unkraut übersah oder versehentlich eine Reispflanze ausriss. Am Mittag hatte sie Blasen an den Händen, die lange vor Einbruch der Dämmerung zu bluten und zu nässen begannen. Im Laufe des Tages bekam Kitty die Peitsche immer öfter auf ihren Schultern zu spüren, wenn sie Fehler machte oder nicht schnell genug war.

Aber während ein Tag nach dem anderen verging, waren es nicht der Hunger oder die Erschöpfung oder die ständige Angst, die Kittys Leben unerträglich machten – es war die trostlose Hoffnungslosigkeit ihrer neuen Umgebung. Alles schien farblos: die düstere Hütte,

der Lehm Boden, die verblichenen Kleider der Sklaven und die reglosen Gesichter, ihre staubigen Leiber, die von der Arbeit schmerzten. Sie durfte nicht zu dem blauen Himmel und den weißen Wolken hinaufschauen oder in die Ferne zu den grünen Wäldern, sondern nur auf das Erdreich hinunter, auf die endlosen Reihen, die gehackt werden mussten, eine Monotonie aus Reispflanzen und Unkraut. Abends rollte sie sich auf dem Fußboden der Hütte zusammen, zu erschöpft für Albträume, geschweige denn angenehme Träume.

Am Sonntagnachmittag, ihrem einzigen Ruhetag, war Kitty der Verzweiflung nahe. Sie beschloss, lieber in den Fluss zu springen und zu ertrinken, als ein Leben lang solch trostlose Arbeit zu verrichten. Sie verließ das öde Sklavengelände und ging zum Garten der Plantage, wo sie den breiten Streifen aus grünem Rasen überquert und dann immer weiter gehen wollte – hinunter zum Bootsanleger. Aber als sie sich der großen Eiche näherte, sah Kitty Missy Claire und Missy Kate auf einer Decke sitzen und mit ihren Puppen spielen. Sie waren allein. Wenn Daisy Kittys Rolle als Claires Zofe übernommen hatte, war sie trotzdem nirgendwo zu sehen.

Kitty ließ sich auf alle vier fallen und kroch über den Rasen auf die beiden Mädchen zu, während sie laut miaute. Als sie den Baum erreicht hatte, rieb Kitty den Kopf an Claire, schnurrte und versuchte zu lächeln, während sie krampfhaft gegen die Tränen ankämpfte. Mehr als ein Jahr war seit dem Sommertag vergangen, an dem Missy Kitty adoptiert hatte, und sie hoffte, Claire würde sich daran erinnern.

Irgendwann blickte sie verstohlen zu Missys Gesicht auf. Claire versuchte, nicht zu lächeln, aber Kitty merkte, dass die Vorstellung sie amüsierte. Sie schöpfte Hoffnung.

»Natürlich haben manche Leute lieber einen Hund«, sagte Kitty und zwang sich, breit zu grinsen. Sie tat, als wäre sie ein Hündchen, indem sie bellte, Männchen machte und die Zunge heraushängen ließ. Missy Kate fing an zu kichern.

Kitty war es zuwider, was sie tat. Aber sie hatte nichts zu verlieren. Die Alternative war viel schlimmer. Als Feldsklavin würde sie nie überleben, vor allem, wenn der Herbst kam und der Reis gemäht und gedroschen und geworfelt werden musste. Der Vorarbeiter würde erwarten, dass sie genauso viel arbeitete wie die Erwachsenen,

Tag für Tag, und wenn sie es nicht schaffte, würde sie ausgepeitscht werden. Im Augenblick war ihr Leben kaum mehr als das eines Tieres. Lieber lebte sie als Missy Claires Haustier, als dass sie als Lasttier an Überarbeitung und Auszehrung starb.

»Wuff! Wuff!«, wiederholte Kitty tapfer und versuchte dabei nicht an die Hunde zu denken, die ihre Eltern angegriffen hatten.

»Nein, ich glaube, ich habe lieber ein Kittekätzchen«, sagte Claire mit selbstgefälligem Lächeln. Kitty ließ sich wieder auf alle viere fallen und miaute. Claire lachte. »Dann komm, Kitty. Es ist Zeit, ins Haus zu gehen.«

Kitty wusste, dass sie sich schämen und erniedrigt fühlen sollte. Aber als sie sich, noch immer auf allen vieren kriechend, zum Großen Haus aufmachte, verspürte sie nur Erleichterung.

KAPITEL 6

Jacksonville, Florida
1853

»He, Joe! Massa Coop ruft nach dir!«

Grady stellte den Eimer mit Schmutzwasser ab und drehte sich zu William um. Es war das erste Mal seit der Prügel vor zwei Wochen, dass der Massa nach Grady verlangte. Er erschauerte vor Furcht. »Er will mich sehen?«, fragte er.

»Das hat er gesagt.«

Grady holte tief Luft. »Weißt du, warum?«

Ein Ausdruck, den man als Mitleid hätte deuten können, huschte über Williams Gesicht und verschwand dann in einem finsternen Blick. »Eine Reihe reicher Plantagenbesitzer kommen Massa in seinem Hotelzimmer besuchen. Du hilfst mir, sie zu bedienen. Deshalb hat Massa Coop dich gekauft.«

Gradys Magen drehte sich um, als stünde er bei aufgewühlter See an Deck eines Schiffes. Die Wunden, die sein Herr ihm zugefügt hatte, heilten allmählich, aber sie waren auf seiner hellbraunen Haut noch sichtbar, nachdem sie von dunkelrot zu grünschwartz verblasst waren. Auch die Schmerzen ließen allmählich nach, aber noch immer spürte er, wenn er sich bewegte, einen dumpfen, pochenden Schmerz. Er war in den vergangenen zwei Wochen in Sklavengefängnissen und Frachträumen eingesperrt gewesen, während Massa Coop die Küste von Georgia nach Florida hinuntergereist war und einige Sklaven verkauft und dafür andere erworben hatte. Es war Gradys Aufgabe gewesen, zu putzen und die Eimer zu leeren, Stroh zu schaufeln und Schmutz von den Decks zu wischen. Er arbeitete, so fleißig er konnte, aber es war beinahe unmöglich, die Zellen und Laderäume, in denen die Sklaven eingesperrt waren, sauber zu halten.

»Ich habe einen Eimer mit sauberem Wasser und Seife mitgebracht«, sagte William und zeigte auf die Stelle, wo er beides abgestellt hatte. »Massa sagt, du sollst dich als Erster waschen, vor den

anderen. Du sollst darauf achten, dass du nicht stinkst. Und er hat dir auch frische Kleider geschickt.«

Grady blickte sich in dem überfüllten Hof um und schloss dann die Augen. So sehr er sich danach sehnte, sich zu waschen und seine blutige Kleidung abzulegen, so sehr erfüllte ihn die Vorstellung, sich in aller Öffentlichkeit vor Männern und Frauen auszuziehen, mit einem Gefühl wütender Erniedrigung.

»Beil dich besser«, sagte William und schob ihn in Richtung Eimer. »Massas Kunden kommen bald.« Wenn William irgendwelches Mitgefühl für Grady empfand, zeigte er es nicht. Vielmehr schien er erleichtert zu sein, dass ein anderer Sklave sein Schicksal teilen und seinen Teil an Misshandlungen durch ihren Herrn abbekommen würde.

»Was muss ich machen?«, fragte Grady, während er sein Hemd auszog. William warf einen Blick auf seinen geschundenen Körper und blickte dann zur Seite.

»Du hast von jetzt an zwei Aufgaben: Massa Coop und seine Kunden zu bedienen und dich hier in den Gefängnissen und auf den Schiffen um seine Sklaven zu kümmern.«

»So wie ich es bis jetzt getan habe?«, fragte Grady. Er spritzte sich Wasser ins Gesicht, machte seine Haare nass und schäumte die Seife auf.

William stieß hörbar die Luft aus. Grady wusste nicht, ob es ein Zeichen der Verärgerung oder der Ungeduld war. »Was du gemacht hast, ist nur ein Teil. Hör gut zu, was ich dir jetzt sage – verstanden?«

Grady nickte, und er war sich nicht sicher, ob das Zittern, das durch seinen Körper fuhr, von dem kalten Wasser kam oder von der Warnung, die er in Williams Stimme hörte.

»Jeden Augenblick an jedem Tag«, sagte William, »Tag und Nacht müssen wir aufpassen und dafür sorgen, dass niemand flieht. Wir müssen sie anketten und darauf achten, dass die Fesseln an ihren Händen und Füßen immer verschlossen sind, damit niemand abhauen kann. Manche haben schon versucht, durch die Bullaugen zu springen, während das Schiff fährt, oder in der Nähe des Ufers über Bord zu springen, wenn wir abfahren oder anlegen. Sie werden es nicht versuchen, wenn sie alle aneinandergelockt sind, aber manch-

mal schafft es einer, seine Fesseln zu lockern, wenn wir nicht hinsehen, und dann fliehen sie.«

Grady wusch sich schnell Oberkörper und Arme und zog dann das Hemd an, das William ihm reichte. Es war abgenutzt und etwas zu groß, aber es war sauber.

»Ein paar von den Leuten sind ziemlich verzweifelt«, fuhr William mit gedämpfter Stimme fort. »Sie versuchen alles. Da war zum Beispiel eine Frau, die Massa gekauft hat und die ihr Kind zurücklassen musste. Tagelang aß sie nichts und wurde so dünn, dass sie die Fesseln abstreifen konnte. Eines Tages, als das Schiff draußen auf dem Meer war, sprang sie über Bord und ertränkte sich.« Er hielt inne und biss sich auf die Lippe. Dann sagte er leise: »Massa hat uns deswegen beinahe totgeprügelt. Er sagt, wir müssen aufpassen und im Sklavengefängnis lauschen und ihm erzählen, was wir sehen und hören, wenn jemand die Flucht plant.«

Grady schüttelte ungläubig den Kopf. »Das machst du? Du spionierst die anderen aus und erzählst es dem Massa?«

»Genau. Und du machst es besser auch, wenn du weißt, was gut für dich ist. Habe ich es dir nicht gerade erzählt? Wenn einer von ihnen versucht zu fliehen, bezahlen wir dafür, egal, ob wir von den Plänen wussten oder nicht.«

»Wie kannst du so ein Spion sein? Du bist nicht weiß – du bist ein Sklave, genau wie wir anderen.«

»Erinnerst du dich an die Prügel, die Massa dir verabreicht hat?« William stieß seinen Finger in Gradys immer noch schmerzende Rippen. »Das war nichts. Glaub mir, nachdem er dich aufgehängt und dir vierzig Peitschenhiebe verpasst hast, wirst du ihm jedes Wort erzählen, das die Leute sagen. Ich habe schon meine Narben.« Er drehte sich um und hob sein Hemd an, sodass Grady die breiten Knoten der hässlichen Narben sehen konnte, die quer über seinen Rücken liefen. »Der Mann kann mich nicht für viel Geld verkaufen, deshalb ist es ihm egal, ob er mich schlägt oder nicht. Wenn der Rücken eines Sklaven erst einmal voller Narben ist, denken die Weißen, er wäre geflohen oder ein Dieb, und dann kaufen sie ihn nicht. Mein Leben ist nichts wert ... und wenn du nicht aufpasst, wird Massa mit dir das Gleiche machen.«

Grady hatte aufgehört sich zu waschen, erstarrt vor Entsetzen an-

gesichts dessen, was er da hörte. William bedeutete ihm mit einer ungeduldigen Handbewegung, dass er weitermachen solle. »Massa Coop schlägt uns Schwarze gerne zusammen«, sagte er. »Er lacht nur, wenn er beim Poker gewinnt oder wenn er jemanden verprügelt.«

Grady schluckte und erinnerte sich an Coops grinsendes Gesicht in der Nacht, als er ihn zusammengeschlagen hatte.

»Er peitscht uns so gerne aus«, sagte William, »dass manche Leute ihre Sklaven zu Massa Coop bringen, damit er sie bestraft. Sie müssen ihn dafür nicht einmal bezahlen. Und er sorgt dafür, dass du es mit ansehen musst, damit du weißt, was dich erwartet, wenn du nicht vorsichtig bist.« Einen Augenblick lang verschwand der grimme Ausdruck, den er immer trug, beinahe aus seinem Gesicht und wich einem angsterfüllten Blick. Dann runzelte er wieder die Stirn. »Hör gut zu, Joe. Achte darauf, dass du ihm nie einen Grund gibst, dich zu verprügeln.«

»Das ist nicht mein richtiger Name«, sagte Grady. »Sag nicht Joe zu mir, sondern –«

»Glaubst du, ich will geschlagen werden? Von jetzt an heißt du Joe. Denk nicht einmal mehr an deinen alten Namen. Und dein Nachname ist Coop, wie der vom Massa.«

Grady wiederholte in Gedanken den verhassten Namen: Joe Coop. Diese Person war er nicht. Er war Grady Fletcher, nicht Joe Coop. »War William dein richtiger Name?«, fragte er. »Der Name, den deine Mutter dir gegeben hat?«

»Jetzt ist es mein Name.«

Grady ließ seine Hose fallen und stieg schnell in die saubere Hose, die William ihm gegeben hatte.

»Du musst morgen deine alten Sachen waschen und immer saubere Kleidung zum Wechseln haben«, warnte William ihn. »Massa kann es nicht leiden, wenn wir schlecht riechen. Wir müssen dafür sorgen, dass keiner der Sklaven stinkt oder dreckig ist oder Lumpen trägt. Er bekommt bessere Preise für sie, wenn sie gut aussehen. Auf jeden Fall wirst du gut zu essen haben. Du wirst nie hungern, wie viele Sklaven es tun.«

Als Grady mit dem Waschwasser fertig war, nahm William den Eimer und trug ihn quer über den Gefängnishof zu der Stelle, an

der drei verängstigte junge Mädchen zusammengedrängt standen. Coop hatte sie erworben, kurz nachdem er Grady gekauft hatte, und sie reisten von Hafen zu Hafen mit, ohne zum Verkauf angeboten zu werden. »Hier sind Wasser und Seife«, sagte William zu ihnen. »Wascht euch die Haare und macht euch hübsch.« Er ging wieder zu Grady, der am Tor stand, und gab der Wache ein Zeichen aufzuschließen.

»Verkauft der Massa die Mädchen heute Abend?«, fragte Grady.

William schüttelte den Kopf. »Er hebt sie für die Bordelle in New Orleans auf.«

»Was ist das?«

»Du bist noch zu jung, um das zu verstehen«, sagte er mit einer abwehrenden Handbewegung. »Vielleicht ist es auch besser, wenn du es nicht verstehst.«

Grady eilte mit William zusammen die Straße hinunter bis zu Coops Hotel, und er war froh, dass er eine Weile dem Gestank im Gefängnis entfliehen konnte. Die Straßen waren voller Leben: Pferde und Kutschen fuhren vorbei, und Straßenverkäufer priesen ihre Ware an. Herren im Gehrock und Damen mit Blumenhüten drängten sich auf den Bürgersteigen. Immer wenn ein Weißer vorbeiging, zog William Grady von den hölzernen Gehwegen in die Gosse.

Grady hätte seine jetzige Freiheit gerne genossen, aber das konnte er nicht. Die Angst hämmerte in seinem Inneren, wenn er daran dachte, dass er Edward Coop gegenübertreten würde. Irgendwann fasste er sich ein Herz und fragte William danach, was ihn erwartete.

»Will Massa wieder, dass ich seine Schuhe putze?«

»Wahrscheinlich. Aber das ist nicht alles. Massa lädt alle die reichen weißen Männer in sein Hotelzimmer ein und wir sollen ihnen Getränke servieren, vielleicht Luft zufächeln, wenn es heiß ist, ihnen manchmal etwas zu essen bringen. Ihnen einfach helfen, wenn sie etwas brauchen. Du musst klug sein und immer aufpassen und bereit sein, sofort zu springen, wenn Massa dich etwas fragt.« Er warf Grady einen Blick zu, als wolle er sich vergewissern, dass dieser ihm zuhörte. »Und wenn du ihnen etwas zu trinken einschenkst, darfst du das Glas nicht zu voll machen. Das habe ich einmal gemacht und der Herr hat es sich übers Hemd gekippt. Massa hat mich dafür ordentlich verprügelt.«

Grady nickte, aber er fragte sich, wie er mit seinen zitternden Händen überhaupt Getränke ausschenken sollte.

»Später«, fuhr William fort, »gehen wir zum Gefängnis, damit die Kunden sich alle Sklaven ansehen können. Massa verkauft die besten Sklaven am liebsten so, bei Privatverkäufen. Wenn er wieder zu Hause in New Orleans ist, verkauft er alle, die noch übrig sind, bei einer Auktion.«

Grady hatte schon von der Stadt New Orleans gehört, aber er wusste wirklich nicht, wo sie war oder wie weit sie von seinem Zuhause in Richmond entfernt war. »Werden wir da wohnen? In New Orleans?«, fragte er.

Ungeduldig schüttelte William den Kopf. »Wir wohnen nirgends. Massa Coop bleibt nur kurze Zeit zu Hause, um seine Familie zu besuchen und darauf zu warten, dass es Frühling wird. Dann fährt er wieder los. Und das macht er einen Großteil des Jahres über – von Stadt zu Stadt reisen und Sklaven kaufen und verkaufen. Das ist Massa Coops Beruf. Es gibt bestimmte Städte, in die er immer fährt, wie Richmond oder Jacksonville. Die weißen Männer können in der Zeitung lesen, dass er kommt und welche Ware er im Angebot hat, und dann kommen sie alle her, um das zu kaufen, was sie brauchen.«

Zu schnell erreichten sie das Hotel, ein schönes dreistöckiges Steingebäude mit Fensterläden. William blieb stehen, drehte sich um und packte Grady an den Schultern. »Jetzt hör gut zu. Wenn du irgendetwas tust, was Massas Geschäft schadet, dann wird er dafür sorgen, dass es dir leidtut. Verstanden?«

Grady holte zitternd Luft und nickte.

In den nächsten Stunden ging er in dem überfüllten Hotelzimmer hin und her, verteilte Zigarren und schenkte Getränke aus, wobei er darauf achtete, nicht versehentlich jemanden zu berühren oder über die Füße der Männer zu stolpern, während sie auf und ab gingen. Es wurde sehr warm im Zimmer. William warnte Grady, er solle keinen der Herren ins Schwitzen kommen lassen – er sollte ihnen die Mäntel abnehmen oder ihnen mit einem Palmwedel Luft zufächeln. Sein eigenes Unbehagen spielte keine Rolle. Er wagte es nicht, sich auch nur einen Augenblick auszuruhen oder einen Schluck Wasser zu trinken, um seinen eigenen Durst zu löschen. Und als seine Hände vom Schweiß rutschig wurden, musste er darauf achten, dass er

sie trocken wischte, damit er nichts verschüttete und keine Prügel bezog.

Den ganzen langen Abend über spürte er, wie Massa Coops Blicke ihm folgten und darauf warteten, dass Grady einen Fehler oder eine Unachtsamkeit beging, damit er zuschlagen konnte. Als der Abend zu Ende ging und Grady für die Nacht wieder im Sklavengefängnis in Sicherheit war, weit entfernt von Coop, schmerzten seine Schultern von der Anspannung. Sein Magen fühlte sich an wie eine geballte Faust.

»Du hast deine Sache ordentlich gemacht«, sagte William zu ihm. Er reichte Grady ein Sandwich, das vom Essen der Gäste übrig geblieben war. »Mach es einfach jeden Abend so.«

Grady aß das Brot, aber nur wenig später, als ihm die erbarmungslose Angst und Verzweiflung wieder einfiel, die er in den Augen der Sklaven gesehen hatte, die an diesem Abend verkauft worden waren, lief er zum nächsten Eimer und erbrach sein Abendessen. William hatte gesagt, dass Massa Coop den Großteil des Jahres über Sklaven kaufte und verkaufte. Von jetzt an würde Grady immer diese Arbeit tun – er würde Coop helfen, das Leben von Menschen zu zerstören.

Als seine Übelkeit sich gelegt hatte, legte Grady sich aufs Stroh und schloss die Augen, während er leise in der Dunkelheit weinte.



Der Sklavenmarkt in New Orleans sah eigentlich genauso aus wie in anderen Städten entlang der Küste: ein kleiner, eingezäunter Hof, umgeben von verschlossenen Gebäuden, wo die Sklaven nachts schliefen. Jeden Tag kam ein stetiger Strom von Kunden, um Coops Sklaven zu begutachten, und am Ende der Woche war das Gefängnis beinahe leer. Eine dicke weiße Frau in einem leuchtend roten Kleid und mit Haaren, die die Farbe von Löwenzahn hatten, hatte ein halbes Dutzend der hübschesten jungen Frauen gekauft. Grady hörte, wie Coop ihr erzählte, er habe die Mädchen extra für sie ausgesucht.

Seit sie von Richmond aufgebrochen waren, hatte Grady jedes Zeitgefühl verloren, aber er wusste, dass inzwischen bereits mehrere Monate vergangen sein mussten. Der Sommer war beinahe vorüber gewesen, als er von zu Hause fortgebracht worden war, und jetzt hör-

te er Massa Coop sagen, er werde die Weihnachtszeit hier in New Orleans bei seiner Familie verbringen. Als alle übrigen Sklaven bei der Auktion versteigert worden waren und das Gefängnis leer war, nahm Coop Grady und William mit zu seinem Haus in der Stadt.

»Jetzt können wir uns ein bisschen erholen«, sagte William seufzend, als sie sich im Sklavenquartier über dem Waschhaus einrichteten. »Für uns gibt es nicht viel zu tun, bis wir in ein paar Wochen wieder mit Massa losfahren.« Grady nickte, aber nach Monaten schwerer Arbeit und ständiger Wachsamkeit konnte er sich gar nicht vorstellen, wie es war, sich auszuruhen.

Massas Haus war hoch und schmal und elegant. Dekorative Balkone zierten das Steingebäude vorne und hinten. Es stand sehr dicht an der Straße, an jeder Seite umgeben von einem Nachbarhaus. Dahinter erstreckte sich nur ein kleiner, eingezäunter Garten. Coops Stadtsklaven, die in einfachen Räumen über dem Nebengebäude wohnten, waren so freundlich zu Grady, dass er am liebsten dageblieben wäre. Er und William teilten sich das Zimmer mit einem Sklaven namens Beau, dessen einzige Aufgabe es war, Geige zu spielen. Er spielte bei vornehmen Gesellschaften in Massas Haus, und Coop verlieh ihn für die Feiern und Tanzveranstaltungen anderer Leute, wenn er ihn nicht brauchte.

Beau war schlank und drahtig, nicht größer als Grady und so lebhaft wie die fröhlichen Melodien, die er spielte. An Beaus wollgrauem Haar und den zahlreichen Falten erkannte Grady, dass der Musiker nicht mehr jung war, aber er hatte so viel Energie – wippende Zehen, Finger, die über die Saiten tanzten – dass er genauso gut in Gradys Alter hätte sein können. Grady hatte viel freie Zeit, während sie in New Orleans waren, und er verbrachte einen Großteil davon mit Beau, dem er beim Üben zuschaute. Er versuchte, sich all die Melodien einzuprägen, die so mühelos aus Beaus Geige strömten.

»Willst du es lernen?«, fragte Beau ihn eines Tages, als sie draußen auf der Treppe vor dem Waschhaus saßen. »Ich kann es dir beibringen.«

Grady hatte Angst. »Ich ... ich weiß nicht. Ich habe noch nie Musik gemacht.«

»So schwierig ist es gar nicht, wenn du dich ein bisschen anstrengst«, sagte Beau grinsend. »Du scheinst mir ein kluger Bursche

zu sein. William sagt, du lernst schnell. Willst du es versuchen?« Er hielt Grady sein Instrument hin, und der nahm es vorsichtig mit beiden Händen.

»Gut ... danke.«

Beau gab ihm an diesem Tag seine erste Unterrichtsstunde und ließ ihm dann ein älteres Instrument, auf dem er in seiner Freizeit üben konnte. »Die hat einem anderen Sklaven von Massa gehört«, sagte Beau, »aber er ist nicht mehr hier. Es ist eine alte Fiedel, aber man kann noch darauf spielen. Versuch es.«

Nun verbrachte Grady jeden Tag mit Üben und hörte manchmal erst spät abends auf, wenn die anderen schlafen wollten. Er liebte das Gefühl des warmen, glatten Holzes unter seinem Kinn und die Art, wie die Klänge in seinem Körper vibrierten, wenn er spielte. Es war, als hätten seine Finger schon immer gewusst, wo sie auf den Saiten sitzen mussten und wie fest sie drücken mussten, um die Töne zum Singen zu bringen. Der Bogen in seiner rechten Hand fühlte sich gut an, und er hatte das Gefühl, als wäre er dazu geschaffen, den Bogen zu heben und ihn mit genau dem richtigen Druck und Tempo über die Saiten gleiten zu lassen. Beau zeigte ihm, wo er die Finger auf die Saiten setzen musste, und wenn Grady eine Melodie im Ohr hatte, suchte er sich geduldig jede Note, eine nach der anderen, und fügte sie zu einem Lied zusammen.

Geige zu spielen, war ungeheuer befriedigend – so, als äße er ein gutes, sättigendes Mahl – und es half, Gradys angestaute Wut und Verbitterung zu besänftigen. Während die Wochen vergingen, bereitete es ihm manchmal Sorgen, dass er seine Wut nicht mehr aufbewahrte, so wie Amos es ihm beigebracht hatte. Aber wenn er neben dem immer fröhlichen Beau saß und musizierte, war es sicher unmöglich, nicht glücklich zu sein.

»Du lernst wirklich schnell«, sagte Beau eines Tages zu ihm. »Es wird nicht mehr lange dauern, dann spielst du so gut wie ich.« Grady bezweifelte das, aber das Kompliment entlockte ihm ein seltenes Lächeln.

In diesen Wochen, die sie in New Orleans verbrachten, sah Grady Massa Coop kaum. Der Knoten der Angst, der seit dem Abend, an dem Coop ihn zusammengeschlagen hatte, in seinem Magen saß, begann sich aufzulösen. Aber eines Nachmittags im Winter, als Gra-

dy allein im Waschhaus saß und eine Melodie auf der Geige spielte, blickte er auf und sah Coop wenige Meter entfernt im Garten stehen und ihn beobachten. Grady brach mitten im Lied ab. Seine Arme wurden schlaff und hingen herunter, während seine Hände die Geige und den Bogen umklammerten.

»Nein, spiel weiter«, sagte Coop.

Grady gehorchte, aber seine Hände zitterten und waren schweißnass. Die Angst ließ seine Rhythmen holprig und die Töne schief und kratzig klingen. Er blickte auf und sah, dass Coop zuhörte, die Hände in die Hüften gestemmt, seine Miene undurchdringlich. Dann verschwand er so plötzlich im Haus, wie er erschienen war.

»Wir fahren morgen ab«, sagte William eine Woche später zu ihm. »Massa sagt, du sollst die Geige mitnehmen.«

Grady starrte ihn ungläubig an. Er hätte nie gedacht, dass man ihm erlauben würde, in den überfüllten Laderäumen der Schiffe oder im Sklavengefängnis zu spielen, und er war sich sicher, dass er bei der vielen Arbeit unmöglich Zeit zum Üben haben würde. Warum sollte Coop ihm ein so freundliches Angebot machen? Grady hätte William gerne gefragt, warum ihm dieses Vorrecht zuteil wurde, aber er fürchtete, Coop könnte seine Meinung ändern, wenn er Fragen stellte.

»Wohin fahren wir?«, fragte er stattdessen.

»Was glaubst du denn?«, erwiderte William zornig. »Neue Sklaven kaufen. Das ist Massas Beruf. Manche Leute handeln mit Baumwolle oder Tabak, unser Massa handelt mit Sklaven.«

Die lange Reise mit dem Dampfschiff um Florida herum und dann die Küste nach Virginia hinauf dauerte mehrere Wochen. Sie hielten in Dutzenden Hafentstädten um Kohlen zu laden oder das Schiff zu wechseln, aber Coop hatte noch keine Sklaven gekauft. So hatte Grady viel Zeit, auf seiner Geige zu üben. Manchmal hörte er eine neue Melodie, wenn er Coop im Salon des Schiffes oder in einem der vielen Hotels bediente, die sie besuchten. Dann summt Grady im Geiste die Melodie immer wieder, bis er sie auswendig konnte, und versuchte dann, die Töne auf seiner Geige zu finden, wenn er wieder in seiner Unterkunft war. Er war inzwischen richtig gut geworden, und das wusste er auch. Aber manchmal bemerkte er, dass William ihn mit einem Gesichtsausdruck ansah, den Grady nicht recht ein-

ordnen konnte. Es war kein Neid oder Missbilligung – es war eher, als wüsste William etwas, das Grady nicht wusste.

»Was ist los?«, fragte Grady ihn eines Abends. »Warum siehst du mich immer so an, wenn ich spiele?«

»Nur so«, sagte er achselzuckend.

»Stört es dich? Soll ich aufhören zu spielen?«

»Nein, ich bin daran gewöhnt.« Williams Stirnfalten wurden noch tiefer. »Der Sklave, den Massa Coop vor dir hatte, hat auch auf dieser Geige gespielt.«

Ein Schauer durchfuhr Grady, als er Williams grimmige Miene sah. »Was ist mit ihm passiert? Hat Massa ihn verkauft?«, fragte Grady. Ihre Blicke begegneten sich für einen Moment, bevor William wegsah.

»Dass er weg ist, hat nichts mit seinem Geigenspiel zu tun«, sagte er.

Grady tröstete diese Antwort nicht. Williams Unbehagen machte ihm Angst – und er war sich sicher, dass William ihm etwas verschwiegen. »Warum hat er die hier nicht mitgenommen?«, fragte Grady und hielt das Instrument hoch.

»Die Geige gehört Massa Coop, nicht ihm. Und jetzt hör auf, mir Fragen zu stellen.«

Eines Nachmittags, als ihr Dampfschiff wieder einmal in einen Hafen einlief, sah Grady von Massa Coops Kabine aus zum Bullauge hinaus und erblickte den vertrauten Turm der Kirche Sankt Johannes über den Baumwipfeln. Das stattliche Rathaus auf dem Hügel kam in den Blick, dann erkannte er die Tredegar-Eisenhütte unten am Ufer. Sie legten in Richmond an. Er war zu Hause.

Tränen trübten Gradys Blick, aber er blinzelte sie schnell fort, weil er nicht wollte, dass ihm irgendetwas entging. Er hörte, wie William Massas Sachen zusammenpackte und die Taschen an die Kabinentür stellte. Grady wusste, dass er helfen sollte. Aber er konnte sich von dem Anblick einfach nicht losreißen. Vielleicht wartete Mama oder Eli oder jemand anders, den er kannte, am Hafen auf ihn. Vielleicht würde man ihm erlauben, heute Abend nach Hause zu gehen und sie zu sehen und ihnen von all den Dingen zu erzählen, die er erlebt hatte. Gewiss wären sie erstaunt, wenn sie ihn Geige spielen hörten.

»Warum glotzt du aus dem Fenster?«, fragte William unwillig. »Es gibt Arbeit.«

Grady beeilte sich mit dem Gepäck zu helfen, um schneller an Land zu kommen. Es schien ewig zu dauern, bis das Schiff im Hafen von Rockett's Wharf angelegt hatte, und noch länger, bis die Landungsbrücke befestigt war, sodass die Passagiere von Bord gehen konnten. Grady stand an der Reling und wäre am liebsten zur Broad Street hinüber und den Hügel hinauf zur Kirche gerannt. Dutzende Male war er die Strecke mit Eli in der Kutsche gefahren, und er wusste genau, in welche Straße er abbiegen musste, um nach Hause zu kommen. Er konnte sich Carolines Großes Haus an der Ecke vorstellen, Elis Garten und die Ställe dahinter, den Dachboden über der Küche, wo er gewohnt hatte. Er sehnte sich danach, festen Boden unter den Füßen zu haben und loszulaufen. Aber als die ersten Passagiere an Land gingen, wurde ihm allmählich bewusst, dass William ihn beobachtete und prüfend ansah, als versuche er, Gradys Gedanken zu lesen.

»Das ist der Ort, aus dem du kommst, nicht wahr?«, sagte William langsam. »Richmond, Virginia.«

Grady antwortete nicht. Plötzlich ließ William Massas Koffer auf das Deck fallen und packte Gradys Arm.

»Tu es nicht!«, sagte er mit leiser, zorniger Stimme. »Sei kein Narr!«

Tränen traten Grady in die Augen, obwohl er sich alle Mühe gab, nicht zu weinen. Es war unmöglich, nicht an seine Mama zu denken. Zu groß war seine Sehnsucht nach zu Hause. Er war so nah, nur wenige Häuserblocks entfernt.

»Du trägst die Taschen«, befahl William. Einen dritten Beutel nahm er in die linke Hand, damit er mit der rechten Grady festhalten konnte.

Grady bückte sich, um die schweren Koffer hochzuheben, und hatte Mühe, sie zu tragen. Bis sie an Land gegangen waren, eine Kutsche gerufen und alles aufgeladen hatten, schmerzten Gradys Arme von der Last – und von Williams Griff. Er sah, wie William Coop etwas zuflüsterte, und Massa gab dem Fahrer Anweisung, zuerst zum Sklavengefängnis zu fahren anstatt zum Hotel. William brachte Grady hinein und schloss ihn über Nacht dort ein – es war dasselbe Gefängnis, in dem seine lange Gefangenschaft begonnen hatte. William ging mit dem Massa ins Hotel.

Coop verbrachte einen Monat in Richmond und kaufte Sklaven, aber Grady blieb die ganze Zeit über hinter Gittern. Allmählich füllte sich der Käfig mit zornigen, verwirrten, verzweifelten Menschen. Ihre Geschichten ähnelte seiner eigenen – sie waren auf grausame Weise aus ihren Häusern und Familien herausgerissen worden und fragten sich, was aus ihnen werden würde oder ob sie ihre Lieben jemals wiedersehen würden. Jedes Mal, wenn Coop einen neuen Sklaven zu Grady ins Gefängnis sperrte, erinnerte ihn das an seinen eigenen Kummer und an den schrecklichen Tag, an dem man ihn von seiner Mutter getrennt hatte. Grady wusste genau, was auf all diese Menschen wartete, und dieses Wissen schmerzte ihn zutiefst. William hatte ihm die Geige gebracht, aber Grady gestattete sich nicht den Trost, darauf zu spielen. Langsam schwoll die Wut in ihm an und wuchs wie ein lebendiges Wesen, das in ihn hineingepflanzt war. Dass er ein Leben lang würde ertragen müssen, wie seine Mitsklaven gekauft und verkauft wurden, erfüllte ihn mit Verzweiflung. Er konnte so nicht leben. Aber Grady war ein Sklave, und solange er lebte, gab es für ihn keine Hoffnung, jemals dieses Leben hinter sich zu lassen.

Als Massa Coop schließlich mit seiner menschlichen Fracht Richmond verließ, konnte Grady nicht einmal auf die Stadt zurückblicken, die einmal sein Zuhause gewesen war.



Am gleichen Nachmittag stand Massa Coop mitten im Frachtraum neben Grady und William und begutachtete seine Ware. »Mir scheint, es wird immer schwieriger, erstklassige Sklaven zu finden«, sagte Coop. »Wir müssen diese hier aufpäppeln, William. Joe soll dir helfen, damit er es lernt.«

»Ja, Massa.«

»Was sollen wir denn machen?«, fragte Grady, nachdem Coop gegangen war.

William zeigte auf einen Mann mittleren Alters mit grauem Bart, der an die Schotten gelehnt auf dem Boden kauerte. »Siehst du den da? Er sieht zu alt aus. Massa bekommt keinen guten Preis für ihn, wenn die Leute denken, dass er bald nicht mehr arbeiten kann. Hol einen Eimer Wasser und Seife. Sein Bart muss ab.«

Die nächsten Stunden, während sie auf ihren ersten Hafen zusteuerten, verbrachte Grady damit, William dabei zu helfen, all denjenigen Männern die Vollbärte und Schnurrbärte abzunehmen, deren Barthaare ergraut waren. Dann ließen sie alle Männer und Frauen antreten, die graue Strähnen in den Haaren hatten, damit William ihnen einen kurzen Haarschnitt verpassen konnte. Er zeigte Grady, wie man anschließend Schuhcreme in ihre Haare büstete, um sie schwarz zu färben. Nur wenige Sklaven kannten ihr wahres Alter, und so gab William ihnen Anweisung, was sie sagen sollten, wenn ein Käufer fragte, wie alt sie waren. Dabei machte er sie immer so jung, wie es ihm gerade noch unverdächtig erschien. Dass er Coop half, durch diesen Betrug reich zu werden, betrübte Grady zutiefst.

»Stimm deine Geige und mach dich bereit, Joe«, befahl Coop, als sie ihren ersten Hafen erreichten. »Du wirst für mich spielen.«

Grady gehorchte, nahm zum ersten Mal seit Wochen das Instrument aus seinem Kasten und stimmte die Saiten. Er fragte sich, ob Coop vorhatte, ihn für Feiern auszuleihen, so wie er es mit Beau in New Orleans getan hatte, oder ob Grady in Coops Hotelzimmer spielen musste, während die Plantagenbesitzer Bourbon tranken. Lieber wollte er vermietet werden und Weiße Musik machen als Coop beim Verkaufen von Sklaven zu helfen, selbst wenn Coop alles Geld, das Grady verdienen würde, behielt. Aber statt Grady ins Hotel mitzunehmen, brachte Coop ihn zum Sklavengefängnis und schloss ihn mit den anderen dort ein.

»Los, spiel etwas Fröhliches«, befahl Massa Coop. »William, sieh zu, dass die Neger aufstehen. Ich will, dass sie tanzen und singen und fröhlicher aussehen, wenn meine Kunden kommen, sonst werdet ihr alle meinen Zorn zu spüren bekommen. Jeder Einzelne von euch.«

Grady stand starr vor Entsetzen da und sah Coop hinterher. Er konnte nicht glauben, was sein Herr gerade von ihm verlangt hatte.

»Du hast doch gehört. Fang an zu spielen«, sagte William zu Grady.

»Aber ich will nicht –«

»Hat irgendjemand dich gefragt, was du willst?«, fauchte William. »Massa weiß, dass du spielen kannst, und bei Gott, du wirst spielen! Er hat schon lange niemanden mehr ausgepeitscht, und er sucht nur nach einem Grund. Ich werde dafür sorgen, dass ich es nicht bin – und du solltest sicherstellen, dass du es auch nicht bist. Und jetzt

spiel!« William wandte sich an die anderen Sklaven und gestikuliert zornig. »Ihr anderen fangt an zu tanzen und fröhlich auszusehen, wenn ihr nicht ausgepeitscht werden wollt.«

Grady hätte das Instrument am liebsten an der Wand zerschellen lassen. Es war seine einzige Quelle der Freude und des Trostes gewesen, aber Coop hatte es plötzlich in ein Folterinstrument verwandelt. Er kam sich betrogen vor – überlistet, um Geige zu lernen, ohne ihm den wahren Grund zu nennen. Aber jetzt, wo Coop wusste, dass er spielen konnte, wagte er es nicht, sich ihm zu widersetzen, ob ihm danach war oder nicht.

Er hob die Geige mit zitternden Händen hoch und spielte eine der ersten Melodien, die Beau ihm beigebracht hatte, und dabei hasste er den Klang des Bogens auf den Saiten, hasste das Gefühl der Geige unter seinem Kinn, hasste das, wozu Coop ihn zwang. Wahrscheinlich war es das gewesen, was der Sklave vor ihm getan hatte. Endlich verstand Grady das grauenvolle Wissen, das er in Williams Gesicht gesehen hatte, während er all die Monate geübt hatte.

Den ganzen Tag blieb Grady nichts anderes übrig, als ein Lied nach dem anderen zu spielen und sein kleines Melodienrepertoire zu wiederholen, bis alle Kunden da gewesen und wieder gegangen waren. Als Grady am Nachmittag mit seiner Arbeit fertig war, bebte sein Körper vor Wut. Aber selbst dann war sein Tagwerk noch nicht getan. Er musste seinen Zorn herunterschlucken und William zu Coops Hotel begleiten, wo ihr Massa einen langen Abend damit verbrachte, mit drei anderen Herren Poker zu spielen. Es war sehr spät und die Sterne leuchteten am mitternächtlichen Himmel, als die Pokerrunde beendet war und Grady mit William zum Schlafen ins Sklavengefängnis zurückging.

»Warum hast du mich nicht gewarnt?«, wollte Grady wissen, als er endlich seiner Wut Ausdruck verleihen konnte. »Du wusstest, er würde von mir verlangen, dass ich für sie spiele – du wusstest es! Warum hast du mich üben und das Geigespielen lernen lassen, wenn –«

»Sei still!« William versetzte Grady einen Stoß, sodass er vom Gehweg auf die Straße stürzte. »Stell dir vor, Massa hätte es erfahren, wenn ich dich davor gewarnt hätte, Geige spielen zu lernen. Dann hätte er uns beide ausgepeitscht. Verstehst du das immer noch nicht? Verstehst du nicht, dass eine falsche Bewegung reicht, damit unser

Leben keinen Penny mehr wert ist? Also halt den Mund und tu, was er sagt! Es spielt keine Rolle, was du willst, und was ich will, auch nicht.«

»Ich hasse dieses Leben«, murmelte Grady.

»Niemand fragt dich nach deiner Meinung.«

Das Sklavengefängnis war mehrere Häuserblocks vom Hotel entfernt, aber William schien den Weg im Schlaf zu kennen und schlängelte sich durch das Gewirr von Seitengassen und Lagerhäusern in der Nähe des Hafens. Niemand bewachte sie, und obwohl sie an einigen Kutschen und Fußgängern vorbeikamen, schien niemand die beiden Sklaven zu bemerken, die frei durch die Straßen liefen.

»Hast du jemals überlegt wegzulaufen?«, fragte Grady leise. »Wäre doch ganz einfach, wo du dich in all diesen Städten so gut auskennst.«

William funkelte ihn an und wandte dann den Blick ab. »Ist das Risiko nicht wert.«

Grady sah das Sklavengefängnis vor sich, und all seine aufgestaute Wut stieg wieder in ihm auf. »Ich hasse Massa Coop! Ich hasse es, so für ihn zu arbeiten! Du und ich, wir helfen den Weißen, dabei sollten wir unseren eigenen Leuten helfen. Es muss doch etwas geben, was ich tun kann, damit Massa mich zusammen mit den anderen verkauft.«

»Sei kein Dummkopf!«, fauchte William. »Das hier ist ein gutes Leben, verglichen mit der Arbeit auf einer Plantage. Wir bekommen genug zu essen, tragen anständige Kleidung, und die Arbeit ist nicht besonders schwer. Solange wir aufpassen und niemand flieht, passiert uns nichts.«

»Aber ich kann das nicht mehr ertragen! Und jetzt muss ich auch noch Geige spielen ...« Die Wut schnürte Gradys Kehle zu. »Wie kannst du so leben?«

»Verkauft zu werden, ist schlimmer. Was meinst du, warum diese Leute solche Angst davor haben, in den Süden verkauft zu werden? Sprich mal mit jemandem, der von einer Plantage kommt. Frag ihn, wie das Leben dort ist. Dann weißt du, wie gut du es hast.«

»Das ist kein gutes Leben. Ich will nicht mehr für Massa Coop arbeiten. Ich weiß, dass er mich auspeitscht, wenn ich versuche wegzulaufen, aber vielleicht kann ich ihn so wütend machen, dass er mich anschließend verkauft.«

William blieb stehen und packte Grady an den Schultern, sodass er ihm in die Augen blicken musste. Darin war die nackte Angst zu sehen. »Tu das nicht! Versuch das auf keinen Fall! Er wird dich nicht verkaufen, Junge. Er hat dich die ganze Zeit angelernt, und er wird dir nie verzeihen, wenn du sein Vertrauen missbrauchst und versuchst wegzulaufen. Er wird dich peitschen, bis du stirbst!«

Ein Schauer durchfuhr Grady, aber er schob die Angst beiseite. »Das glaube ich nicht. Er hat gutes Geld für mich bezahlt, und ich weiß, wie ungern Massa Geld verliert.«

»Nein! Du warst billig, weil du so jung bist. Du konntest nichts, bevor Massa dir Dinge beigebracht hat. Er verkauft dich nicht, Junge, also schlag dir das aus dem Kopf.«

»Es muss doch eine Möglichkeit geben, sich zu befreien ...«, murmelte Grady.

William packte ihn wieder an den Schultern und schüttelte ihn. »Willst du wissen, was mit dem Sklaven passiert ist, den Massa vor dir hatte? Massa hat ihn getötet! Er hat ihn zu Tode geprügelt, weil er versucht hat wegzulaufen!«

Grady kämpfte gegen eine Welle der Übelkeit an. Er konnte sich leicht vorstellen, dass Coop vor einer solchen Gewalttat nicht zurückschreckte und dabei ein triumphierendes Grinsen im Gesicht trug. Aber so schockierend die Wahrheit war – Gradys Magen zog sich vor Hoffnungslosigkeit zusammen, nicht vor Angst.

»Deshalb versuche ich gar nicht erst wegzulaufen«, sagte William. »Ich habe gesehen, was Massa ihm angetan hat. Er hat mich daneben stehen und zusehen lassen, wie er starb.« William schob Grady vorwärts und sie legten die letzten hundert Meter zum Gefängnis schweigend zurück. Eine Wache döste auf einem Stuhl beim Tor. William weckte den Mann und bat darum, eingeschlossen zu werden.

»Wie hieß er?«, fragte Grady, als sie sich in der tintenschwarzen Nacht zum Schlafen niederlegten.

»Hm?«, fragte William schroff. »Wer?«

»Der Sklave, den Massa Coop vor mir hatte. Der Geige gespielt hat. Der Mann, den Coop umgebracht hat.«

»Joe«, sagte William mit heiserer Stimme. »Er hieß Joe ... so wie du.«

KAPITEL 7

Charleston, South Carolina
1857

»Ich bin noch nie mit einem Schiff gefahren«, sagte Kitty und lachte nervös. Ihr war ganz schwindelig, so aufgereggt und ängstlich war sie, als der Dampfer den Edisto River in Richtung Charleston hinunterfuhr. All die vertrauten Anblicke der Great-Oak-Plantage – des einzigen Zuhauses, das Kitty kannte – verschwanden, als das Schiff einer Flussbiegung folgte. »Der Fußboden ist ganz wackelig, nicht wahr, Missy Claire?«

»Es heißt Deck, nicht Fußboden«, erwiderte Missy. Die Fahrt nach Charleston schien sie zu langweilen, und sie wartete schon ungeduldig darauf, dass sie endlich ankamen. Aber Missy war auch schon in der Stadt gewesen; Kitty noch nie.

Kitty lehnte sich so weit wie möglich über die Reling und blickte hinunter. Das graue Wasser sah aufgewühlt und endlos tief aus. Das Schiff schaukelte auf und ab wie ein Wagen, dem die Pferde durchgingen. Von der Bewegung wurde ihr ganz flau im Magen. Einen Moment lang schloss sie die Augen, bis das Gefühl sich legte.

»Ich glaube, in einer Kutsche zu fahren gefällt mir besser«, sagte sie.

Missy verzog das Gesicht. »Sei nicht so ein Baby. Mit dem Dampfer sind wir viel schneller da.« Sie ließ Kitty stehen, als wäre sie ihrer überdrüssig, und gesellte sich zu einer Gruppe Weißer, die am Heck standen.

Kitty beschloss, die Landschaft anzusehen, die am Ufer vorbeizog, und den unruhigen Fluss zu ignorieren. Sie fuhren durch dichte grüne Wälder, in denen es vor Insekten nur so wimmelte. Dann wichen der Wald Sümpfen und Flüssen, in denen Alligatoren wie gefällte Baumstämme trieben und Reiher und andere Wasservögel in der Nähe des Ufers wateten. Hin und wieder kamen sie an einer Plantage vorbei mit abgeernteten Reis- und Baumwollfeldern. Während Kitty sich allmählich an die Bewegung des Schiffes und das aufgewühlte

Wasser gewöhnte, begann sie sich zu entspannen und genoss es, sich auszuruhen und nichts zu tun. Es war der erste ruhige Augenblick, den sie nach der wochenlangen Hektik des Packens hatte.

Zweimal im Jahr unternahmen Missy Claire und ihre Familie die Reise zu ihrem Stadthaus in Charleston – während der heißesten Sommerzeit, um die Meeresbrise der Stadt zu genießen, und noch einmal im Winter, wenn das gesellschaftliche Leben in vollem Gange war. Kitty und die anderen Haussklaven mussten alles, was die Familie brauchte, in Hutschachteln, Taschen, Überseekoffer und Kommoden mit Griffen packen, die leicht zu transportieren waren. Massa Goodman hatte sogar einen Reiseschreibtisch, der sich zusammenklappen ließ, mit allen seinen wichtigen Papieren darin, sodass er ihn zwischen Charleston und der Plantage hin- und hertransportieren konnte. Bisher hatte Kitty den anderen Diensthilfen immer geholfen, alles vorzubereiten, aber sie selbst war jedes Mal auf der Plantage zurückgeblieben. Dieses Jahr war Kitty endlich von Mammys Helferin zur Zofe befördert worden, und sie durfte zum ersten Mal mitfahren.

»Deine Mama Lucindy war auch eine Zofe«, erzählte Bertha Kitty. »Missus Goodman will nur hübsche Mädchen im Großen Haus haben, wo die Weißen sie sehen könnten. Du hast Glück, dass du so hübsch bist wie deine Mama.«

»Du hast eine sehr wichtige Aufgabe«, hatte Missys Mutter sie gewarnt, als Kittys Ausbildung begonnen hatte, »also keine Albernheiten mehr. Wir werden ja sehen, ob du lernst, dich richtig zu benehmen und einer Dame zu dienen.«

Das war Claire jetzt – eine Dame. Sie hatte fünf Mal Geburtstag gefeiert, seit Kitty mit ihr im Großen Haus lebte, und mit ihren fünfzehn Jahren war Claire alt genug, um wie eine Erwachsene in langärmelige Kleider und Reifröcke gekleidet zu sein und ihr hellbraunes Haar hochgesteckt zu tragen. Auch ihr Körper hatte sich verändert – sie hatte nun die Figur einer Frau. Kitty beneidete sie, aber Missy hatte eines Morgens auf Kittys winzige Brüste gezeigt und gesagt: »In ein oder zwei Jahren hast du auch eine weibliche Figur.«

Eine von Missus Goodmans Zofen brachte Kitty bei, Missys Haare zu frisieren. Sie musste vorsichtig sein und durfte nicht zu fest ziehen, wenn sie die Knoten herauskämmte, sonst schlug Missy sie.

Aber Kitty liebte bunte Sachen, und es bereitete ihr großes Vergnügen, genau das richtige Haarband oder den passenden mit Edelsteinen besetzten Kamm herauszusuchen, damit Missy hübsch aussah.

Am vergangenen Abend hatte sie vor dem Schlafengehen gerade Missys Haare gebürstet, als Missus Goodman hereinkam, um mit Claire zu sprechen. »Dies ist deine erste Wintersaison als junge Dame«, hatte sie gesagt, »deshalb ist sie für dich besonders wichtig. Du bist nun alt genug, um dich nach einem Mann umzusehen, und daran musst du bei all den Festen und Essenseinladungen und Bällen und Empfängen, zu denen du gehst, immer denken. Das sind goldene Gelegenheiten, von den richtigen Leuten gesehen zu werden und einen guten Eindruck zu machen. Deine Zukunft hängt davon ab.«

Kitty hätte Missy Claire gerne gefragt, wie sie sich dabei fühlte, in ganz Charleston herumgezeigt zu werden wie eine Ware, die zum Verkauf stand, und was sie davon hielt, zu heiraten und zu ihrem Mann zu ziehen. Sie hatten über alle möglichen Dinge geredet und gekichert, als Kitty auf Missys Bett klettern und zu ihren Füßen hatte schlafen dürfen. Aber Claire benahm sich jetzt ganz anders, seit sie erwachsen war. Es war, als hätten sie und Kitty niemals zusammen gelacht und gespielt oder so getan, als wäre Kitty eine Katze. Sie war Claires Sklavin, nicht ihre Freundin. Wenn sie trödelte oder einen Fehler machte oder etwas tat, das Missy nicht gefiel, bekam sie eine Ohrfeige und einen Tadel wie jeder andere Sklave auch.

Missy Claire war jetzt zu alt für Puppen und Spiele und zu vornehm, um mit einer Sklavin zu spielen oder sich von ihr unterhalten zu lassen. Kitty wischte Staub und putzte Missys Zimmer, leerte ihren Nachttopf, machte ihr Bett und flickte und bürstete und kümmerte sich um ihre Kleider. Währenddessen hatte Missy Claire jeden Tag Unterricht bei einer Gouvernante und lernte lesen und schreiben und Geschichte und Algebra und Französisch. Sie erlernte auch weibliche Tätigkeiten wie Sticken und Aquarellmalen. Kitty betrachtete gerne die schönen Wollfäden in Missys Nähkörbchen, ein Regenbogen aus zarten Farben, mit denen Missy hübsche Muster stickte. Aber am glücklichsten war Kitty, wenn sie Missys Staffelei und die Aquarellfarben für sie nach draußen brachte und neben ihr stand, um die Insekten zu verscheuchen, während Missy versuchte, die große Eiche oder eine Flusslandschaft zu malen.

Missy Claire war keine große Künstlerin. Sie konnte Formen und Größen und Farben nicht so einschätzen wie Kitty, und ihr fehlte die Geduld, es zu üben. Als Claire das erste Mal frustriert den Pinsel auf den Boden geworfen hatte, hatte Kitty ihn gleich wieder aufgehoben.

»Das ist doch gar nicht schlecht, Missy Claire. Ein bisschen mehr Farbe hier ... und hier ...« Sie hatte Farbtupfer auf das Bild gesetzt, als sei es das Natürlichste von der Welt, Missys Bilder zu richten, so wie sie auch alles andere für sie richtete. Und seit diesem ersten Mal hatte Kitty sich in das Gefühl verliebt, mit dem Pinsel über das Blatt zu fahren und eine Spur Farbe zu hinterlassen.

Seitdem ließ Missy alle ihre Bilder von Kitty verbessern. Und die Lehrerin lobte Missys Arbeiten, ohne jemals zu vermuten, dass eine ungebildete Sklavin das meiste davon gemalt hatte. Kitty war es egal. Als sie ein angefangenes Blatt Papier fand, das Claire in den Müll geworfen hatte, war es ihr, als hätte sie Gold entdeckt. »Kann ich das alte Stück Papier haben, Missy Claire?«, bettelte sie. »Bitte ... bitte?«

»Von mir aus«, sagte sie achselzuckend. Und in einem seltenen Anfall von Freundlichkeit fügte sie hinzu: »Hier ... meinerwegen kannst du auch einen Bleistift haben.« Kitty trug ihre Schätze überall mit sich herum und zeichnete spät abends, wenn ihre Arbeit getan war. Jetzt hätte sie gerne die Landschaften gezeichnet, die sie vom Flusssdampfer aus sah, aber die Tasche mit ihren Sachen war mit dem restlichen Gepäck unter Deck verstaubt. Sie musste sich damit begnügen, alles in sich aufzusaugen und zu hoffen, dass sie es irgendwann aus der Erinnerung würde zeichnen können.

Einige Stunden später konnte Kitty an Dutzenden von Fischerbooten und dem dichter werdenden Verkehr auf dem Fluss erkennen, dass sie sich der Stadt näherten. Als sie schließlich in Charleston anlegten, hämmerte ihr Herz so heftig vor Aufregung, dass sie Angst hatte, es könnte platzen. Am liebsten hätte sie hundert Augen gehabt, damit sie hundert Dinge in hundert Richtungen auf einmal ansehen könnte. In Charleston schien sich alles schneller zu bewegen. Es war auch alles viel lauter, und von allem gab es mehr – mehr Schiffe, mehr Häuser, mehr Menschen und auf jeden Fall mehr Pferde und Kutschen, als Kitty in ihrem ganzen Leben gesehen hatte. Sie verließ nach Missy das Schiff und trat auf den Anleger, wo sie sich umsah und versuchte, alles in sich aufzunehmen.

»Trödele nicht«, befahl Claire, »sonst lassen wir dich hier.«

»Tut mir leid, Missy Claire.« Aber sie musste sich doch umschauchen. Es gab in Charleston so viel zu sehen.

Eine Kutsche kam und holte sie ab, und Missy Claire und ihre Familie stiegen ein. Massa Goodman hatte einen Wagen gemietet, der ihr Gepäck befördern sollte, und Kitty sah zu, wie Sklaven all ihre Sachen vom Schiff holten und auf dem Rücken den Kai hinuntertrugen. Sie und das Dutzend anderer Sklaven, die von der Plantage mitgekommen waren, fuhren mit dem Wagen und saßen oben auf dem Gepäck, während sie über das Kopfsteinpflaster holperten. So viele Kutschen und Pferde verstopften die Straßen, dass Kitty sich fragte, wie sie jemals weiterkommen sollten. Sie genoss ihren ersten Eindruck von Charleston und atmete den Duft von Tabak und Pferden und einer Bäckerei ein.

Die Gebäude in der Innenstadt schienen ihr riesig: Gewaltige Bauten aus Stein und Muschelbeton und Glas, mit Kirchtürmen, die so hoch aufragten, dass sie den Kopf in den Nacken legen musste, um die Spitze zu sehen. Sie kamen an herrschaftlichen öffentlichen Gebäuden mit Säulen und Statuen und aufwendigen Verzierungen vorbei und an winzigen grünen Parks mit Palmen und gepflegten Blumenbeeten. Und das Beste war, dass es Farben gab, wohin Kitty auch blickte – an den Kleidern und Blumenhüten der Damen, auf den Markisen, die den Geschäften Schatten spendeten, auf den mit leuchtenden Buchstaben versehenen Schildern, die über den Läden hingen. Sie konnte keines der Schilder lesen, aber die meisten von ihnen zeigten auch Bilder, an denen man erkennen konnte, was im Innern des Ladens verkauft wurde.

Allmählich ließ der Verkehr nach, als sie die Innenstadt verließen und durch Wohngebiete fuhren. Die Häuser sahen so groß aus wie Missys Haus, aber sie waren nicht von Feldern und Bäumen und Wiesen umgeben, sondern standen auf winzigen Grundstücken ganz dicht nebeneinander. Eine Reihe Häuser war in Regenbogenfarben angestrichen, mit Fensterläden und Bordüren in Kontrastfarben. Es juckte Kitty in den Fingern, Bleistift und Papier herauszuholen – oder besser noch Missys Aquarellfarben – und all diese wundervollen Dinge festzuhalten.

Schließlich erreichte der Wagen das Haus der Goodmans und

fuhr um den Hof herum zur Rückseite. Das Haus lag am äußersten Stadtrand und bot einen Blick über das Wasser, während ausladende Veranden um das Haus herum die Meeresbrise einfingen. Die Bucht auf der anderen Straßenseite sah größer und breiter aus als alle Flüsse, die Kitty bisher gesehen hatte. Sie hätte das Haus gerne von oben bis unten erkundet, aber dafür war keine Zeit. Sie musste Missys Gepäck nach oben in ihr Zimmer bringen und Missys Sachen auspacken, damit diese sich in ihrem Zimmer einrichten konnte. Es war später Abend, bevor Kitty überhaupt ihre eigene Unterkunft sah.

Die Sklaven schliefen in einem langen, trostlosen zweigeschossigen Gebäude hinter dem Haus. Die Küche und das Waschhaus waren unten, die Zimmer der Sklaven oben. Bessie, ihr Mann Alfred und ein dritter Sklave blieben das ganze Jahr hier, um sich um das Haus zu kümmern. Die anderen Sklaven – ein Dutzend oder noch mehr – reisten jedes Mal mit den Goodmans von der Plantage hierher: der Butler, die Köchin, die Kammerdiener, Küchenhilfen, Waschfrauen und Zofen wie Kitty.

Das Zimmer, das Kitty mit drei anderen Mädchen teilte, hatte kaum mehr als einen Kamin, ein Fenster mit Läden und zwei hölzerne Betten. Am Ende des langen ersten Tages war Kitty so müde von der frischen Luft, der Aufregung und der vielen Arbeit, dass sie sich neben ihre Bettgenossin legte und sofort einschief.

Missy Claire verbrachte die ersten Tage in Charleston mit Einkaufen. Sie bat ihre Mutter, Kitty mitnehmen zu dürfen. »Sie hat ein Auge für hübsche Sachen, Mutter«, behauptete Missy Claire. »Und sie weiß immer, welche Farben am besten zusammenpassen.« Kitty folgte Claire und Missus Goodman gerne von einem Geschäft zum nächsten, während sie Hüte, Schuhe, Schmuck, Kämmе und Bänder für Missys Haar kauften sowie Ballen aus buntem Stoff, um neue Kleider für Missy nähen zu lassen. Charleston hatte für alles, was man kaufen wollte, ein Geschäft, und Kitty ging einkaufen, bis ihr die Füße wehtaten, dabei genoss sie jede Minute. Es bereitete ihr großes Vergnügen, schöne Dinge für Missy auszusuchen, auch wenn sie nie selbst welche davon tragen würde.

Eines Nachmittags machten Missy Claire und ihre Mutter in einem Café Rast. Kitty blieb draußen bei Alfred, dem Kutscher, und saß neben ihm auf dem Kutschbock. Während sie um den Block

fuhren und nach einem Platz Ausschau hielten, wo sie die Kutsche parken konnten, hörte Kitty ein merkwürdiges Rasseln, das wie zerbrochene Glocken klang. Eine lange Schlange Sklaven trottete aus einer Seitenstraße auf sie zu. Sie waren in zwei langen Reihen aneinandergekettet. Fesseln umschlossen ihre Hand- und Fußgelenke, und so mussten sie ungeschickt schlurfen und konnten kaum laufen, weil die kurzen, schweren Ketten, die an ihren Fußknöcheln befestigt waren, auf dem Kopfsteinpflaster schleiften. Die Sklaven gingen mit gesenktem Kopf, den Rücken gebeugt, durch ein Tor und in ein düsteres Gebäude aus Muschelbeton.

»Ist das ein Gefängnis?«, fragte sie Alfred.

»Nein, das ist der Sklavenmarkt.« Er sprach mit gedämpfter Stimme, als würden sie über einen Friedhof fahren. Plötzlich schien er es sehr eilig zu haben, an dem Gebäude vorbeizufahren, und er entspannte sich erst wieder, als sie um die Ecke gebogen waren.

»Was ist ein Sklavenmarkt?«, fragte Kitty. Sie sprach ebenso leise wie er.

»Diese Sklaven da werden verkauft«, sagte er seufzend. »Weiße kaufen und verkaufen sie in dem Gebäude, so wie sie andere Dinge kaufen und verkaufen.«

Kitty hatte die unendliche Vielfalt der Waren in den Geschäften von Charleston gesehen, aber sie hätte nie gedacht, dass es auch einen Laden für Sklaven gab. Alle Sklaven, die sie kannte, waren auf der Great Oak-Plantage geboren und aufgewachsen, so wie sie selbst. Aber Bertha hatte gesagt, dass Kittys Mama verkauft worden war, nachdem sie versucht hatte wegzulaufen. Kitty zog Alfred am Ärmel, um seine Aufmerksamkeit zu erlangen.

»Wenn Massa Goodman einen von uns verkaufen wollte«, fragte sie, »würden wir dann auch zu so einem Markt gebracht?«

»Ich nehme es an. Warum?«

»Er hat meine Mama verkauft, als ich ein kleines Mädchen war. Glaubst du, sie ist immer noch da drin?«

»Nein, sie bleiben nicht lange dort«, sagte er grimmig. »Bestimmt ist ein Sklavenhändler gekommen und hat sie gekauft, und er kann sie überall hingebracht haben ... So ist das nun mal.«

»Oh.«

Kitty blieb nichts anderes übrig, als diese traurige Wahrheit zu ak-

zeptieren und den Gedanken, dass sie ihre Mama irgendwann einmal widersah, aufzugeben. Der Weg von der Plantage nach Charleston war ihr sehr, sehr lang vorgekommen, und von den Bildern in Missy Claires Büchern wusste sie, dass die Welt noch viel größer war, als sie es sich überhaupt vorstellen konnte. Unmöglich herauszufinden, wohin ihre Mama gegangen war, nachdem der Massa sie verkauft hatte.

In den nächsten Minuten war Alfred zu sehr damit beschäftigt, sich durch den Verkehr zu schlängeln und einen Parkplatz für die Kutsche zu finden, als dass er mit Kitty hätte reden können. Als er schließlich einen Platz in Sichtweite des Cafés gefunden hatte, hielt er die Kutsche an, band die Pferde an einen Pfosten und kletterte dann wieder auf seinen Sitz neben ihr, um zu warten. Ein kalter Wind blies vom nahe gelegenen Fluss herauf und Kitty wickelte ihr Umhängetuch fester um ihre Schultern, während sie sich wünschte, sie hätte weiße Haut und könnte in der Kutsche warten, wo sie vor dem Wind geschützt war – oder besser noch an einem Tisch in dem gemütlichen Café.

»Wenn du fleißig bist und tust, was Massa dir sagt«, sagte Alfred leise, »brauchst du keine Angst zu haben, dass du verkauft wirst.«

Es überraschte Kitty ein wenig, dass er die ganze Zeit über den Sklavenmarkt nachgedacht hatte – andererseits hatte sie es ja auch getan.

»Ich erinnere mich nicht einmal mehr daran, wie meine Mama ausgesehen hat«, sagte sie.

Alfred blickte stumm in die Ferne und nickte mit ernster Miene. Kitty fragte sich, ob ihr eigenes Gesicht genauso traurig aussah wie seins. Weil sie fürchtete, es könnte so sein – und Missy könnte sie so sehen –, verdrängte sie alle Gedanken an ihre Mutter und versuchte zu lächeln, während sie die Tür des Cafés beobachtete, in dem ihre Herrin saß.



»Kann ich dieses Mittagessen nicht ausfallen lassen, Mutter? Bitte«, bettelte Missy Claire ein paar Tage später. »Es geht mir nicht gut. Ich habe Bauchschmerzen.«

Kitty fand, dass die helle Haut ihrer Herrin tatsächlich noch blasser aussah als gewöhnlich, während sie in ihrem Bett unter der zerwühlten Bettdecke lag. Missus Goodman überlegte einen Augenblick. Kitty hoffte im Stillen, dass sie nachgeben würde und Claire nicht zum Essen erscheinen musste. Kitty war von den endlosen gesellschaftlichen Ereignissen und Feiern ebenso erschöpft wie Missy. Aber im Gegensatz zu ihrer Herrin durfte Kitty nicht bis mittags im Bett bleiben, wenn sie am Abend zuvor lange hatte aufbleiben müssen.

Seit sie in Charleston angekommen waren, hatte Missy Claire an unzähligen Essenseinladungen und Nachmittagstees und Tanzveranstaltungen teilgenommen. Gestern Abend war sie bei einem festlichen Ball der Militärakademie gewesen, wo sie mit so vielen jungen Kadetten getanzt hatte, dass Kitty Missy die Schuhe hatte ausziehen und ihre Füße massieren müssen. Sie waren spät in der Nacht unter funkelnden Sternen und Gaslaternen nach Hause gefahren, während Kutschen mit anderen Partygästen an ihren vorbeiratterten.

Als Missys Zofe musste Kitty zu jeder Veranstaltung mit und in der Nähe warten, für den Fall, dass Missy aus irgendeinem Grund ihre Hilfe brauchte, vielleicht beim Richten ihrer Frisur oder ihres Kleides, wenn es nötig war. Die Sklaven versammelten sich oft, während sie warteten, und veranstalteten ihre eigenen ruhigen Partys. Kitty hatte einige aufkeimende Romanzen unter ihren Mitsklaven bemerkt, und sie hatte sogar gesehen, wie Paare sich im Dunkeln geküsst hatten und zusammen in die leeren Kutschen ihrer Herren gestiegen waren. Aber sie war viel zu schüchtern, um sich mit den anderen Sklaven anzufreunden. Stattdessen war sie damit zufrieden, Missy Claire und die anderen Weißen aus der Ferne zu beobachten, das Essen zu riechen und den entfernten Klängen von Musik und Gelächter zu lauschen. Sie akzeptierte ihr Leben so, wie es war. Ihre Haut war schwarz. Partys und Bälle und Tische voll mit köstlichen Leckereien waren für Weiße.

Und bis mittags zu schlafen, wie Missy es getan hatte, war ebenfalls den Weißen vorbehalten. Kitty wartete auf Anweisungen, während Claires Mutter ihre Tochter musterte. »Nein, deinem Vater ist es sehr wichtig, dass du heute am Essen teilnimmst, Claire«, erwiderte sie schließlich. »Roger Fuller ist sein Freund, und die Fullers gehören zu den führenden Familien in unserem Staat.«

»Das interessiert mich nicht«, stöhnte Missy und zog sich die Bettdecke über den Kopf.

»Das sollte es aber. Mr Fuller hat eine riesige Baumwollplantage in der Nähe von Pocatigo und ein hübsches Stadthaus in Beaufort.«

»Ist er so reich wie Vater?«, fragte Claire, während sie unter der Bettdecke lag.

»Nein«, antwortete Missus Goodman mit einem verschmitzten Lächeln, »ich glaube, Mr Fuller ist noch reicher. Er hat zwei Söhne, und alle drei sind hier in der Stadt, weil der ältere Sohn plant, die Militärakademie zu besuchen.«

»Dann ist er zu jung, um sich eine Frau zu suchen«, murmelte Claire. »Ich werde nächstes Jahr mit ihm essen.«

Missus Goodman durchquerte den Raum und schlug die Bettdecke ganz zurück. »Roger Fullers Frau ist vor sechs Monaten gestorben. Damit sind es *drei* heiratsfähige Herren, Claire, die heute zu uns zum Essen kommen. Du wirst doch wohl in der Lage sein, einen von ihnen mit deinem Charme zu beeindrucken, oder? Es gibt nur wenige Familien, die mehr Geld haben als die Fullers.« Sie wandte sich an Kitty und deutete auf die mit schweren Vorhängen ausgestatteten Fenster. »Zieh die Gardinen auf und mach dich an die Arbeit, Mädchen. Du hast etwas mehr als eine Stunde, um Claire vorzeigbar zu machen.«

Missy stöhnte. »Aber was ist mit meinen Bauchschmerzen?«

»Nimm etwas Laudanum.«

»Ich habe gestern Abend schon Laudanum genommen, Mutter. Deshalb bin ich ja jetzt so müde.«

»Dann hilft vielleicht eine Tasse warme Milch. Kitty!«, rief Missus Goodman. »Steh nicht rum, sondern bewege dich! Mach sie hübsch!«

»Ja, Ma'am.« Kitty öffnete schnell die Vorhänge, nahm dann einen Krug und lief nach unten, um warmes Wasser für Missys Waschschüssel zu holen. Nachdem sie Missy mit dem Schwamm gewaschen hatte, begann Kitty mit der beschwerlichen Aufgabe, sie in die vielen Lagen Wäsche zu kleiden – Unterhemd, Unterhose, Korsett, Strümpfe, Reifröcke, Krinolinen und Petticoats. Sie half Missy in eins ihrer schönen neuen Kleider und verbrachte mehrere Minuten damit, endlose Reihen von komplizierten Häkchen und Ösen zu schließen. Dann ging es an die knifflige Arbeit, Missys Haar zu

frisieren. Es war dünn wie Spinnweben und sehr schwierig in Form zu bringen. Es verknotete sich auch leicht, und da sie wusste, welche schlechte Laune Missy heute hatte, wappnete Kitty sich gegen die unvermeidlichen Ohrfeigen, die sie bekommen würde, weil sie ihrer Herrin wehtat.

Als die Kutsche der Fullers vorfuhr, blieb nur noch die Aufgabe, Claire bei der Auswahl von Schmuck und Accessoires zu helfen – Schirm, Taschentuch, Hut, Handtasche, Mantel und Ridikül. Kitty war froh, dass das Essen im Haus der Goodmans stattfand und die Accessoires auf ein Minimum reduziert waren. Missy Claire hatte schon Stunden gebraucht, um diese letzten Entscheidungen zu treffen.

»Bleib immer in der Nähe, Kitty«, befahl Missy, als sie sich bereit machte, die Treppe hinunterzuraschen, um ihre Gäste zu begrüßen. »Vielleicht brauche ich dich.«

»Ja, Missy Claire.« Kitty versuchte, willig und fröhlich zu klingen, aber innerlich stöhnte sie bei dem Gedanken, die nächsten zwei oder drei Stunden an einer Stelle zu stehen, während ihre Herrin ein Menü mit mehreren Gängen verspeiste. Sie suchte sich einen Platz auf dem Gang vor dem Speisezimmer und beobachtete, wie die Kellner Platten mit Essen auftrugen – Austern, gebratener Fisch, Butterkartoffeln und Gemüse, glasierter Schinkenbraten. Alles sah köstlich aus, aber es war der Duft des gebratenen Truthahns und der Sauce, der Kitty das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Sie schloss die Augen und stellte sich vor, wie sie cremig goldene Sauce über die Buttermilchbrötchen goss, die die Köchin immer backte. Bei dem Gedanken daran fing Kittys Magen an zu knurren.

Stunden vergingen, und Missy Claire ließ mehr Essen auf ihrem Teller zurück, als sie zu sich nahm. Sie schob es lustlos mit der Gabel hin und her, während sie sich unterhielt. Kitty sah, wie der Kellner Claires noch vollen Teller nach dem Essen entfernte, und hätte ihn ihm am liebsten aus der Hand gerissen und die Reste gegessen. Später würde sie die Gelegenheit bekommen, die Reste der Mahlzeit zu kosten, aber es konnte noch Stunden dauern, bis Missy im Bett war.

Kitty beschloss, die Gäste zu beobachten, um sich von ihrem Hunger abzulenken. Sie war überrascht, wie jung Mr Fullers Söhne waren – nicht älter als Missy Claire. In ihrem Alter würden sie doch

sicherlich noch keine Heiratspläne schmieden, oder? Und Mr Fuller sah zu alt aus für Missy, denn er war beinahe so alt wie ihr Vater. Mr Fuller hatte jedoch ein interessantes Gesicht mit einer breiten Stirn, einem spitzen Kinn und einem kleinen, bürstenförmigen Schnurrbart. Seine blassen Augen lagen tief und ein wenig zu weit auseinander, aber er sah sehr freundlich aus. Kitty hätte ihn gerne gezeichnet.

Als das Dessert aufgetragen wurde, taten Kitty der Rücken und die Beine weh. Sie fragte sich, wie lange sie wohl schon dort stand. Es kam ihr vor wie mehrere Tage. Allmählich fiel ihr nichts mehr ein, womit sie sich ablenken konnte, und so beschloss sie, ein wenig näher zu treten, damit sie den Gesprächen lauschen konnte.

»Was halten Sie denn von dem Fall Dred Scott?«, fragte Mr Fuller.

Massa Goodman lächelte breit. »Ich finde, Richter Taney und der Oberste Gerichtshof haben eine ausgezeichnete Entscheidung getroffen.« Er wandte sich an Fullers jüngeren Sohn, der ein Gähnen unterdrückte, und sagte: »Ihnen, meine jungen Herren, ist vielleicht nicht bewusst, wie wichtig das Urteil war, aber in der Zukunft werden Sie es zu würdigen wissen.«

»Worum ging es denn, Vater?«, fragte der ältere Sohn.

Fuller schob sein halb gegessenes Dessert beiseite und zog seine Kaffeetasse näher heran. »Ein Sklave namens Dred Scott hat vor Gericht seine Freiheit eingeklagt. Er sagte, er habe bereits mehrere Jahre in Missouri auf freiem Land gelebt. Das Oberste Gericht hat seine Ansprüche abgewiesen mit der Begründung, dass die Negerasse unserer deutlich unterlegen ist und deshalb keine Rechte hat. Deshalb muss das Gericht die Rechte der Neger nicht berücksichtigen. Scott bleibt also Sklave.«

»Natürlich wussten wir schon immer, dass Neger weniger wert sind als wir«, fügte Massa Goodman hinzu. »Jeder, der mit ihnen arbeitet, weiß das. Ohne uns könnte die ganze Rasse nicht für sich selbst sorgen. Die Sklaverei hat den Negern ein gewisses Maß an zivilisiertem Benehmen beigebracht, aber sie werden den Weißen nie ebenbürtig sein. Wir tun ihnen einen Gefallen, wenn wir ihnen Dinge beibringen und ihnen Nahrung und Kleidung geben. Auf sich gestellt würden sie niemals überleben.«

Als Kitty seine Worte hörte, hätte sie sich am liebsten ganz klein gemacht und sich irgendwo versteckt. Aber während sie gegen den

Drang ankämpfte, sich voller Scham zu verkriechen, sah sie, dass Missy Claire ihr von der anderen Seite des Raumes aus ein Zeichen gab. Kitty kam es so vor, als würden alle Augen sie anstarren, als sie auf Zehenspitzen das Speisezimmer betrat und sich herunterbeugte, sodass Missy ihr ins Ohr flüstern konnte: »Ich fühle mich nicht gut. Hol mir eine Tasse heiße Milch aus der Küche.«

Kitty eilte in die Küche hinaus und war erleichtert, dass sie der Unterhaltung und den demütigenden Blicken entfliehen konnte. Sie fand Bessie und die Köchin und einige der anderen Haussklaven in der Küche, wo sie um den Kiefernholztisch saßen und die Reste des Essens verzehrten, bei dessen Zubereitung sie so fleißig gearbeitet hatten. In ihrer Mitte saß die kleine, alte Geschichtenerzählerin namens Delia, die schon einmal mit den Fullers zu Besuch gekommen war.

»Entschuldigung«, sagte Kitty. Ihre Stimme klang lauter, als sie beabsichtigt hatte. Das Gespräch verstummte und alle sahen sie an. »Missy Claire braucht eine Tasse warme Milch«, sagte sie schüchtern.

»Missy Claire ist ein verwöhntes Ding«, murmelte die Köchin und erhob sich mühsam. »Ein Fünf-Gänge-Menü reicht ihr wohl nicht, was?«

Kitty antwortete nicht. Ihr Blick war unverwandt auf die Geschichtenerzählerin gerichtet. »Entschuldigung«, sagte sie noch einmal, »aber ich habe einmal gehört, wie du von einem Land erzählt hast, in dem es nur schwarze Menschen gab. Du hast gesagt, sie hätten Dörfer und Familien und alles gehabt, ohne dass die Weißen ihnen geholfen haben. Ist das wahr?«

»Das ist wahr«, erwiderte Delia. »Und vergiss es nie, Schätzchen.«

»Aber ich habe gerade beim Essen gehört, wie Massa gesagt hat, wir kämen ohne die Weißen niemals zurecht. Weiß er nichts von dem Land?«

»Oh doch, er weiß es ganz genau«, antwortete Delia. »Er muss lügen, weil er auch weiß, dass sie uns von dort gestohlen und uns gezwungen haben, ihre Sklaven zu sein.«

Kitty konnte noch immer nicht die Scham vergessen, mit der Massas Worte sie erfüllt hatten. »Es sagt, wir sind nicht so gut wie die Weißen. Er sagt, wir sind eine minderwertige Rasse.«

»Lügen!« Delia schlug mit der Faust auf den Tisch, sodass die Teller klirrten. »Wir sind genauso wie sie! Wir sind alle Gottes Kinder, egal, welche Hautfarbe wir haben. Weißt du denn nicht, dass wir alle von derselben Mutter und demselben Vater abstammen – von Adam und Eva?«

»N-nein, Ma'am.«

»Gehst du nicht in die Kirche? Hat dir noch nie jemand vom Evangelium erzählt, Schätzchen?« Etwas in dem Blick der kleinen Frau hielt Kitty gegen ihren Willen gefangen. Es tat ihr leid, dass sie die Frage überhaupt gestellt und dass sie Massas Gespräch belauscht hatte.

»Nein, Ma'am«, erwiderte sie und trat einen Schritt zurück. »Missy Claire und die anderen gehen jeden Sonntag in die Kirche, aber sie sagen, Religion ist nichts für Farbige. Sie sagt, wir haben keine Seele.«

Delia stieß die Luft aus und schloss kurz die Augen. Aber als sie sprach, klang ihre Stimme freundlich. »Du hast ein Herz und eine Seele und einen Verstand, genau wie deine Missy. Es gibt überhaupt keinen Unterschied zwischen euch beiden.«

Ihre Worte schockierten Kitty. Sie blickte schnell in die Runde. Würde sie Ärger bekommen, weil sie Delias unerhörten Ideen lauschte? »Aber es gibt einen Unterschied«, sagte Kitty. »Missy kann lesen und schreiben, und ihr Papa besitzt eine Plantage und ein Haus in der Stadt –«

»Das spielt überhaupt keine Rolle«, unterbrach Delia sie. »Unter unserer Haut sind wir alle gleich. Und wir sind nicht minderwertig. Die Weißen glauben das, und sie wollen es uns glauben machen, aber es ist nicht wahr.«

Kitty schüttelte den Kopf, als könne sie so Delias Worte abschütteln. Sie konnten nicht wahr sein. Wenn sie innerlich genauso war wie Claire, warum aß Claire dann das gute Essen, trug schöne Kleider und schlief in einem Federbett? Warum musste Kitty Claires Nachttopf ausleeren und auf Getreidespelzen schlafen und immer tun, was Claire sagte, egal, wie grässlich sie es fand? Nein, es konnte nicht wahr sein. Sie war Missys Sklavin. Dafür musste es einen guten Grund geben. Sie blickte zu dem Topf mit Milch hinüber, der sich über den Kohlen erwärmte. Sie hätte ihn am liebsten gepackt und sich davongemacht.

»Hör mir zu, Schätzchen«, sagte Delia. Sie stand auf und ging um den Tisch herum. Die winzige Frau hatte die imposante Präsenz einer geladenen Kanone, die genau auf Kitty gerichtet war. Sie musste einfach zuhören.

»Ich will dir noch eine wahre Geschichte erzählen«, begann Delia. »Vor langer Zeit hat Gott den ersten Mann und die erste Frau erschaffen, Adam und Eva. Sie lebten bei Gott, als seine Kinder, aber eines Tages sündigten sie und Gott musste sie fortschicken. Seit diesem Tag ist unsere Welt voller Leid. Und weißt du was? Die ersten beiden Kinder, die jemals geboren wurden, vertrugen sich nicht. Der eine Junge fing an, mit dem anderen zu streiten, er war eifersüchtig auf ihn, und irgendwann hat er seinen Bruder umgebracht. So ist es seither – Brüder kämpfen gegeneinander, hassen sich und töten einander. Im Augenblick hassen unsere weißen Brüder und Schwestern ihre dunkelhäutigen Brüder und Schwestern, und sie zwingen uns, ihre Sklaven zu sein. Aber Gott wird dem ein Ende machen. Oh ja. Irgendwann wird er uns helfen, uns von den Weißen zu befreien.«

»Still!«, sagte Bessie barsch.

Ihr Mann Alfred stand mühsam auf, als wollte er weglaufen. »Pass besser auf, was du sagst, Delia«, flüsterte er.

Kitty blickte sich um und sah ängstliche Mienen in allen Gesichtern.

»Der Herr Jesus wird uns alle befreien«, wiederholte Delia bestimmt. »Er liebt alle seine Kinder, schwarze und weiße. In den Augen Jesu unterscheiden du und ich uns kein bisschen von unserem Massa. Nur die Hautfarbe ist anders, das ist alles.«

»Aber warum lässt Gott dann zu, dass sie uns so behandeln?«, fragte die Köchin. Die anderen um den Tisch versuchten sie zum Schweigen zu bringen, aber sie sagte: »Nein, hört mir zu. Wenn Gott uns genauso liebt, warum hilft er uns dann nicht? Warum lehnt er sich zurück und sieht zu, wie wir leiden? Du kannst mir nicht erzählen, dass er uns liebt, Delia. Gott liebt die Weißen. Er ist ihr Gott, nicht unserer.«

»Du irrst dich«, sagte Delia. »Gottes Haut hat keine bestimmte Farbe. Und Jesus weiß, wie es ist, so zu leiden wie wir. Er hat die Peitsche selbst auf dem Rücken gespürt, genau wie wir. Wenn wir beten und glauben, dann wird der Herr Jesus uns helfen – wenn er den Zeitpunkt für richtig hält und auf seine Art.«

Plötzlich erinnerte Kitty sich an die Stimme ihres Vaters. Sie erinnerte sich daran, wie er leise gemurmelt hatte: »*Hilf uns, Herr Jesus ... hilf uns ...*«, als würde er mit jemandem reden.

»Wer ist Jesus?«, fragte sie. Die anderen starrten sie an. »Als ich klein war, hat mein Papa ihn immer um Hilfe gebeten«, erklärte sie.

Delia lächelte. »Jesus ist Gottes Sohn, der auf die Erde gekommen ist, um uns zu retten. Dein Papa hat ihn bestimmt gekannt, wenn er ihn um Hilfe gebeten hat.«

»Aber Jesus hat ihn wohl nicht gehört«, sagte Kitty, »weil er nicht gekommen ist, um uns zu helfen. Stattdessen sind die weißen Männer mit Hunden und Gewehren gekommen. Sie haben meinen Papa an der großen Eiche aufgehängt und meine Mama an einen Sklavenhändler verkauft.«

Sie hatte mit ihrer Geschichte nicht so herausplatzen wollen, aber die Worte kamen aus ihrem Mund gesprudelt, bevor sie sie aufhalten konnte. In der Küche war es plötzlich so still, dass Kitty die Milch im Topf zischen hören konnte. Sie sah Tränen in Delias Augen. Aber als Kitty sie in sich selbst aufsteigen spürte, drängte sie sie zurück, weil sie wusste, dass Missy sie niemals weinen sehen durfte.

»Es gibt viele Dinge, die ich nicht verstehe«, sagte Delia. »Aber in dem Augenblick, als dein Papa seinen letzten Atemzug tat, war er mit Jesus im Paradies und all sein Leid war vorbei. Sie konnten zwar seinen Körper töten, aber seine Seele gehört Gott, und niemand kann sie ihm jemals wegnehmen. Der Teufel versucht vielleicht, uns von Gott zu trennen, und wenn schlimme Dinge passieren, erzählt er uns, Gott würde uns nicht lieben und unser Rufen nicht hören. Aber –«

»Warum hat Jesus dann ihren Eltern nicht geholfen zu fliehen?«, fragte die Köchin, während sie die Milch in eine Tasse goss.

Delia seufzte. »Im Diesseits werden wir das nicht mehr erfahren. Aber diese weißen Männer müssen sich irgendwann vor Gott für das verantworten, was sie Kittys Eltern angetan haben.« Sie machte Anstalten, noch etwas zu sagen, aber Kitty unterbrach sie.

»Entschuldigung, aber Missy wartet auf ihre Milch. Sie kann es nicht leiden, wenn ich trödele.«

»Gott liebt dich, Schätzchen«, sagte Delia leise. Kitty erstarrte, so intensiv war der Blick, der sie durchbohrte. Die Worte der kleinen

Frau machten ihr Angst, aber zugleich lag eine Kraft darin, der Kitty nicht widerstehen konnte. »Du bist sein Kind«, sagte Delia. »Du und deine Missy sind in seinen Augen gleich.«

»Das kann nicht sein«, flüsterte Kitty. Sie wollte es glauben, konnte aber nicht. Es gab in Charleston keine Geschäfte, in denen weiße Menschen verkauft wurden, alle aneinander gekettet. Sie nahm den Becher mit Milch vorsichtig aus den Händen der Köchin entgegen und eilte an Delia vorbei zurück ins Haus.

KAPITEL 8

Beaufort, South Carolina
1857

Grady stand neben Massa Coops Stuhl und fächelte ihm mit einem Palmzweig Luft zu. Seine Arme schmerzten, und seine Augen brannten und tränten von den starken Zigarren, die die Männer rauchten. Massa hatte die letzten drei Stunden im Gasthaus von Beaufort, das an der Bucht lag, damit zugebracht, mit einer Gruppe reicher Plantagenbesitzer zu trinken und zu spielen, aber er machte keine Anstalten aufzubrechen. Grady war so müde, dass er kaum noch stehen konnte, geschweige denn die Arme bewegen. Es war nach Mitternacht und er sehnte sich danach zu schlafen, seine Füße brannten vor Müdigkeit, aber er wagte nicht zu klagen.

»Schenk mir noch was zu trinken ein, Joe«, knurrte Coop.

Grady legte schnell den Fächer beiseite und nahm die Flasche mit Bourbon. Er goss langsam und vorsichtig, damit er keinen einzigen Tropfen verschüttete. Massa Coop trank einen Schluck und nickte dann seinen Mitspielern auf der anderen Seite des Tisches zu.

»Soll er Ihres auch auffüllen, Fuller?«

Grady eilte mit der Flasche um den Tisch herum, bereit, dem Gast etwas einzuschenken. Aber Mr Fuller hielt eine Hand über sein Glas. »Für mich nichts mehr, danke.«

»Sicher?«, fragte Coop. »Wie ist es mit Ihnen, Jackson?«

Mr Jackson schüttelte den Kopf, während er die Karten mischte. »Ich bin versorgt.«

Grady war jetzt schon seit vier Jahren mit dem Sklavenhändler unterwegs und wurde mit jedem Jahr größer und kräftiger. Wie William kannte auch er inzwischen alle Hotels in den Hafenstädten, die sie regelmäßig besuchten, von Charleston über Savannah bis Jacksonville, den ganzen Weg nach New Orleans und wieder zurück nach Richmond. Und Gradys Hass auf Massa Coop – und auf alle weißen Männer – wuchs ebenfalls mit jedem Jahr.

Er hatte inzwischen genügend Pokerrunden mit Coop miterlebt,

um zu wissen, dass sein Herr an diesem Abend viel Geld verloren hatte – und er konnte es nicht leiden, wenn er verlor. Der Stapel Geld, mit dem Coop begonnen hatte, war immer kleiner geworden, während Mr Fullers Stapel auf der anderen Seite des Tisches angewachsen war. Jetzt waren sie nur noch zu dritt. Die anderen waren nach Hause gegangen, als sie ihr Geld verspielt hatten. Aber Coop würde bis zum bitteren Ende bleiben und versuchen, wenigstens einen Teil seines Geldes zurückzugewinnen. Und wenn ihm das nicht gelang, dann würde er seine Wut an einem der Sklaven auslassen – höchstwahrscheinlich an Grady.

»Ich will sehen und erhöhe um fünfzig Dollar«, sagte Fuller. Er war ein elegant gekleideter Mann Mitte dreißig, ein wohlhabender Plantagenbesitzer, der manchmal Sklaven von Coop kaufte. Sein welliges Haar und seine Augenbrauen hatten die Farbe von nassem Sand, nur sein büstenartiger Schnurrbart war etwas dunkler. Er hatte eine breite Stirn und ein spitzes Kinn. Er schien ein kluger Spieler zu sein, aber in seinen Gesichtszügen lag eine Sanftheit, sogar nach einem Abend, an dem er viel getrunken hatte, die Massa Coops Gesicht nie zierte, selbst wenn er nüchtern war. Fullers blassblaue Augen, obwohl von zu viel Bourbon und Zigarrenqualm gerötet, wirkten immer noch freundlich.

Coop zählte seine verbleibenden Münzen und fluchte. »Ich habe keine fünfzig. He, Joe. Wer ist noch im Sklavengefängnis, den ich bieten könnte? Irgendwelche Frauen?«

»Ja, Massa Coop, ein paar.« Plötzlich hatte Grady eine Idee. Er beugte sich zu Coop herab und flüsterte ihm ins Ohr, damit die anderen beiden Männer es nicht hören konnten: »Aber Sie wissen, dass die Mädchen mehr als fünfzig Dollar wert sind. Wie wäre es, wenn Sie mich als Einsatz nehmen? Dann brauchen Sie die Mädchen auch nicht erst zu holen. Sieht aus, als hätten Sie ein gutes Blatt.« Grady hatte keine Ahnung, ob die Karten in Coops Hand gut waren oder nicht. Er wartete und hielt die Luft an, während sein Herr überlegte.

»Also gut«, sagte Coop nach einer Weile. »Ich sage Ihnen was, Fuller. Ich werde meinen Jungen Joe setzen. Er ist mindestens fünfzig Dollar wert. Und Geige spielen kann er auch.«

Grady beobachtete Fullers Miene und wagte nicht zu hoffen. Als

Fuller den Kopf schüttelte, spürte Grady den Stachel der Enttäuschung.

»Tut mir leid. Ich brauche keine Sklaven mehr.«

»Dann verkaufen Sie ihn an jemand anders«, grunzte Coop. »Er wird problemlos das Doppelte einbringen. Außerdem brauchen Sie sich gar keine Gedanken darüber zu machen, was Sie mit ihm anfangen sollen, weil Sie mein Blatt nicht schlagen werden.«

Mr Fuller betrachtete noch einmal die Karten in seiner eigenen Hand und begegnete dann Coops Blick. »Also gut«, sagte er mit einem kleinen Lächeln. »Ich gehe mit.«

Coop grinste, als er seine Karten offenlegte. »Full House. Damen und Neunen.«

Fuller zögerte lange und deckte dann seine eigenen Karten auf. »Tut mir leid, Coop. Royal Flush.«

Massa Coops Lächeln erstarb. Er wurde etwas blasser, und als die Farbe ihm wieder ins Gesicht schoss, war es so rot wie die Herzen und Karos auf seinen Karten. Er hatte verloren. Grady hatte seinen Herrn ermutigt, alles zu setzen, und er hatte verloren.

Grady wagte kaum zu atmen. Sein Blick huschte zwischen den Männern hin und her, während er die Mienen der beiden beobachtete und nicht zu hoffen wagte, dass Mr Fuller sein neuer Herr sein würde. Fuller hatte gesagt, dass er keinen weiteren Sklaven wollte, und Grady wusste, dass er mit Coop gehen und die volle Wucht seiner Wut würde ertragen müssen, wenn Fuller ihn als Zahlung nicht akzeptierte.

Coop stand so abrupt auf, dass sein Stuhl umfiel. Gradys Haut prickelte vor Entsetzen. Schnell bückte er sich, um den Stuhl wieder aufzuheben.

»Gute Nacht, Fuller«, sagte Coop eisig. »Es war mir ein Vergnügen.« Er wankte zur Tür und riss sie auf. Grady nahm die Flasche mit dem Bourbon und wollte ihm zu seinem Hotelzimmer folgen, aber Coop fuhr herum und stieß Grady so heftig zurück, dass er beinahe das Gleichgewicht verlor.

»Bleib hier, du Narr! Du gehörst jetzt ihm!« Coop stapfte aus dem Salon.

Gradys Herz hämmerte laut in seinen Ohren. Er war Coop los! Aber was war, wenn William recht hatte und das Leben bei einem

neuen Herrn sich als noch schlimmer erwies? Grady hatte gesehen, wie Coop gepokert und verloren hatte; jetzt fragte er sich, ob er selbst gerade das wichtigste Spiel seines Lebens verloren hatte.

Mr Fuller lächelte, als Coop gegangen war. »Da hatte ich heute ja richtig Glück«, sagte er zu Mr Jackson. Grady beobachtete seinen neuen Herrn misstrauisch. Fullers Bewegungen waren anmutig und gelassen. Er zog einen Beutel hervor und füllte all sein Geld hinein, während der andere Mann die Karten einsammelte. Fuller hatte nichts von der böartigen Gereiztheit Coops, der immer wie eine Klapperschlange zum Angriff bereit war. »Ich kann mich nicht erinnern, jemals eine solche Glückssträhne gehabt zu haben«, sagte Fuller, als er den Beutel zuzog.

Mr Jackson gluckste amüsiert. »Das kann ich mir vorstellen. Wie es aussieht, haben Sie sogar einen neuen Sklaven gewonnen.«

Fuller zog eine Grimasse. »Ich hätte lieber die fünfzig Dollar. Was soll ich denn mit ihm machen? Wollen Sie ihn kaufen? Sie können ihn für dreißig haben.«

»Nein, danke, ich bin pleite«, sagte Jackson kopfschüttelnd. »Aber keine Angst, Coop wird morgen früh, wenn er nüchtern ist, wahrscheinlich kommen und ihn zurückkaufen wollen.«

Gradys Hoffnung erstarb augenblicklich. Jackson hatte recht; Coop würde ihn niemals verkaufen.

Fuller stand auf, streckte die Arme in die Luft und gähnte. Er war sehr groß und schlank. »Da haben Sie wohl recht«, sagte er und nahm seine Jacke von der Rückenlehne seines Stuhls. »Ich hoffe nur, dass Coop früh genug kommt. Ich fahre morgen wieder zur Plantage zurück.«

Jackson lächelte trocken. »Wenn ich Sie wäre, würde ich von Coop mehr als fünfzig Dollar verlangen. Hat er nicht gesagt, der Junge wäre das Doppelte wert? Soll der alte Gauner mal seine eigene Medizin schlucken. Sonst verhandelt er schließlich immer knallhart.«

»Sie meinen, ich soll einen Sklavenhändler mit seinen eigenen Waffen schlagen? Das wäre mal was!« Fuller lachte. »Ich habe schon öfter mit Coop zu tun gehabt.«

»Sie haben ihn heute immerhin beim Pokern geschlagen.«

Fuller lächelte. »Ja, das stimmt wohl.« Er schlenderte zur Tür hinüber, wo Grady stand, und betrachtete ihn zum ersten Mal richtig.

Grady senkte den Blick. Wenn er in all den Jahren bei Massa Coop etwas gelernt hatte, dann die Tatsache dass man einem Weißen nie in die Augen sah.

»Was sagte Coop, wie du heißt?«, fragte Fuller.

Grady fragte sich, ob sein neuer Herr ihm eine Falle stellen wollte oder ob er sich wirklich nicht daran erinnerte, dass Coop ihn Joe genannt hatte. Selbst auf die Gefahr hin, dass es eine Falle war, würde es den kurzen Augenblick wert sein, in dem er seine Würde, seine Identität zurückerlangte. Sie würden ihm seinen richtigen Namen niemals nehmen können.

»Ich heiße Grady«, sagte er. Die Worte klangen heftiger, als er beabsichtigt hatte. Er sah aus dem Augenwinkel, dass sein neuer Herr überrascht schien.

»Du bist ein rauflustiger Bursche, oder?«

Grady starrte auf seine Füße und widerstand dem Verlangen, stolz das Kinn zu heben. »Nein, Sir«, sagte er unterwürfig.

»Also gut. Komm mit, Grady.«

Er verspürte einen Hauch von Hoffnung, den ersten seit vier Jahren. Er folgte Mr Fuller aus dem verrauchten Salon, aus dem Hotel und die Treppe hinunter auf die Straße. Als er draußen stand, klebte die heiße, feuchte Luft an Gradys Haut wie ein nasses Tuch. Beaufort schien um diese Uhrzeit friedlich, und die von Bäumen gesäumten Straßen waren beinahe menschenleer. Fuller fand seine Kutsche, die vor dem Hotel parkte, und weckte den alten, grauhaarigen Fahrer auf, der auf dem Kutschbock saß und vor sich hin döste.

»Du fährst oben neben Jesse«, sagte Fuller zu Grady. Der alte Sklave sah ihn fragend an. »Ich habe ihn beim Pokern gewonnen«, sagte Fuller lächelnd. Er schien stolz darauf. »Fahren wir nach Hause.«

Als sie durch die Straßen von Beaufort zu Fullers Haus fuhren, hatte Grady das Gefühl, als sei er frei. Er atmete die schwüle Nachtluft ein und genoss es, hoch oben auf dem Kutschbock zu fahren, während ihm der warme Wind vom Fluss herauf ins Gesicht wehte. Er war erleichtert, nach Jahren in verrauchten Hotelzimmern, überfüllten Sklavengefängnissen und dunklen Schiffsladeräumen woanders zu sein. Am meisten genoss er es, Coop loszusein. Er würde nicht mehr jede Minute seines Lebens in Angst leben, etwas falsch

zu machen und seinen Herrn zu verärgern, der nur auf einen Grund wartete, ihn zu bestrafen.

Sie verließen die Innenstadt und fuhren eine Allee hinunter, die entlang der Bucht verlief. Große Herrenhäuser ragten in der Dunkelheit auf, jedes mit einer hübschen Veranda und Säulen. Als die Kutsche in eine Seitenstraße einbog und sich vom Wasser entfernte, bildeten die Eichen einen Baldachin über ihnen. Silbriges Moos hing von ihren Ästen und wiegte sanft im Mondschein. Grady fragte sich, ob Beaufort schon immer ein so schöner Ort gewesen war oder ob es ihm nur so vorkam, weil er nicht mehr Coops Gefangener war.

Viel zu schnell fuhren sie an der Treppe zu Fullers Haus vor, einem großen, zweigeschossigen Gebäude mit anmutigen weißen Säulen und einer einladenden Veranda rund ums Haus. Grady betrachtete die elegante Fassade, und sein Magen zog sich zusammen. Seine Freiheit von Coop würde nicht andauern. Fuller wollte keinen zusätzlichen Sklaven. Er hatte schon angeboten, ihn für dreißig Dollar an Mr Jackson zu verkaufen. Außerdem war Grady für Coop von viel zu großem Nutzen, als dass er ihn für Fünfzig Dollar ziehen lassen würde. Hatte William nicht steif und fest behauptet, dass Coop keinen von ihnen beiden jemals verkaufen würde?

Mr Jackson hatte recht. Massa würde morgen früh mit dem Geld kommen. Er würde anbieten, Grady zurückzukaufen, und natürlich würde Fuller einwilligen. Wenn er Glück hatte, würde Grady morgen Mittag im Frachtraum des Schiffes nach Savannah liegen, zusammengeslagen und blutend, als Strafe dafür, dass er Coop dazu ermutigt hatte, den letzten Einsatz zu wagen. Das Wissen, dass Coop seinen letzten Sklaven zu Tode geprügelt hatte, machte Grady schreckliche Angst.

Sobald die Kutsche hielt, kletterte er von seinem Sitz neben dem Fahrer und öffnete seinem neuen Herrn die Kutschentür. Er sah, wie Massa Fuller ausstieg, vom Alkohol angeheitert. Er sah nicht aus wie ein Herr, der seinen Sklaven totschiess. Wenn Grady doch nur bei ihm bleiben könnte!

»Schließ den Jungen besser über Nacht ein«, sagte Fuller zu Jesse, »damit er nicht wegläuft.«

»Ich werde nicht weglaufen, Massa, das schwöre ich«, sagte Grady. Fullers Augen verengten sich zu Schlitzen. »Nein?«

»Bestimmt nicht! Nur verkaufen Sie mich bitte morgen nicht wieder an Massa Coop! Bitte!« Grady fiel vor Fuller auf die Knie, so verzweifelt flehte er um sein Leben. Es war ihm gleichgültig, ob dieser weiße Mann seine Tränen sah. »Ich tue alles, was Sie wollen, Massa. Aber *bitte* schicken Sie mich nicht zu ihm zurück!«

Fuller runzelte die Stirn. Dann wandte er sich um und ging die Treppe hinauf, überquerte die Veranda und verschwand im Haus. Grady sackte auf dem Boden zusammen und weinte vor Wut und Demütigung. Er hatte für nichts und wieder nichts gebettelt und sich selbst klein gemacht. Er hätte wissen müssen, dass ein Weißer niemals Mitleid hatte.

»Komm schon, Junge, es ist spät.« Der Kutscher gab ihm ein Zeichen, für die kurze Strecke ums Haus herum zum Kutscherhaus aufzusteigen. Grady gehorchte, aber seine letzte Kraft und Hoffnung waren verebbt. Als sie am Stall ankamen, schickte Jesse Grady auf den Heuboden und nahm die Leiter weg.

»Wahrscheinlich wirst du dir beide Beine brechen, wenn du versuchst runterzuspringen«, sagte Jesse. »Vielleicht brichst du dir auch deinen dünnen Hals.«

Grady suchte jeden Zentimeter des fensterlosen Heubodens nach einer Fluchtmöglichkeit ab, während der Kutscher die Pferde mit Stroh versorgte. Er sah keine. Der alte Mann musste gehört haben, wie er umherlief, denn er kam mit einer Laterne zur Luke und spähte zu Grady hinauf.

»Massa Fuller behandelt uns anständig«, sagte er freundlich. »Wenn du tust, was er sagt, und fleißig bist, dann hast du nichts zu befürchten.«

Grady dachte daran, dass William dasselbe von Massa Coop behauptet hatte. Er hatte andere Erfahrungen gemacht.

Dann löschte Jesse das Licht und hüllte Grady in Dunkelheit. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich ins Heu zu legen und zu versuchen zu schlafen. Er wünschte, er könnte beten, könnte immer noch an Elis Jesus glauben und daran, dass er ihm helfen würde. Erschöpft schloss er die Augen. Der vertraute Geruch und das leise Schnauben der Pferde ließen ihn von Eli träumen, davon, dass er wieder zu Hause in Richmond war. Aber die Angst vor dem, was am nächsten Tag geschehen würde, ließ ihm keine Ruhe.

Grady wurde von hellem Sonnenschein und der drückenden Hitze eines schwülen Julimorgens in South Carolina geweckt. Unten arbeitete Jesse bereits fleißig im Stall und bereitete Kutsche und Pferde für die Abreise vor. Er ließ Grady vom Heuboden herunter und bot ihm Frühstück an, aber Grady hatte zu große Angst, um etwas zu essen. Jedes Mal, wenn er Pferde und Wagenräder draußen auf der geschäftigen Straße hörte, hielt er die Luft an und wartete, um zu sehen, ob das Gefährt stehen blieb und Massa Coop kam, um ihn zurückzufordern.

Als Grady gerade dachte, er müsse sich vor Angst übergeben, kam einer der Haussklaven hinaus, um Bescheid zu sagen, dass Mr Fuller zur Abreise fertig war. Jesse fuhr die Kutsche vor den Haupteingang und Grady half, Massas Gepäck aufzuladen, während er insgeheim alle anflehte, sich zu beeilen. Er verbrachte zwei weitere Stunden schwitzend vor Angst, als Jesse Massa Fuller zu verschiedenen Erledigungen quer durch Beaufort fuhr, während Grady hoch oben auf dem Kutschbock saß, wo Coop ihn garantiert sehen würde. Grady fragte sich, ob Fuller ihn zu Coops Hotel oder vielleicht zum Hafen bringen würde. Aber irgendwann lenkte Jesse die Kutsche von der Bucht fort und aus der Stadt hinaus. Je weiter sie sich von der Stadt entfernten, desto freier fühlte Grady sich. Vielleicht war er ja wirklich in Sicherheit! Er starrte auf die vorbeiziehende Landschaft, ohne wirklich etwas zu sehen, weil Tränen der Erleichterung seine Sicht behinderten.

Nach einer Weile kamen sie an den Coosaw River, und Jesse erklärte ihm, dass sie auf die Fähre warten mussten, die sie auf das Festland bringen würde. Erst als sie am anderen Ufer waren, begann Grady die Landschaft um sich herum wahrzunehmen. Er hatte in Richmond gelebt, bis Coop ihn gekauft hatte, und das Einzige, was er seither gesehen hatte, waren Sklavengefängnisse, Hotelzimmer, Hafenanlagen und die Frachträume der Schiffe. Jetzt, wo er zum ersten Mal in seinem Leben auf dem Land war, konnte er gar nicht genug davon bekommen.

Die Straße, die mit zermalmten Austernschalen gepflastert war, knirschte unter den Wagenrädern und verlief teilweise parallel zu den Eisenbahnschienen, die durch die Bäume zu sehen waren. Sie zog sich durch Wälder mit hohen Kiefern, moosbewachsenen Ei-

chen und dichtem Unterholz. Dann veränderte die Landschaft sich und der Wald wich einem Labyrinth aus sumpfigen Flüssen, Mooren und kleinen Buchten. Grady blickte zum blauen Himmel mit seinen fedrigen Wolken hinauf und fühlte sich so frei wie die Vögel, die über seinem Kopf kreisten. Die Luft roch nach Kiefern und Salzwiesen.

Mit jedem Kilometer, den sie zurücklegten, kamen sie immer öfter an herrschaftlichen Plantagenhäusern mit vielen Morgen Reis- und Baumwollfeldern vorbei. Grady sah Hunderte von Sklaven, die in der glühenden Hitze schufteten, und fragte sich, ob er selbst bald einer von ihnen sein würde.

Der alte Fahrer hatte kaum ein Wort mit Grady gewechselt, aber er wirkte nicht unfreundlich. Die liebevolle Art, wie er mit den Pferden umging, erinnerte Grady an seinen Freund Eli zu Hause in Richmond, nur dass Jesse viel älter aussah. Grady dachte an all die grauen Köpfe, die er mit Schuhcreme hatte verbergen müssen, und er fragte sich, was aus den armen Menschen geworden war.

Am späten Nachmittag erreichten sie die Plantage der Fullers. Blumenbeete und moosbewachsene Eichen umgaben ein imposantes Steingebäude und ließen Gradys neues Zuhause unglaublich friedlich und heiter erscheinen, nachdem er Jahre mitten im hektischen Stadtleben verbracht hatte. Er konnte wirklich nicht glauben, dass es schlimmer war, Sklave auf einer Plantage zu sein, als für Massa Coop zu arbeiten.

»Hol Massas Taschen«, sagte Jesse, als die Kutsche im Hof hielt. Grady kletterte hinunter, um der Aufforderung Folge zu leisten, und sprang zu Boden, sobald die Räder stillstanden. Mehrere Dienstmoten kamen aus dem Haus geeilt, um Massa Fuller zu begrüßen, angeführt von einem untersetzten, muskulösen Schwarzen, der offensichtlich die Aufsicht über alle anderen hatte. Fuller stieg aus der Kutsche. Er sah verschwitzt, müde und zerknittert aus.

»Willkommen zu Hause, Massa Fuller«, sagte der Sklavenvorsteher mit einem breiten Lächeln.

»Danke, Martin. Es ist gut, wieder zu Hause zu sein. Wie stehen die Dinge?«

»Gut, Sir. Alles ist reibungslos gelaufen, während Sie fort waren.«

»Sehr gut.«

Grady betrachtete die Gesichter der Hausdiener, als sie sich eilig

mit dem Gepäck zu schaffen machten. Da jeder Tag als Sklave von Coop, von Furcht geprägt gewesen war, konnte er schnell erkennen, wenn Sklaven Angst hatten. Aber auch wenn Fullers Sklaven eifrig bemüht waren, ihm zu Diensten zu sein, und Respekt vor dem Butler Martin hatten, duckte sich keiner von ihnen furchtsam, so wie Grady es immer hatte tun müssen.

Die Haustür öffnete sich erneut und zwei weiße halbwüchsige Jungen kamen herausgerannt, gefolgt von einer winzigen, faltigen Sklavin in einem bunt gemusterten Kleid. Grady vermutete, dass sie die Mammy der beiden war. Graue Locken lugten unter ihrem Kopftuch hervor, als sie hinter ihnen herlief und sie schalt: »John! Ellis! Kommen Sie her! Sie sollen Ihren Papa nicht belästigen. Er hat eine lange, staubige Reise hinter sich.«

Sie beachtetten sie gar nicht, sondern rannten zu Massa Fuller und riefen: »Vater! Endlich bist du zu Hause! Wir haben den ganzen Tag gewartet.«

Er klopfte ihnen auf die Schultern und grinste. Der jüngere Sohn war in Gradys Alter, der andere ein oder zwei Jahre älter. Grady beobachtete die Begrüßung aus der Entfernung und blickte schnell zu Boden, um Blickkontakt zu vermeiden, als Fullers jüngerer Sohn ihn anstarrte.

»Wer ist denn der Junge, Vater?«

»Das ist ein neuer Sklave, den ich in der Stadt bekommen habe.«

»Er ist ein Sklave?«

»Ja, natürlich ist er das.«

»Aber er sieht gar nicht schwarz aus.«

»Guck dir doch mal seine Haare an«, sagte der ältere Junge.
»Kannst du nicht sehen, dass er krauses Negerhaar hat?«

Grady spürte, wie sie ihn noch eine Weile ansahen, dann fragte der kleinere Junge: »Hast du uns etwas mitgebracht, Vater?«

Fuller lachte. »Aber sicher – in der Tasche dort. Bring sie mal her.« Sie vergaßen Grady, als Massa Fuller den Beutel öffnete und Süßigkeiten und Bücher und ein neues Dominospiel herauszog. Die Zuneigung zwischen Vater und Söhnen schien echt, als sie zu dritt auf das Haus zuschritten.

»Was sollen wir denn mit dem neuen Jungen machen, Massa Fuller?«, fragte der oberste Sklave.

Fuller warf Grady über die Schulter einen Blick zu, während er die Treppe hinaufging. »Finde heraus, was er kann, und dann gib ihm Arbeit.« Er verschwand mit seinen Söhnen in dem Großen Haus.

Martin stolzierte etwas großtuerisch auf Grady zu. Grady schätzte ihn in Sekundenschnelle ein und beschloss, dass ihm der Butler nicht sympathisch war. Sein Herr hatte ihm viel Macht anvertraut, und er sah aus, als gefalle es ihm, diese Macht auszuspielen und sich wichtig zu tun. Er würde sich bestimmt eher auf die Seite der Weißen schlagen als auf die seiner Mitsklaven, so wie William es getan hatte.

»Kannst du irgendetwas Nützliches tun, Junge?«, fragte Martin.

»Ja, Sir.«

»Und?«, fragte er ungeduldig. »Rede schon! Welche Arbeiten hast du für deinen letzten Massa erledigt?«

Einen Augenblick lang erinnerte Grady sich nur an seine Angst. »Ich ... äh ... ich habe seine Stiefel geputzt und ihn beim Essen bedient und ihm zu trinken eingeschenkt – ich habe alles getan, was er verlangt hat.« Der Butler wirkte unbeeindruckt, als erwarte er mehr. »Und ich habe ihm geholfen, mich um die anderen Sklaven zu kümmern, sauber zu machen und so«, fügte Grady hinzu.

»Ist das alles?«

»I-ich kann Geige spielen ...«

Martin lachte verächtlich. »Das habe ich mir gedacht – du bist zu nichts zu gebrauchen. Massa Fuller braucht keinen neuen Stiefeljungen oder Diener. Dann kommen für dich wohl nur die Baumwollfelder in Frage. Kräftig genug bist du ja. Warte hier, dann bringt dich jemand zum Aufseher.« Er wandte sich zum Gehen.

Grady spürte, wie die Verzweigung in ihm aufstieg. Er hatte das Gefühl, dass er die schwere, heiße Arbeit auf den Baumwollfeldern, bei der die Peitsche den ganzen Tag lang auf seinen Rücken niederging, nicht überleben würde. »Einen Moment!«, rief er. »Früher, z –« Er beherrschte sich gerade noch rechtzeitig, um nicht »zu Hause« zu sagen. »Früher, als ich bei meinem ersten Massa war, habe ich geholfen, mich um die Pferde zu kümmern, sie zu füttern und zu striegeln und all das. Ich weiß auch, wie man ein Wagenrad schmiert und das Zaumzeug ölt.«

Jesse hatte die Kutsche noch nicht weggefahren, und so streckte

Grady die Hand aus, um die Flanke des großen Wallachs zu streicheln. Der Rücken des Pferdes reichte höher als Gradys Kopf.

»Hast du denn keine Angst vor Pferden?«, fragte Jesse und sah von seinem Kutschbock auf ihn hinunter.

»Nein, Sir. Eli hat mir beigebracht, wie man mit ihnen spricht und sie beruhigt. Sie tun alles, was ich ihnen sage. Mich hat auch noch nie eins getreten.« Er trat zum Kopf des Pferdes und rieb seinen Hals, um Freundschaft mit ihm zu schließen.

Jesse drehte sich auf seinem Sitz um und sah Martin an. »Ich könnte Hilfe gebrauchen«, sagte er. »Die beiden anderen Stalljungen, die du mir gegeben hast, sind nutzlos.«

Martin verschränkte die Arme und sah Grady prüfend an. »Sag mir etwas, Junge. Warum hat dein erster Massa dich verkauft, wenn du so gut mit Pferden umgehen kannst?«

Nach vier Jahren bei Coop wusste Grady, was immer die beste Antwort auf diese Frage war. »Der Massa brauchte Geld«, sagte er. »Er musste eine ganze Reihe von uns verkaufen.«

Martin ließ sich mit seiner Antwort Zeit. »Also gut, Jesse. Dann nimm du ihn«, sagte er schließlich. »Aber lass dir nicht einfallen wegzulaufen, Junge. In den Sümpfen rundherum wimmelt es von Alligatoren und Schlangen. Die schlucken dich mit einem Biss.« Er stapfte die Treppe hinauf und ins Haus.

Grady wusste, dass man ihm gerade einen riesigen Gefallen getan hatte. Er blickte zu Jesse auf und fragte sich, warum, aber er wagte nicht, die Frage laut zu stellen. »Danke«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Ist schon gut, aber ich erwarte, dass du mir hilfst«, sagte Jesse schroff. Er zog an den Zügeln. Die Kutsche setzte sich in Bewegung. Grady lief nebenher, als Jesse langsam den langen Weg zum Stall hinunterfuhr, immer darauf bedacht, nicht zu viel Staub aufzuwirbeln.

»Ich werde dir helfen! Das mit den Pferden ist die Wahrheit«, sagte Grady. »Du wirst sehen. Ich habe lange das Stroh in den Sklavengefängnissen gewechselt und kann auch einen Stall ausmisten.«

Er reichte Jesse die Hand, als der alte Mann vom Kutschbock herunterkletterte, und dann machten sie sich an die Arbeit. Grady fühlte sich umgeben von den vertrauten Geräuschen und Gerüchen des Kutscherhauses, wie es zu Hause gewesen war. Sie rieben die Pferde ab, fütterten sie und gaben ihnen Wasser, dann reinigten sie die Kut-

sche von Schlamm und Staub. Es schien Grady, als seien seit dem Pokerspiel der vergangenen Nacht hundert Jahre vergangen – und mit ihnen genug Angst und Sorge für hundert Jahre. Er hoffte nur, dass dies alles kein Traum war.

Als sie fertig waren, sank Jesse neben der Stalltür auf einen hölzernen Stuhl. »Komm mal her, Junge«, sagte er und winkte ihn zu sich. Grady legte den Lappen, mit dem er die Messingbeschläge der Kutsche geputzt hatte, beiseite und gehorchte. Jesse betrachtete ihn lange. »Dein alter Massa hat heute Morgen Massa Fuller besucht«, sagte er leise. »Er hat versucht, dich zurückzukaufen.«

Grady starrte ihn an. Er öffnete den Mund, aber nichts kam heraus. Aus irgendeinem Grund begann sein Herz heftig zu hämmern, dass er fast das Gefühl hatte, er würde Massa Coop gegenüber sitzen, nicht Jesse.

»Der Mann hat Massa Fuller viel Geld geboten«, fuhr Jesse fort. »Er hat gesagt, er würde dich gegen jeden anderen Sklaven eintauschen, den der Massa will – sogar gegen ein hübsches Sklavenmädchen. Er hat sich schrecklich aufgeregt, als Massa Fuller sich weigerte, dich zu verkaufen.« Er nickte, als wollte er seine Worte bekräftigen, und fügte dann hinzu: »Ich dachte, du solltest das wissen.«

Grady sank mit weichen Knien auf einen Strohhallen. Ihm wurde ganz schwindelig. Es kam ihm vor, als wäre er soeben aus tiefem Wasser gezogen worden und beinahe ertrunken. Warum hatte Massa Fuller das getan? Wenn er keinen zusätzlichen Sklaven brauchte, warum hatte er ihn dann nicht wieder an Coop verkauft? So sehr Grady auch sein Hirn zermarterte, er konnte keinen vernünftigen Grund finden. Er verstand Ungerechtigkeit und Grausamkeit, aber nicht unverdiente Güte.

Bevor Grady sich wieder fassen konnte, ging die Stalltür auf und die kleine, grauhaarige Mammy erschien in der Tür. Sie stand einen Augenblick da und beobachtete sie.

»Was willst du, Delia?«, fragte Jesse, als er sie sah.

»Woher kommt dieser neue Junge?«, fragte sie.

»Massa Fuller sagt, er hat ihn beim Pokern gewonnen.«

»Von wem?«

»Niemand aus der Gegend. Der Kerl war Sklavenhändler, der auf einer Geschäftsreise war, nehme ich an.«

»Stimmt das?«, fragte sie Grady.

»Ja, Ma'am.«

»Ich heiÙe Delia«, sagte sie. »Und wie heiÙt du?«

»Grady.« Es tat gut, seinen richtigen Namen zu sagen.

»Du hast dein ganzes Leben für einen ›Seelenhändler‹ gearbeitet?«, fragte sie und ging ein paar Schritte auf ihn zu.

Etwas in ihrer Stimme und ihrem Blick machte es Grady schwer zu antworten, und er konnte kaum die Tränen zurückhalten. Sie sah ihn voller Mitleid und Verständnis an – und er war immer noch überwältigt von der unerklärlichen Barmherzigkeit, die sein neuer Herr ihm erwiesen hatte. Er schluckte den KloÙ in seiner Kehle hinunter und wartete, bis er sicher war, dass seine Stimme nicht zitterte.

»Nein, Ma'am. Zuerst habe ich Massa Fletcher in Richmond gehört. Er hat mich vor ungefähr vier Jahren an Massa Coop verkauft. Seitdem bin ich überall mit ihm hingefahren, während er Sklaven gekauft und wieder verkauft hat.«

Er blickte auf und sah Mitgefühl in ihrem Blick – etwas, das er schon lange nicht mehr gesehen hatte. Schnell wandte er den Blick ab. So hatte sich seit langer Zeit niemand mehr um ihn gesorgt.

»Hast du hier Platz für ihn zum Schlafen, Jesse?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht. Warum?«

»Weil ich dachte, er könnte auch bei mir bleiben, wenn du keinen Platz hast. Ich kann ihn tagsüber zu dir schicken.«

»Nimm ihn ruhig mit, Delia. Mir ist es egal.«

Grady fragte sich, wozu sie ihn haben wollte, und ihm wurde bewusst, dass er Angst hatte, irgendjemandem zu vertrauen. Massa Coop hatte ihn jeden Abend in sein Zimmer gerufen und ihn jede Kleinigkeit für ihn machen lassen, bis Grady so müde war, dass er am liebsten umgefallen wäre. Und Coop hatte jede seiner Bewegungen genau beobachtet und darauf gewartet, dass er auch nur den kleinsten Fehler machte, damit er einen Grund hatte, ihn zu schlagen.

»Geh schon, nimm ihn mit«, sagte Jesse noch einmal. »Wir sind für heute mit der Arbeit fertig.«

Delia gab Grady ein Zeichen, er solle ihr folgen. Sie war eine kleine Frau, die ihm kaum bis zum Kinn reichte, aber sie sah stark aus und war kräftig gebaut. Sie ging so schnell, dass er sich beeilen musste, um mit ihr Schritt zu halten, als sie ihn aus dem Stall und über den

Hof zu einer winzigen Hütte führte, die aussah, als wäre sie früher mal ein Schuppen gewesen. Drinnen war es sauber und aufgeräumt, aber sehr heiß, obwohl die Fenster offen standen. Die beiden Zimmer waren einfach eingerichtet. In einem war ein Kamin aus Stein, Regale für Geschirr und Töpfe und ein Tisch mit zwei Stühlen. Im anderen war ein mit gekreuzten Stricken versehenes Bettgestell mit einer Matratze aus Getreidespelzen darauf. Delia ließ ihn mitten im ersten Raum stehen, während sie die Tür schloss und die Baumwollfetzen zuzog, die als Gardine dienten. Dabei redete sie ununterbrochen.

»Ich arbeite schon mein ganzes Leben hier auf der Fuller-Plantage«, sagte sie, »und ich habe viele Sklaven kommen und gehen sehen. Aber ich habe noch nie einen gesehen, der so jung war und von zu Hause weggeholt wurde. Musstest du deine Mama verlassen?«

Grady nickte und starrte geradeaus auf die geweißte Wand. Er würde nicht weinen. Aber es machte ihm wirklich zu schaffen, dass die Erinnerung an das Gesicht seiner Mutter zu verblassen schien und er es sich nicht mehr klar vorstellen konnte. Aber er erinnerte sich noch gut an ihre sanften Hände und daran, wie sie ihn fest im Arm gehalten hatte. Er zog die Schultern zusammen und verschränkte die Arme vor der Brust, und er fröstelte, als würde ihm kalt werden. Aber die Kälte, die er fühlte, war tief in ihm, nicht in der drückend heißen Hütte.

Delia legte eine Hand auf seinen Arm, und er erschrak. Als er sie ansah, bemerkte er Tränen in ihren Augen. »Es ist schwer für einen Jungen in deinem Alter, wenn er seine Mama verlassen muss, vor allem, um bei einem Seelenhändler zu arbeiten.«

»Ja, Ma'am.« Er schluckte.

»Wir sind ganz allein, Grady«, sagte sie leise. »Niemand sieht, wenn du weinst.« Sie breitete die Arme aus.

Grady ging zu ihr und sie zog ihn an sich, hielt ihn ganz fest und wiegte ihn hin und her. Wie lange war es her, seit jemand ihn so im Arm gehalten hatte? Esther war der letzte Mensch gewesen, der ihn umarmt hatte – an diesem schrecklichen letzten Morgen. Man hatte ihn in Sklavengefängnisse und Schiffsverschläge gestoßen, getrieben und getreten und geschlagen, aber nie umarmt. Die Wärme, die von Delias Körper ausging, und ihre liebevolle Berührung schmolzen

allmählich den harten Klumpen aus Hass in seiner Brust. Und während der Hass sich in Trauer verwandelte, begann Grady zu weinen.

»Wein du nur um all die Jahre, in denen du nicht weinen durftest, Junge«, sagte sie.

Grady weinte wegen der Angst und der Schmerzen und der Ungerechtigkeit der Schäge. Er weinte wegen all des Elends, das er gesehen hatte, wegen der Familien, die auf grausame Weise auseinandergerissen worden waren, so wie er seiner Familie entrissen worden war. Er weinte bei der Erinnerung an grünes Gras unter seinen nackten Füßen daheim in Richmond; an seine Freundin Caroline, deren Haut so weiß war wie die Blüten des Magnolienbaumes, auf den sie geklettert waren. Er weinte wegen des kalten Regens, der ihn an dem Tag durchnässt hatte, an dem er fortgebracht worden war, und wegen der Kälte in Massa Fletchers Gesicht, als er dabei zugesehen hatte. Am meisten aber weinte Grady um seine Mutter, das geliebte Gesicht, an das er sich nicht mehr richtig erinnern konnte.

»Niemand außer dir und mir wird je etwas davon erfahren, Grady«, murmelte Delia. Sie rieb seinen Rücken, damit er sich beruhigte. Er erinnerte sich daran, dass seine Mutter das Gleiche getan hatte, und schluchzte.

Lange Zeit später versiegten Gradys Tränen. Ihm wurde bewusst, dass er neben Delia auf dem Bett saß und sie die Arme immer noch fest um ihn geschlungen hatte. »Erzähl mir von zu Hause, Grady. Erzähl mir, woran du dich erinnerst.«

Er fing an zu reden, und eine Flut von Erinnerungen strömte heraus – zuerst zögernd, dann aber so schnell, dass seine Worte sich beinahe überschlugen. »Ich habe mit Esther und Eli und den anderen über der Küche hinter dem Großen Haus gewohnt. Ich war nie im Großen Haus, aber Mama war immer dort und hat sich um Missy Caroline gekümmert, weil Missys Mama immer krank war. Mama hat mich mehr geliebt als Missy Caroline, aber sie durfte Missy das nicht zeigen, sonst wäre Missy traurig gewesen. Mama sagte, ich hätte schöne braune Haut, aber Missys Haut sei hässlich, so ganz ohne Farbe, und deshalb müssten wir besonders nett zu ihr sein. Esther und Eli und all die anderen haben gut für mich gesorgt, wenn Mama nicht konnte. Sie haben immer fleißig gearbeitet, aber Eli hat gesagt, es macht ihm nichts aus, weil er dem Herrn dient. Und Massa Flet-

cher hat nie jemanden angebrüllt oder geschlagen ...« Er schluckte, als er an Massa Coop dachte.

»Missy Caroline war meine beste Freundin. Wir haben jeden Tag im Garten gespielt und sind auf den alten Magnolienbaum geklettert und haben mit Eli geredet, während er gearbeitet hat. Missy hatte jeden Morgen Unterricht, und ich habe meine Arbeiten erledigt, aber dann haben wir gespielt, wenn wir fertig waren. Manchmal haben wir auf Elis Schoß gesessen und er hat uns Geschichten von Massa Jesus erzählt –«

Grady verstummte plötzlich, als die Erinnerung ihn schmerzlich und unvermutet traf. Eli hatte gesagt, Jesus sei immer bei ihm und würde für ihn sorgen, aber das stimmte nicht.

»Gott segne dich, mein Kind«, murmelte Delia. »Du wusstest nicht, was es mit der Sklaverei auf sich hat, nicht wahr?« Sie seufzte und fügte dann hinzu: »Jetzt weißt du es wohl.«

»Massa Fletcher hat mich ohne Grund verkauft!« Das Gesicht seiner Mutter mochte verblasst sein, aber Grady erinnerte sich genau an Massa Fletchers Gesicht und die Art, wie er mit verschränkten Armen im Regen gestanden hatte. »Er hat mich völlig grundlos verkauft!«

»Es gibt einen Grund, Schätzchen. Es gibt immer einen Grund – du kennst ihn nur nicht.«

Grady holte zitternd Luft. »Der Wagen hat mich zum Auktionshaus gebracht und Amos hat gesagt, ich solle mein Zuhause vergessen. Er sagte, ich würde nie wieder dahin zurückgehen und meine Mama nie wiedersehen.«

»Das stimmt, Grady. Ich weiß, es ist schwer, aber das ist die Wahrheit. Du bist sehr, sehr weit von Virginia entfernt. Wenn Leute erst einmal verkauft sind, gibt es keinen Weg zurück.«

Gradys Tränen begannen erneut zu fließen. Delia hatte ihn den schrecklichen Tag noch einmal durchleben lassen, und jetzt spürte er auch den Verlust noch einmal ganz neu und das Gefühl, ganz allein zu sein in einer Welt, die so groß und lieblos war.

»War Eli dein Papa, Grady?«, fragte sie leise.

Die Frage überraschte ihn. »Nein ... Eli ist Esthers Mann.«

»Hast du deinen Papa gekannt?«

»Ich habe keinen. Ich habe Mama einmal gefragt, warum Caroline einen Papa hat und ich nicht. Sie sagte, Sklaven hätten keine Papas.«

»Weißt du, das kann nicht stimmen«, sagte Delia. »Das einzige Baby, das je geboren wurde, ohne einen Vater aus Fleisch und Blut zu haben, war der Herr Jesus – und der bist du ganz sicher nicht.«

Grady versteifte sich, als er den Namen hörte. Eli hatte ihm erzählt, dass Jesus Gott als Vater hatte anstelle eines irdischen Papas. Aber Grady wollte nicht mehr an Massa Jesus denken.

»Was für eine Hautfarbe hat deine Mama?«, fragte Delia. »Dunkel wie meine oder hell wie deine?«

»Wie deine.« Er erinnerte sich jetzt wieder. Mamas Haut hatte den satten, warmen Braunton, der so dunkel und glatt war wie die Sirupplätzchen, die Esther immer gebacken hatte.

Er versuchte gerade, sich das Gesicht seiner Mutter genauer vorzustellen, als Delia sagte: »Dein Papa ist ein Weißer.«

Die Worte trafen Grady wie ein Schlag ins Gesicht. Er wand sich aus ihren Armen und rief: »Das ist eine Lüge!«

Er hasste weiße Männer – alle. Sie hatten ihn fortgeschleppt und in eine schmutzige Zelle gesperrt und ihn ohne Kleider bei einer Auktion ausgestellt. Massa Coop war ein Weißer und er hatte Grady unbarmherzig geschlagen. Weiße Männer kauften und verkauften Schwarze und rissen sie ohne jedes Mitgefühl aus ihren Häusern und Familien. Der einzige Weiße, den er daheim in Richmond gekannt hatte, war Massa Fletcher, und ihn hasste Grady besonders. Der Mann war *nicht* sein Vater!

»Vielleicht ist Gilbert mein Papa oder ... oder jemand anders«, sagte er mit kalter Wut, »aber mit Sicherheit kein Weißer!«

»Es passiert immer wieder«, sagte Delia nüchtern. »Die Wahrheit ist, dass die meisten schwarzen Mädchen viel hübscher sind als weiße Frauen. Der Massa sieht ein schönes schwarzes Mädchen und kann nicht widerstehen. Und das muss er auch nicht. Sie ist seine Sklavin, also kann er tun, was er will.«

Grady erinnerte sich, dass seine Mutter schön war; noch schöner als die Sklavinnen, die Coop an die Bordelle in New Orleans verkauft hatte. Grady hatte gelernt, was Bordelle waren. Er wusste ganz genau, was Delia da sagte. Er spürte, wie die Röte ihm ins Gesicht stieg, aber er war zu wütend und zu entsetzt, um etwas zu erwidern.

»Ich sehe jetzt vielleicht nicht so aus«, fuhr Delia fort, »aber ich war früher einmal sehr hübsch. Die Plantage hatte einen weißen Aufse-

her und er fand, dass er mich missbrauchen konnte, wann immer er wollte. Ich hatte ein kleines Mädchen von diesem weißen Mann. Sie war so hellhäutig wie du, Schätzchen. Man hätte sie für weiß halten können, wenn sie nicht ›Mama‹ zu mir gesagt hätte. Massa Fuller war damals selbst erst ein Baby, deshalb brachten sie mich ins Große Haus und ich stillte ihn neben meinem eigenen Kind. Die beiden waren gleich weiß. Man konnte keinen Unterschied sehen.«

Grady wollte es nicht hören, wollte nicht darüber nachdenken. Er blickte sich in der winzigen Hütte um, sah aber nur ein Bett. »Wohnt deine Tochter hier bei dir?«, fragte er.

»Nein, sie lebt nicht mehr«, sagte Delia traurig. »Ihr Grab ist auf dem Friedhof bei all den anderen Sklaven, die zu Jesus gegangen sind. Mein kleines Mädchen war erst fünf Jahre alt, als sie mich verlassen hat. Ich sah dich heute von der Kutsche klettern und du hast mich an sie erinnert. Ihre Haut war genauso hell wie deine.«

»Das bedeutet nicht, dass ich einen weißen Papa habe«, sagte er zornig.

»Dafür brauchst du dich nicht zu schämen.«

»Es ist nicht wahr!« Nur ein weißer Mann lebte in dem Haus in Richmond. Mama hatte geweint und ihn angefleht, als sie Grady fortgezerrt hatten, und es war ihm gleichgültig gewesen.

Delia versuchte, Grady wieder in ihre Arme zu schließen, aber er entwand sich ihrer Umarmung. Er stand auf, die Fäuste geballt, sein Körper starr vor Hass. Sie berührte seinen Arm. »Hör zu, Grady –«

»Ich habe nichts mit einem weißen Mann zu tun!«, schrie er. »Sag das nie wieder zu mir!«

KAPITEL 9

Fuller-Plantage, South Carolina
1860

Delia stand in der winzigen Hütte hinter Grady und sah ihm zu, wie er sich vor dem Spiegel zurechtmachte. »Du bist der eitelste Mann, den ich kenne«, sagte sie zu ihm. »Und der attraktivste. Aber das weißt du sicher schon.«

Er grinste sie an, als ihre Blicke sich im Spiegel begegneten, aber sie lenkte ihn nicht lange von seinen Verschönerungsbemühungen ab. Er ließ sich beim Waschen, Rasieren und Bürsten seiner ordentlich gestutzten Haare Zeit. In den drei Jahren, die Delia ihn jetzt kannte, hatte Grady sich zu einem großen, gut gebauten jungen Mann entwickelt, und die Arbeit im Stall an Jesses Seite hatte ihn muskulös und kräftig gemacht. In Livree gekleidet und hoch oben auf dem Kutschbock von Massas Kutsche war Grady ein beeindruckender Anblick. Das war jetzt seine Aufgabe – Kutscher für Massa Fuller zu sein.

Delia verspürte noch immer einen Stachel des Kummers, wenn sie an den Morgen dachte, an dem Grady zum Großen Haus gerannt war, um sie zu holen, sein Gesicht blass vor Schrecken. »Komm schnell, Delia. Jesse ist hingefallen, und ich bekomme ihn nicht wieder auf die Beine.«

Sie und Martin, der Butler, waren beide zum Stall geeilt, wo sie den alten Kutscher merkwürdig zusammengesackt liegen sahen. Massa Fuller hatte einen Arzt gerufen, aber er hatte nichts tun können. Jesse hatte sich die Hüfte gebrochen, und seine alten Knochen waren einfach zu porös, als dass sie richtig hätten heilen können. Grady hatte Jesse im Laufe der Jahre ins Herz geschlossen, während sie zusammen gearbeitet hatten, und für ihn war die Nachricht schwerer zu verkraften als für alle anderen.

»Sie können ihn nicht einfach hier liegen und sterben lassen, als wäre er verbraucht und nutzlos!«, hatte Grady gerufen. »Er ist ein Mensch!«

Delia hatte versucht ihn zu beruhigen. »Schätzchen, der Arzt kann nichts mehr tun.«

»Es muss etwas geben, was er tun kann!«

»Jesse geht heim zum Herrn. Siehst du nicht, dass er keine Angst hat?«

»An den Herrn zu glauben, hat ihm ja viel genützt«, sagte Grady und stapfte aus dem Kutscherhaus.

Delia hatte ihn in Ruhe gelassen. Grady wollte nie etwas von Gott hören. Sie hatte es in den vergangenen drei Jahren immer wieder versucht, hatte abends in der kleinen Hütte, die sie teilten, mit ihm geredet, ihn zu den Gottesdiensten der Sklaven eingeladen – aber er weigerte sich zuzuhören. Von dem, was er ihr über seine Familie in Richmond erzählt hatte, wusste sie, dass er dazu erzogen worden war, an den Herrn zu glauben, aber alles, was ihm seitdem widerfahren war, hatte ihn verbittert. Sobald Delia Gott auch nur erwähnte, lief Grady davon, als wären Sklaventreiber hinter ihm her.

Er hatte Delia geholfen, sich um Jesse zu kümmern, und war so sanft gewesen wie ein Sohn mit seinem Vater, aber der arme Kerl hatte sich nicht mehr erholt. Zwei Tage, bevor Jesse starb, kam Massa Fuller zum Kutscherhaus und fragte ihn, welcher der Stalljungen ihn als Fahrer ersetzen sollte.

Grady hatte sich zu Wort gemeldet, bevor Jesse antworten konnte.

»Ich kann es machen, Massa Fuller. Sag es ihm, Jesse. Sag ihm, dass ich besser mit Pferden umgehen und die Kutsche fahren kann als jeder andere.«

Jesse nickte. »Er ist jung, aber er weiß, wie man ein Gespann lenkt. Und er ist fleißiger als all die anderen Stalljungen zusammen, obwohl er der jüngste ist.«

»Er weiß auch, wie man sich in Gegenwart von Weißen benimmt«, fügte Delia hinzu. Grady hatte eine große natürliche Würde und Haltung für einen so jungen Menschen. Außerdem sah er gut aus und hatte helle Haut – Eigenschaften, die Weiße an Sklaven schätzten, die in der Öffentlichkeit zu sehen waren. Massa Fuller hatte Grady zu seinem Kutscher gemacht.

Sie hatten Jesse auf dem Sklavenfriedhof begraben, gleich neben dem Grab von Delias Tochter. Gradys Trauer war so groß, dass er tagelang kaum ein Wort sprach. Delia hatte versucht, ihn mit der

Aussicht auf den Himmel zu trösten, aber er hatte es nicht hören wollen. Jetzt, in den Monaten seit Jesses Beerdigung, hatte Grady fleißig gearbeitet und sich schnell Massa Fullers Vertrauen als Fahrer verdient.

»Wo gehst du denn heute Abend hin?«, fragte Delia ihn, als er seine Rasiersachen forträumte. »Ich dachte, Massa Fuller will heute nicht mehr ausfahren.«

»Das tut er auch nicht. Aber er hat mir den Abend freigegeben. Ich gehe zu Emerson rüber, um ein Mädchen zu treffen.«

Delias Lächeln verschwand. Sie schüttelte den Kopf. »Mir sind in letzter Zeit Geschichten über dich zu Ohren gekommen. Und was ich da höre, gefällt mir nicht.«

»Was hörst du denn?«

»Dass du, während Massa Fuller eine Frau sucht, mit allen Sklavemädchen spielst, wo immer du ihn hinfährst.«

Sie wollte nicht mit ihm schimpfen, aber sie machte sich Sorgen um ihn. Er lief vor Gott weg, daran gab es keinen Zweifel, und geriet dabei auf die schiefe Bahn. Schlimme Dinge geschahen, wenn man sich von Gott entfernte. Sie hatte Grady vom ersten Tag an geliebt, als er angekommen war – ein Geschenk Gottes, das wusste sie. Gott hatte ihr ein Kind genommen, und jetzt hatte er ihr wieder eins gegeben. Sie betete jeden Morgen und jeden Abend für Grady – und zwischendurch auch, wenn er es nötig hatte. Und jetzt machte sie sich große Sorgen um ihn.

»Ich höre, wenn Massa Fuller um irgendeine Dame im Großen Haus wirbt«, fuhr sie fort, »lässt du dir beim Striegeln der Pferde draußen auf dem Hof Zeit, wo jeder dich sehen kann. Dann finden alle Küchenhilfen und Zimmermädchen Ausreden, um nach draußen zu schlendern und zu fragen, ob du etwas zu trinken möchtest oder vielleicht ein Stück Maisbrot. Du lehnst dich gegen den Anbindepfosten und lächelst, während du Süßholz raspelst, und das Mädchen saugt deine Worte auf wie ein trockener Schwamm. Die Leute sagen, wenn du angefahren kommst, ist es so, als würde man einen Teller mit Honig auf den Tisch stellen und darauf warten, dass die Fliegen angeschwirrt kommen.«

Grady versuchte ein Grinsen zu unterdrücken, aber es gelang ihm nicht. »Ist doch nicht schlimm, oder?«

»Ich höre, du hast auf jeder Plantage ein Mädchen und noch ein halbes Dutzend in Beaufort, die alle in dich verliebt sind. Das Problem ist, dass sie alle denken, du würdest sie lieben.«

»Das ist nicht meine Schuld«, sagte er schulterzuckend. »Ich habe keiner etwas versprochen.«

»Du nutzt sie aus, Schätzchen, und das ist schlimm. In der Bibel steht –«

»Stopp.« Grady hob beide Hände, um sie zum Schweigen zu bringen. »Fang nicht wieder mit Gott an, Delia. Du weißt, wie ich dazu stehe.«

Aber Delia wusste auch, dass Gradys Seele auf dem Spiel stand. Sie baute sich in der Tür auf und versperrte ihm so den einzigen Weg aus der Hütte. »Ich weiß, dass du es nicht hören willst, Junge, aber heute Abend sage ich es dir trotzdem. Ein Mann soll nicht so mit einem Mädchen zusammen sein, es sei denn, sie sind verheiratet. Wenn du das nicht bist, ist das, was du tust, in den Augen des Herrn eine Sünde.«

Gradys dunkle Augen funkelten vor Zorn. »Was nützt es mir, mich zu verlieben und zu heiraten, hm? Mein Leben gehört mir nicht, das weißt du. Ich kann mir keine Frau suchen und den Rest meines Lebens mit ihr verbringen. Das hier ist die Welt der Weißen, und Sklaven haben keine Wahl. Mein Leben gehört Massa Fuller.«

»Du irrst dich. Dein Leben gehört Gott. Er ist es, dem du besser gehorchen solltest.«

»Gott hat mir noch nie einen Gefallen getan, warum sollte ich ihm also gehorchen? Ich werde alles aus diesem elenden Leben herausholen, was ich bekommen kann, und wenn ich auf Massas Reisen ein bisschen Zuneigung abstauben kann, dann tue ich das. Man weiß nie, was morgen ist. Die Mädchen müssen sich schließlich nicht mit mir einlassen. Ich zwinge niemanden, mich zu küssen und zu umarmen.«

»Willst du das Mädchen, mit dem du dich heute Abend triffst, heiraten?«

Grady zog eine Grimasse, als hätte sie eine lächerliche Frage gestellt.

»Dann ist das, was du mit ihr tun willst, falsch.«

Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Das ist mir egal, Delia.«

»Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, du hast Angst, irgendjemanden an dich heranzulassen. Angst, dass die Menschen dir weggenommen werden, wenn du sie liebst.«

»Ich habe gute Gründe, Angst zu haben – das könnte doch passieren! Erst meine Familie, dann Jesse ... Du weißt, dass sie Jesse niemals hätten sterben lassen, wenn er weiß gewesen wäre.«

»Es spielt keine Rolle, ob unsere Haut weiß oder schwarz ist – der Tag, an dem wir sterben, liegt in Gottes Hand. Und weiß oder schwarz, es ist immer ein Risiko, jemanden zu lieben. Natürlich besteht die Gefahr, dass wir diesen Menschen verlieren. Aber du kannst nicht ohne Liebe durchs Leben gehen, Grady. Das Leben lohnt sich nicht ohne Liebe.«

Er hob die Hände, als wolle er sich ergeben. »Hör zu, ich vergnüge mich nur ein bisschen, das ist alles.«

Delia sah, dass er seine Wut zu beherrschen versuchte, weil er nicht mit ihr streiten wollte. Sie wollte auch keinen Streit, aber sie liebte Grady zu sehr, um zu schweigen.

»Vergnügen? Du meinst, mehr ist das nicht – ein *Vergnügen*? Dann bist du nicht besser als ein Tier. Aber das denken die Weißen ja sowieso von uns, nicht wahr? Dass wir nicht mehr Gefühle oder Moral haben als Tiere? Also los! Geh und zeig ihnen, dass sie recht haben.« Sie trat zur Seite und zeigte auf die Tür.

Grady schien ernüchtert, aber nicht reumütig. »Hör auf, an mir herumzunörgeln, Delia. Ich habe einen freien Abend, die einzige Zeit, die mir gehört und nicht dem Massa. Niemand wird mir sagen, was ich damit tun soll.« Er drängte sich an ihr vorbei durch die Tür.

»Gott wird dich dafür bestrafen, dass du überall im Land Sklavenbabys zeugst«, rief sie hinter ihm her. »Ist es dir denn egal, dass du deine Kinder dazu verdammt, Sklaven zu sein?«

Grady blieb stehen und blickte sich um, als hätte er Angst, jemand könnte Delias Worte gehört haben. Er drehte sich zu ihr um und der Zorn hatte sein Gesicht gerötet. »Ich verdamme sie nicht zur Sklaverei«, sagte er mit schroffer Stimme, »sondern die Weißen tun das. Und was Gott betrifft, ist er ein Gott der Weißen. Ich will nichts mit ihm zu tun haben.«

Delia packte ihn am Ärmel, um ihn am Fortgehen zu hindern. »Was passiert, wenn ein Sklave davonläuft?«, fragte sie. »Tut sein

Herr nicht alles, was in seiner Macht steht, um ihn zu finden und wieder zurückzubringen? Du gehörst Gott, Grady.«

»Nein, das tue ich nicht! Ich habe dir schon gesagt –«

»Du brauchst gar nicht zu versuchen, mir etwas anderes einzureden«, unterbrach sie ihn, »weil ich es weiß. Deine Mama und all die anderen guten Leute haben dir alles über ihn beigebracht, nicht wahr? Und Gott wird dir auf den Fersen sein und dich verfolgen, bis er dich wieder hat. Nicht, weil du sein Sklave wärst, sondern weil du sein Sohn bist. Gott wird dich kriegen –«

»Das hat er schon! Er hat mich ohne jeden Grund an einen Sklavenhändler verkauft. Ich habe nichts getan, um das zu verdienen. Und jetzt lass mich in Ruhe!« Er riss sich los und ging.

Delia ließ ihn ziehen. Aber während sie beobachtete, wie er die Straße hinunterlief, tat ihr das Herz weh. »Ich weiß, dass er vor dir wegläuft, Herr«, murmelte sie. »Aber bitte bring ihn bald zurück ...«

Gradys Zorn ließ ihn mit schnellen Schritten die Straße hinunterlaufen. Er mochte Delia, aber heute Abend war sie zu weit gegangen. Sie war nicht sein Massa. Sie hatte kein Recht, ihm zu sagen, was er tun sollte. Manchmal erinnerte sie ihn an Eli, weil sie immer von Jesus sprach, und Grady wollte nicht an ihn erinnert werden.

Die Plantage der Emersons war ungefähr vier Meilen entfernt. Er würde mehr als eine Stunde brauchen, um dorthin zu gehen, selbst bei seiner jetzigen Geschwindigkeit. Die mondlose Nacht war so düster wie seine Stimmung. Grady hoffte, dass seine Laune sich heben würde, bis er ankam, aber Delias Worte schwirrten immer noch wie Hornissen in seinem Kopf herum, als er in die Slave Row einbog und zu der Hütte des Mädchens ging. Sie stand auf der Treppe und wartete auf ihn, verführerisch an den Türrahmen gelehnt. Zu allem Überfluss hatte er auch noch ihren Namen vergessen.

»Hallo, Grady. Ich dachte schon, du kommst gar nicht mehr. Warum hat es denn so lange gedauert?«

»Ist doch egal. Jetzt bin ich hier, Süße.«

Er legte den Arm um sie und begann ihren Hals zu küssen. Wie hieß sie denn noch? Sie schien seine Erinnerungslücke nicht zu bemerken und erwiderte begierig seine Küsse.

»Lass uns reingehen«, flüsterte sie wenige Minuten später.

Grady folgte ihr in die verdunkelte Hütte, entschlossen, seinen Streit mit Delia zu vergessen und sich von angenehmeren Empfindungen ablenken zu lassen. Aber die Anschuldigung, er würde seine Kinder zum Sklavendasein verdammen, verfolgte ihn. Wenn dieses Mädchen irgendwann schwanger wurde, würde Gradys Kind Mr Emerson gehören. Grady half den Weißen wie Emerson und Fletcher und Coop, seine Rasse zu versklaven.

Er befreite sich aus der Umarmung des Mädchens und ließ die Arme sinken.

»Was ist los, Grady?«

»Hör mal ... äh ...« Er suchte krampfhaft nach ihrem Namen. »Mir ist nicht so gut. Ich muss etwas gegessen haben, das ich nicht vertragen habe. Können wir ... äh ... das hier später beenden?«

»Na gut.« Selbst in der Dunkelheit sah er ihre Verwirrung und Enttäuschung. »Geht es denn?«

»Vielleicht hilft frische Luft.« Er verließ eilig die Hütte und ließ sich auf die Treppe fallen. Sie folgte ihm, setzte sich neben ihn und lehnte sich an ihn. Sie war hübsch, und es beschämte Grady, dass er nicht nur ihren Namen vergessen hatte, sondern auch sonst nichts über sie wusste. Im Stillen verfluchte er Delia, weil sie ihm gesagt hatte, er sei nicht besser als ein Tier.

»Du bist so weit hierher gelaufen«, sagte sie leise. »Es wäre doch eine Schande, wenn du den Abend nicht genießen könntest.«

Aber Grady wusste, dass er ihn nicht genießen würde. Delia hatte ihm den Abend verdorben. Er wusste nicht, was er tun sollte. Auf der Straße schien heute viel los zu sein. Trauben junger Leute standen beieinander und flirteten miteinander, Mütter scheuchten ihre Kleinen ins Bett, ältere Männer kauten Tabak und tauschten Geschichten aus. Die Leute blickten zu ihnen herüber und sahen, dass das Mädchen an ihm hing wie eine Klette, und das war ihm unangenehm. Aber er wollte sich auch nicht mit ihr in der Hütte verkriechen.

»Vielleicht sollte ich besser nach Hause gehen«, murmelte er.

»Ach, komm schon, Grady. Es war nicht einfach, meine Arbeit rechtzeitig zu erledigen – und dafür zu sorgen, dass wir die Hütte heute Abend ganz für uns haben.«

»Ich weiß. Tut mir leid –« Ihr Name fiel ihm immer noch nicht ein. Er nahm ihren Arm von seiner Schulter und rückte von ihr ab.

»Was ist los? Liebst du mich nicht mehr?«, fragte sie.

Grady seufzte. Er konnte sich nicht dazu überwinden zu lügen. »Du weißt doch, dass wir nicht heiraten können. Wir gehören zwei unterschiedlichen Herren. Meinst du nicht, wir sollten die Sache besser beenden, bevor es zu spät ist?«

»Was?«, schrie sie. »Zu spät? Wir –«

»Schhh ... hör zu«, sagte er, als ihre laute Stimme die ersten Blicke auf sie zog. »Du wärest sicher glücklicher, wenn du dich in jemanden von hier verliebst, auf deiner eigenen Plantage. Meinst du nicht?«

Sie stemmte die Hände gegen seine Brust und stieß ihn zurück, während sie zu schreien begann: »Du verlogener Nichtsnutz! Du hast eine andere, oder? Sie haben mich vor dir gewarnt – dass du allen Mädchen schöne Augen machst, um deinen Willen zu kriegen. Ich war dir die ganze Zeit egal, nicht wahr?«

Grady sah, dass Leute aus ihren Hütten kamen und ihn anstarrten. »Alles in Ordnung, Rosie?«, fragte ein Mann von der anderen Straßenseite. Rosie stand da, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Ja, sobald der hier weg ist, ist alles wieder in Ordnung. Verschwinde, Grady! Geh zurück in das Loch, aus dem du gekrochen bist!«

Er ließ sich auf dem Heimweg Zeit, denn Delia sollte nicht merken, dass sie ihm den freien Abend verdorben hatte. Er setzte sich auf einen gefällten Baumstamm neben der Straße und starrte zu den Sternen hinauf, die durch das Laub kaum sichtbar waren, und lauschte den leisen Geräuschen des nächtlichen Waldes. Dann ging er weiter. Er war ungefähr einen Kilometer von zu Hause entfernt und dachte immer noch an das Mädchen und daran, wie dumm er gewesen war, sich einen vergnüglichen Abend mit ihr entgehen zu lassen, als er Hundegebell vernahm. Grady erstarrte und lauschte. Niemand in dieser Gegend besaß Hunde. Sein Herz begann zu rasen, als er das Geräusch von Pferdehufen, bellenden Bluthunden und gedämpftem Gelächter hörte. Sie kamen auf ihn zu.

Die Kopfgeldjäger.

Als er von zu Hause aufgebrochen war, war Grady nach seinem Streit mit Delia so in Eile gewesen, dass er vergessen hatte, Massa Fuller um seinen Passierschein zu bitten. Die Sklaventreiber würden einen Passierschein sehen wollen. Bevor er noch entscheiden konnte, was er tun sollte, bogen vier Reiter um eine Kurve im dunk-

len Wald. Zwei Hunde trotteten an ihrer Seite. Ohne nachzudenken hechtete Grady ins Gebüsch, um sich zu verstecken.

»He! Stehen bleiben!«, rief einer der Männer. Ein zweiter feuerte einen Schuss ab und die Kugel zischte über Gradys Kopf hinweg.

Grady rannte in blinder Panik durch den Wald, die Äste schlugen ihm ins Gesicht und Gestrüpp und Laub raschelten unter seinen Füßen. Er hatte nichts verbrochen, aber man wusste nie, was die Sklavenjäger mit einem Sklaven anstellten, der ihnen keinen Passierschein vorzeigen konnte.

Wieder ertönte ein Schuss hinter ihm und hallte durch den Wald. »Willst du sterben, Junge?«

Die Hunde holten ihn schnell ein und bellten und schnappten nach seinen Beinen. Grady erkannte, dass es keinen Sinn hatte. Er verfluchte sich selbst dafür, dass sie ihn gefangen hatten, und dafür, dass er überhaupt in den Wald gelaufen war und den Verdacht der Männer erregt hatte. Wäre er auf der Straße geblieben, wäre es ihm vielleicht gelungen, sich herauszureden. Jetzt sah es so aus, als ob er etwas zu verbergen hätte. Er blieb stehen und wandte sich ihnen zu, während er sich gegen einen Baum lehnte und keuchte.

Die vier Kopfgeldjäger waren jung, nicht viel älter als Grady selbst. Als sie abstiegen und auf ihn zukamen, sah er, dass sie getrunken hatten. Zwei von ihnen packten seine Arme und drückten sie an seinen Körper. Grady ließ sie schlaff herunterhängen. Es würde nichts bringen, sich zu wehren.

»Wo ist dein Passierschein, Junge?«

Er starrte zu Boden und zwang sich, unterwürfig zu tun. »Ich brauche keinen, Sir. Massa Fuller vertraut mir.«

»Du wolltest weglaufen, oder?«

»Nein, Sir. Massas Plantage ist gleich da vorne, ungefähr einen Kilometer die Straße hinunter. Dorthin wollte ich.«

»Warum bist du denn dann vor uns weggelaufen?«

Bevor Grady antworten konnte, hob einer der Männer seinen Gewehrkolben und stieß ihn Grady in den Magen. Grady hatte den Schlag nicht kommen sehen und krümmte sich vor Schmerzen, als ihm der Atem wegblieb.

»Ich würde sagen, wir erteilen ihm eine Lektion, weil er versucht hat zu fliehen.«

Bevor Grady sich noch vom ersten Schlag erholt hatte, schleuderten die Männer ihn herum und rissen sein Hemd bis zur Taille auf. Dann schlangen sie seine Arme um den Baum und banden ihm die Hände zusammen. Panik erfüllte ihn. Sie würden ihn auspeitschen. Er versuchte sich zu wehren, aber sie waren zu viele. Seine Hände waren zu fest gebunden.

»Warten Sie! Ich bin kein Flüchtling!«, sagte er. »Gehen Sie und fragen Sie Massa Fuller. Er wird Ihnen sagen, dass ich heute Abend frei habe. Ich bin Kutscher. Ich habe meinen Passierschein vergessen. Bitte!«

Sie beachtetten ihn gar nicht und lachten und johlten, während sie diskutierten, wer die Strafe verabreichen durfte. Grady kochte vor Wut, während er an seinen Fesseln zerrte. Es war die gleiche hilflose Wut, die er empfunden hatte, als sie ihn von zu Hause fortgeschleppt hatten, die gleiche Wut, die er jedes Mal gefühlt hatte, wenn Coop ihn geschlagen hatte. Wahnsinnige, hilflose Wut.

»Sie haben kein Recht dazu! Ich habe nichts Verbotenes getan!«

Die Peitsche pfiff durch die Nachtluft und Grady spürte den ersten schmerzhaften Streich. Er beschloss, nicht aufzuschreien, weil er ihnen nicht die Genugtuung geben wollte, so wie Amos es ihm in jener ersten Nacht geraten hatte. Aber jeder Peitschenhieb brachte eine Qual weiß glühenden Feuers mit sich, das ihn durchzuckte. Er begann das Geräusch des Leders zu fürchten, wenn es durch die Luft sauste, und fühlte den Schmerz schon im Voraus, während er die lange Sekunde ausharrte, bis es seinen Rücken traf. Er konnte fühlen, wie die Haut auf seinem Rücken in Streifen zerfetzt wurde und die Peitsche erst das Fleisch traf, dann rohen Muskel und schließlich die Knochen. Lange, langsame Minuten vergingen. Die Qual dauerte immer weiter an, bis Grady nicht mehr verhindern konnte, dass er vor Schmerz laut aufschrie.

»Halt!«, flehte er. »Ich habe nichts Verbotenes getan!« Er wand sich am Baum und versuchte, dem nächsten Schlag auszuweichen. »Halt!«

»He, vielleicht reicht das«, hörte Grady einen von ihnen sagen.

»Was kümmert es dich?« Es folgten trunkenes Lachen und ein neuerlicher Peitschenhieb.

»Ich glaube, er sagt die Wahrheit, wenn er behauptet, Fullers Kut-

scher zu sein. Ich glaube, ich erinnere mich daran, wie er Mr Fuller herumgefahren hat.«

»Na und? Er hat keinen Passierschein. Dafür hat er verdient, dass man ihn auspeitscht.« Wieder schlug das Leder zu.

Gradys Knie gaben unter ihm nach und er rutschte am Baum hinunter, sodass er mit Brust und Gesicht über die Rinde schabte. Entsetzen und Schmerz hatten ihn so geschwächt, dass er einer Ohnmacht nahe war. Er fühlte, wie sein eigenes warmes Blut seine Hose durchtränkte.

»In Ordnung, das wird reichen«, sagte einer der Männer. »Wir haben es ihm gezeigt.«

»Ja, wir bringen ihn besser nicht um, sonst verlangt Fuller von uns das Geld für ihn.«

»Seit wann seid ihr zwei denn Niggerfreunde?«

Grady lag zusammengesackt und zitternd an den Baumstamm gelehnt und wartete auf den nächsten Schlag, während er versuchte, sich darauf vorzubereiten. Sein Rücken brannte wie Feuer. Aber statt der Peitsche spürte er, dass jemand sich an den Stricken um seine Handgelenke zu schaffen machte und ihn losband. Grady wollte ganz zu Boden sinken, aber zwei von ihnen packten wieder seine Arme und zogen ihn hoch. Dann fesselten sie seine Hände hinter seinem Rücken. Er konnte kaum stehen, aber sie stiegen auf ihre Pferde und zwangen ihn, vor ihnen herzulaufen, mit einem Seil angebunden.

Wenige Minuten später verließen sie den Wald und zogen die Straße hinunter. Der Anführer mit der Peitsche lachte, als er sie hin und wieder über Gradys Kopf knallen ließ, aber sie traf ihn nicht. So schwach, wie Grady durch den Schock und den Blutverlust war, verspürte er doch eine Wut, die stark genug war, um ihn zu einem Mord zu treiben. Wären seine Hände nicht gefesselt gewesen und hätte er die Waffen der Weißen gehabt, dann hätte er sie alle vier ohne die geringste Reue getötet. Wieder dachte er an Amos und dessen Schwur, sich zu rächen. Grady würde es ebenso machen, selbst wenn es ihn das Leben kostete. Er hatte die Gesichter dieser Jungen gesehen. Er würde herausfinden, wo sie wohnten, und er würde jeden Einzelnen von ihnen töten, zusammen mit ihren Familien. Auf dem restlichen Stück Weges tröstete er sich mit diesem Gedanken.

Die Aussicht auf Rache lenkte ihn von der erschütternden Schwäche und den Schmerzen ab.

Martin erschien an der Haustür, als die Pferde der Sklaventreiber auf den Hof trabten. Der Butler erfasste die Situation mit einem Blick, und seine Augen weiteten sich. Grady sah überrascht, wie Mitleid über Martins Gesicht huschte, das aber schnell von Angst verdrängt wurde.

»Gehört dieser Junge deinem Herrn?«, fragte einer der Männer hinter Grady.

»Ja, Sir«, erwiderte Martin. Er schien sich nicht rühren zu können.

»Wir sind heute Abend Streife geritten und haben ihn ein Stück weiter gefunden, als er versucht hat wegzulaufen. Er hatte keinen Passierschein, und da haben wir ihn bestraft und hierher zurückgebracht.«

»Sag ihnen, dass ich nicht wegrennen wollte«, sagte Grady mit gepresster Stimme. Martin wusste, dass Massa ihm den Abend freigegeben hatte. Er wusste, dass Grady ein Mädchen besuchen und nicht hatte fliehen wollen. Grady funkelte Martin an, damit der ihnen die Wahrheit sage. Aber Martin schien zu eingeschüchtert, um ihn zu verteidigen. Die vier Männer waren weiß und Martin nicht.

»Wollen Sie mit Massa Fuller sprechen?«, fragte Martin. Aber bevor sie antworten konnten, erschien Fuller selbst in der Tür.

»Was ist hier los, Martin? Wer ist denn da?« Er blinzelte in die Dunkelheit. »Bist du das, Grady?«

»Wir sind heute Abend Streife geritten, Mr Fuller«, sagte einer der Männer. Grady erkannte die Stimme des Mannes, der ihn ausgepeitscht hatte. »Wir haben Ihren Jungen auf der Flucht erwischt. Er konnte uns keinen Passierschein vorzeigen.«

»Ich wollte nicht fliehen.«

»Was ist denn mit seinem Hemd passiert? Was haben Sie mit ihm gemacht?«, verlangte Fuller zu wissen.

»Wir mussten ihm eine Lektion erteilen.«

»Dazu hatten Sie kein Recht!«, schrie Fuller.

»Na ja, wenn wir einen Flüchtling schnappen, ist es wichtig, ein Exempel zu statuieren«, sagte einer der Männer, aber angesichts von Fullers Zorn klang er nicht mehr ganz so selbstsicher.

»Selbst wenn er hätte davonlaufen wollen – was ich bezweifle«,

sagte Fuller, »dann ist es meine Sache, ihn zu bestrafen, nicht Ihre. Er gehört mir, und Sie haben kein Recht, mein Eigentum zu beschädigen.«

»Tut uns wirklich leid, Sir. Wir haben es wohl ein bisschen übertrieben.«

»Man kann heutzutage nicht vorsichtig genug sein, Mr Fuller. Seit John Brown versucht hat, diesen Sklavenaufstand bei Harper's Ferry anzuzetteln, kommen die Sklaven auf alle möglichen dummen Gedanken.«

»Wenn er dauerhafte Schäden davonträgt, erwarte ich eine Entschädigung«, sagte Fuller kalt. »Gute Nacht, meine Herren.«

Grady fühlte, wie der Strick zu Boden fiel, als sie ihn losließen, aber seine Hände waren noch immer gefesselt. Fuller wartete im Eingang, bis das Geräusch der Pferdehufe in der Auffahrt sich entfernte. »Dreh dich um«, sagte er schließlich. Grady gehorchte. Fuller schwieg lange. »Wir wecken besser Delia auf«, sagte er zu Martin. »Geh und hol eine Flasche Brandy und etwas heißes Wasser. Und bring das Glas mit Salbe mit, das ich in Beaufort gekauft habe.«

»Ja, Massa.«

Fuller kam die Stufen herunter und band eigenhändig Gradys Hände los. Grady schwankte und war sich nicht sicher, wie lange er sich noch auf den Beinen würde halten können. Es überraschte ihn, als Fuller vorsichtig Gradys einen Arm über seine Schulter legte und ihn stützte. So gingen sie zu Delias Hütte – Grady stolperte und Massa Fuller trug ihn halb. Als sie bei der Tür ankamen, waren Massas Hose und sein weißes Hemd voller Blut. Delia wurde blass, als sie die beiden sah.

»Was ist geschehen?«

»Eine Streife konnte sich nicht beherrschen. Offensichtlich hat Grady heute vergessen, mich um einen Passierschein zu bitten.«

»Oh Gott ... oh, mein Gott«, murmelte sie. Grady fragte sich, ob sie gleich in Ohnmacht fiele. Ihm war schwindelig, und der Schmerz war so quälend, dass seine Beine unter ihm zusammenknickten, als Massa Fuller ihn zu seinem Bett brachte.

»Martin kommt mit Brandy und Salbe«, sagte Fuller zu Delia. »Wenn du noch etwas brauchst, sag mir Bescheid.« Dann ging er.

»Oh Gott ... Was haben sie nur mit dir gemacht, Schätzchen?« Delias Stimme bebte vor Tränen.

Grady antwortete nicht. Er wusste nicht, was größer war – seine Schmerzen oder sein Zorn. Er wandte sich von ihr ab und legte sich mit dem Gesicht nach unten aufs Bett.

»Warum musstest du auch gegen den Herrn kämpfen?«, murmelte sie. »Weißt du nicht, dass er immer das letzte Wort hat?«

»Wovon redest du denn da?«, schrie Grady. »Ich habe nichts Verbotenes getan! Warum bestraft Gott nicht die Männer, die mir das angetan haben?« Mit letzter Kraft schlug er gegen die Wand neben seinem Bett, dann holte er mühsam Luft, weil die Wut ihn zu ersticken drohte.

»Irgendwann zahle ich es ihnen heim! Das schwöre ich, bei allem, was ich bin ... Ich werde dafür sorgen, dass sie bezahlen! Ich habe ihre Gesichter gesehen! Ich werde sie finden und es ihnen heimzahlen!«

Delia legte ihre Hand auf seinen Kopf und strich ihm übers Haar. »Ich mache mir Sorgen um dich, Schätzchen. Du hast so viel Hass in deinem Herzen. Wenn du jemanden hasst, ist das so, wie wenn du Gift trinkst und dann erwartest, dass der andere stirbt.«

»Sie sind es doch, die mir das Hassen beigebracht haben. Schritt für Schritt, Lektion für Lektion. Und sie waren hervorragende Lehrer! Wie kann ich sie nicht hassen, wenn sie mich nicht einmal für einen Menschen halten?«

»Die Rache ist Gottes Sache. Er ist dafür zuständig, die Schuldigen zu bestrafen.«

»Aber er tut es ja nie! Ich leide mein ganzes Leben lang, und die Weißen, die dieses Leid verursacht haben, kommen davon. Erzähl mir nichts von Gottes Gerechtigkeit, Delia. Erzähl mir überhaupt nichts von Gott!«

»Was glaubst du, wie deine Mama und die guten Menschen, die dich erzogen haben, sich fühlen würden, wenn sie wüssten, dass du Gott den Rücken gekehrt hast?«

»Er hat *mir* den Rücken gekehrt! Jedes Mal, wenn ich ihn um Hilfe bitte, kehrt er mir den Rücken.«

»Grady, anstatt dass du Gott für das benutzt, was du willst, will Gott dich ja vielleicht für das benutzen, was er will. Ja, du wurdest

verkauft. Aber vielleicht hat Gott einen Grund, den du noch nicht kennst.«

»Was für einen Grund sollte er haben, diesen Leuten heute zu erlauben, dass sie mir das hier antun? Wenn er so ein mächtiger Gott ist, warum hat er sie dann nicht aufgehalten? Warum lässt er ohne Grund zu, dass sie mich quälen?«

Bevor Delia antworten konnte, klopfte es an die Tür. Grady hatte das Gesicht zur Wand gedreht, als sie Martin hereinließ.

»Sie haben ihn ganz schön zugerichtet, nicht wahr?«, murmelte Martin. »Wird er wieder, Delia?«

»Wenn der Herr es will. Aber es sind nicht diese Verletzungen, um die ich mir Sorgen mache.«

»Was meinst du?«

»Schon gut. Was ist das denn alles? Was hast du mir mitgebracht?«

»Massa schickt etwas Brandy, und hier sind warmes Wasser und ein paar saubere Lappen. Diese Salbe hat Massa in der Stadt gekauft. Soll ziemlich gut sein. Ich helfe dir gerne, Delia.«

»Ich weiß. Aber ich glaube nicht, dass ich Hilfe brauche. Danke, Martin.«

»Ich komme morgen früh wieder und sehe nach ihm.«

Einen Augenblick später schloss sich die Tür. Grady spannte die Muskeln an, während er die erste Berührung von Delias Waschlappen beinahe ebenso fürchtete wie den nächsten Peitschenhieb. Sie setzte sich auf die Bettkante.

»Kennst du die Geschichte von Josef in der Bibel?«, fragte sie. »Seine Brüder hatten ihn in die Sklaverei verkauft, ganz weit fort von zu Hause. Dann beschuldigte die Frau seines Massas ihn einer Sache, die er nicht getan hatte, und sie steckten ihn ins Gefängnis. Er hat sehr, sehr lange gelitten – ohne Grund. Josef wollte kein Sklave sein. Er wollte nicht im Gefängnis sitzen. Jahre vergingen, und er bat Gott immer wieder um Hilfe – aber sie kam nicht. Doch Gott gebrauchte all das, was Josef durchmachen musste, um ihn stark zu machen. Und eines Tages hat Gott Josef wieder erhöht, damit er alle seine Brüder retten konnte. Gott hat ihm alles, was er verloren hatte, wiedergegeben und noch viel mehr.«

Grady kannte die Geschichte. Sie hatte zu Elis Lieblingsgeschichten gehört, weil der Held ein Sklave war. Eli hatte ihm immer das

Gleiche erzählt – dass Gott die Zeit der Sklaverei benutzte, um Josef zu einem Anführer zu machen. Grady hatte Eli immer gebannt zugehört, und er hatte Eli wie einen Vater geliebt, aber wahrscheinlich würde er den alten Mann nie wiedersehen. Tränen traten ihm in die Augen, als der Kummer sich zu den Schmerzen und der Wut gesellte, die er fühlte. Er hörte, wie Delia einen Lappen ins Wasser tauchte und auswrang. Er biss die Zähne zusammen.

»Gott erhört unsere Gebete so, wie es am besten für uns ist, Schätzchen«, sagte sie. »Zu glauben bedeutet, darauf zu vertrauen, dass alles, was geschieht, Gottes Wille ist. Er ist in jeder Prüfung, die du durchmachen musst, an deiner Seite. Und er war auch heute Abend bei dir. Der Herr hätte dich retten können, so wie er Josef hätte retten können. Aber Gott wollte, dass Josef seine Brüder rettet. Hast du dir schon mal überlegt, dass der Herr dich vielleicht darauf vorbereitet, deine schwarzen Brüder und Schwestern zu retten?«

Grady antwortete nicht. Er wollte nicht hören, was Delia sagte. Er wollte nicht an Eli oder Josef oder Gott oder sonst jemanden denken.

Im nächsten Augenblick wurde ihm sein Wunsch erfüllt. Als Delia einen warmen Lappen auf seinen Rücken legte, lösten sich seine unerwünschten Gedanken in einer Welle brennender Schmerzen auf.

KAPITEL IO

Charleston, South Carolina
Juli 1860

Grady saß auf dem Kutschbock und ließ seinen Blick über die riesige Menschenmenge schweifen, die den Platz in der Innenstadt und alle Seitengassen darum herum füllte. Rotes, weißes und blaues Fahnen-tuch schmückte ein Podest, auf dem eine Kapelle spielte und eine Reihe weißer Männer Reden hielten. Sie würden im Herbst einen neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten wählen, und Massa Fuller machte sich solche Sorgen deswegen, dass er sich von Grady den ganzen Weg bis nach Charleston hatte fahren lassen, damit er die Reden hören und sich mit anderen besorgten Plantagenbesitzern treffen konnte. Grady hatte gehört, wie Massa über »diesen Sklavenfreund Abraham Lincoln« gesprochen hatte und dass sie seine Präsidentschaft verhindern mussten.

»Wir müssen kämpfen, um unsere Lebensart zu erhalten«, hatte einer der Redner an diesem Tag vom Podest gerufen, »unser Recht, so zu leben, wie es uns gefällt.« Grady wusste, was das eigentlich hieß: das Recht, Sklaven zu halten.

Der Julitag war so heiß wie eine Schmiedewerkstatt und die schwüle Luft erdrückend. Die Seitenstraße, in der Grady die Kutsche geparkt hatte, bot kaum Schatten. Er kletterte vom Kutschbock und befestigte die Zügel am Anbindepfosten, dann sah er sich nach einem schattigeren Platz um. Einige Sklaven hatten sich unter einem Baum in der Nähe versammelt und unterhielten sich, während sie auf ihre Herrschaften warteten, aber Grady hatte keine Lust, sich zu ihnen zu gesellen. Er wollte so weit wie möglich von der Musik und den bitteren Erinnerungen, die sie weckte, entfernt sein, aber er wagte nicht, die Pferde aus dem Auge zu lassen.

Er trat hinter die Kutsche und streckte sich, um Hals und Schultern zu lockern. Sein Rücken war immer noch steif und die Wunden von den Peitschenhieben waren gerade erst verheilt, sodass die neue Haut spannte und empfindlich war, vor allem an den Stellen, an de-

nen das Hemd darauf scheuerte. Trotz Delias Bemühungen hatten sich die Wunden entzündet, und Grady hatte mehrere Tage Fieber gehabt, bevor sein Rücken endlich zu heilen begonnen hatte. Erst letzte Woche war er wieder kräftig genug gewesen, um die Kutsche zu lenken.

Plötzlich bemerkte er aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Grady sah, wie eine schlanke junge Sklavin von ihrer Kutsche kletterte und die Straße hinter ihm überquerte. Dann ging sie auf den spärlichen Schutz eines Gardenienbusches zu. Er beobachtete sie und bewunderte das Schwingen ihrer Hüften, die Neigung ihres Kopfes, die Art, wie ihr wohlgeformter Körper sich bewegte, wenn sie ging. Selbst in ihrem abgewetzten handgewebten Baumwollkleid ging sie so anmutig wie die reichen Damen in ihren Seidengewändern und Juwelen. Etwas an ihr kam Grady bekannt vor, obwohl er sich sicher war, dass er sie noch nie gesehen hatte. Er beobachtete sie und erkannte allmählich, was es war. Seine Mutter hatte sich so bewegt, wie Wasser, das zwischen Felsen hindurchfließt, oder Äste, die sich im Wind wiegen.

Die Frau setzte sich mit dem Rücken zu Grady auf eine niedrige Steinmauer und griff in ihre Schürzentasche, um etwas herauszuholen. Er konnte nicht sehen, was es war. Vorsichtig näherte er sich ihr und sah, dass sie ein Blatt Papier auseinanderfaltete. Sie breitete es auf ihrem Schoß aus und fing an, mit einem Bleistiftstummel darauf zu schreiben. Der Anblick einer Sklavin mit Papier und Bleistift war so ungewöhnlich, dass er noch etwas näher ging, bis er ihr über die Schulter blicken konnte. Zu seiner Überraschung schrieb sie gar keine Worte, sondern zeichnete ein Bild.

»Was machst du da?«, fragte er.

Die Frau fuhr zusammen und ihr Bleistift fiel zu Boden. Sie presste eine Hand auf ihre Brust, als wollte sie ihr Herz beschützen.

»Tut mir leid«, sagte Grady. Schnell bückte er sich, um den Bleistift aufzuheben. »Entschuldige. Ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Ist schon in Ordnung.« Sie lächelte unsicher, als er ihr den Stift reichte. Sie war sehr hübsch mit ihren großen, dunklen Augen und einem schmalen, ovalen Gesicht. Er merkte, dass es ihm die Sprache verschlagen hatte.

»Mein Herr ist drüben bei der Demonstration und hört sich die Reden an«, sagte er schließlich und schob die Hände in die Hosenta-

schen. »Es gibt nicht viel zu tun, außer herumzustehen und zu warten, oder?«

»Ich weiß. Meine Missy braucht mich auch nicht, also dachte ich, ich versuche mal, die Kirche da drüben zu zeichnen. Sie ist sehr schön, findest du nicht auch?«

Grady zuckte mit den Schultern. »Kann sein. Hast du was dagegen, wenn ich dir zusehe?«

»Von mir aus.« Ihre Stimme war weich wie Baumwolle.

Er setzte sich neben sie auf die Mauer, wobei er darauf achtete, eine Lücke zwischen ihnen zu lassen, um sie nicht wieder zu erschrecken. Er war neugierig wegen der Zeichensachen – normalerweise hatten Weiße Angst vor Sklaven, die lesen und schreiben konnten, und erlaubten ihnen nicht, Papier und Stifte zu besitzen. Er hätte sie gerne gefragt, woher sie die Sachen hatte und ob ihre Herrin davon wusste, aber er beschloss, dass es ihn nichts anging. Fasziniert beobachtete er, wie die Kirche auf dem Blatt Papier Gestalt annahm, wobei die Säulen und Fenster und der hohe Turm ebenso perfekt proportioniert waren wie bei dem echten Gebäude vor ihm.

»Ich heiße Grady. Und du?«, fragte er.

Es dauerte eine Weile, bis sie antwortete, so vertieft war sie in die Aufgabe, den Baum zu zeichnen, der einen Schatten auf die Vorderseite der Kirche warf. »Kitty«, erwiderte sie geistesabwesend.

Angewidert verzog er das Gesicht. Sie war viel zu schön für einen so dummen Namen, einen Tiernamen. Sie sollte einen anmutigen, klangvollen Namen haben. Seine Mutter hieß Tessie, und das schien zu der eleganten Weise zu passen, wie sie beim Lachen den Kopf zurückwarf oder ihre Röcke raschelten, wenn sie ging. Grady fühlte sich ein wenig eingeschüchtert von dieser Frau, die ihn nicht nur an seine Mutter erinnerte, sondern die auch vor seinen Augen einen Baum auf Papier zum Leben erwecken konnte. Sie war keine gewöhnliche Sklavin.

»Hat es irgendeinen Grund, dass du das Bild malst?«, fragte er.

»Nein, einfach nur für mich. Ich zeichne gerne. Aber ich wünschte, ich hätte Farben. Siehst du, wie die Sonne auf die Steine scheint? Dadurch sehen sie aus, als wären sie aus Gold, findest du nicht auch?«

Grady hatte die Farbe bislang nicht bemerkt, aber sie hatte recht. Das goldene Sonnenlicht auf den sandfarbenen Steinen sah sehr

schön aus. »Ja, stimmt«, sagte er. Er fragte sich, ob sie Farben sah und darauf brannte, Dinge zu malen, so wie er früher eine neue Melodie gehört und darauf gebrannt hatte, sie auf seiner Geige zu spielen. Er starrte in die Ferne und verspürte eine plötzlich aufkommende Wut auf die Weißen, die seine Freude an der Musik zerstört hatten.

»Was ist los?«, fragte sie. »Warum guckst du denn plötzlich so böse?«

Sie hatte aufgehört zu zeichnen und musterte ihn.

»Nichts«, sagte er. »Ich habe gerade an etwas anderes gedacht. Wo hast du denn Zeichnen gelernt?«

»Nirgends. Meine Missy hatte früher Zeichenstunden, aber sie konnte sie nicht leiden. Sie hat immer mich die Bilder für sie malen lassen, und alle dachten, sie hätte sie gemalt.« Kitty lachte, als wäre dieser Schwindel lustig. Es machte Grady wütend.

»Das ist typisch. Sklaven machen die ganze Arbeit und die Weißen ernten die Anerkennung.«

»Ach, das ist mir egal«, sagte sie mit einer lässigen Handbewegung. Die Geste war so hübsch anzusehen, dass er hoffte, sie würde sie noch einmal machen. »Ich habe Missys Bilder gerne verbessert. Und sie hat mir all ihr übrig gebliebenes Papier gegeben.«

Grady fragte sich, was mit ihm nicht stimmte. Normalerweise würde er mit einer so schönen Frau schon lange flirten und versuchen, sie um den Finger zu wickeln, um sich ein paar Küsse zu ergattern. War es die Erinnerung an Delias Worte und die Angst vor Gottes Strafe, die ihn zurückhielt? Oder war es noch immer seine Wut über die erfahrene Ungerechtigkeit, die ihm das Lächeln und Flirten ausgetrieben hatte.

»So. Wie findest du es?«, fragte sie und hielt das Bild hoch.

»Es ist wirklich gut. Wenn du weiße Haut hättest, wärst du bestimmt eine berühmte Künstlerin.« Sie schien ihn gar nicht zu hören. Stattdessen starrte sie in sein Gesicht und musterte ihn.

»Was ist? Warum guckst du mich so an?«, fragte er.

»Kann ich dich zeichnen?«, fragte sie mit einem schüchternen Lächeln.

»Warum?«

»Ich mag die Form deines Gesichts. Du hast ein stolzes Kinn.« Sie fuhr mit dem Finger über sein Kinn. Es war eine zärtliche Geste, die

aber überhaupt nicht kokett wirkte. »Und deine Augen – sie sind wie Holzkohlenstücke, in denen tief innen ein Feuer brennt.«

»Von mir aus zeichne mich, ist mir egal«, sagte er achselzuckend. Sie machte ihn nervös, aber er war entschlossen, es sich nicht anmerken zu lassen. Noch nie hatte er für ein Bild Modell gesessen und wusste nicht so recht, was er tun sollte. Er verschränkte die Arme steif vor der Brust und wartete, während sie das Papier umdrehte, um die Rückseite zu benutzen. Sie sah ihn noch einmal lange an und begann dann zu zeichnen. Es bereitete ihm Unbehagen, wie sie immer wieder zu ihm aufblickte, den Blick senkte und dann wieder aufsaß, während ihr Bleistift über das Papier flog. Sie hatte feingliedrige Hände mit Knochen, die so zerbrechlich wirkten wie die eines Vogels.

Es verging eine lange Zeit, in der keiner von beiden sprach. Grady hörte in der Ferne wieder Musik. Trommeln dröhnten und Blechblasinstrumente schmetterten, als sie das nächste Lied spielten. Er erkannte die Melodie – »Dixie's Song«. Er hatte es selbst schon auf der Geige gespielt und wünschte sich in diesem Moment, er könnte vor der Musik und dem inneren Bild davonlaufen, das sich ihm aufdrängte: von Sklaven, die man gezwungen hatte zu tanzen, während er fiedelte.

»Fertig. Willst du es sehen?«, fragte Kitty mit einem vorsichtigen Lächeln. Sie schien nicht zu wissen, wie hübsch sie war. All die attraktiven Mädchen, die Grady kannte, stellten ihre Schönheit zur Schau und nutzten sie aus, indem sie mit jedem Jungen flirteten, den sie sahen. Aber Kitty hatte eine Unschuld an sich, die ebenso ungewöhnlich war wie sie selbst.

»Hier.« Sie drehte das Bild um und reichte es ihm.

Grady sog scharf die Luft ein. Er erkannte die Ähnlichkeit sofort – die strengen, humorlosen Züge, den hochmütigen, kantigen Unterkiefer. Aber es war nicht sein eigenes Gesicht, das sie auf dem weißen Papier sah – es war das Gesicht von Massa Fletcher. Das Gesicht, das er hasste. Kitty hatte Grady mit verschränkten Armen und gerunzelter Stirn gezeichnet – die gleiche Pose, der gleiche Gesichtsausdruck, die Massa Fletcher an dem Tag gezeigt hatte, als er Grady verkauft hatte. Lange schien es ihm, als könne er nicht mehr atmen.

Delia hatte versucht ihm zu erklären, dass sein Vater ein Weißer

war, doch Grady hatte sich geweigert, die Ähnlichkeit zu akzeptieren, die er jeden Morgen im Spiegel sah. Aber als er auf das Porträt starrte, das Kitty gezeichnet hatte, konnte er die bittere Wahrheit nicht länger leugnen. Massa Fletcher war sein Vater. Sein Vater hatte ihn – seinen eigenen Sohn – an einen Sklavenhändler verkauft.

»Was ist los? Gefällt es dir nicht? Bitte sei nicht böse. E-es tut mir leid.« Sie nahm ihm die Zeichnung weg und drückte sie an ihre Brust. »Ich zerreiße es.«

»Nein, tu das nicht. Es ist nicht deine Schuld.« Er hatte sie nicht erschrecken wollen. Als er die Hand ausstreckte, um sie daran zu hindern, das Bild zu zerreißen, stellte er fest, dass seine Hand zitterte. »Das Bild ist sehr gut ... aber ...«

»Was? Erzähl es mir.«

»Es erinnert mich an ... an meinen Vater.«

»Möchtest du es behalten?« Sie hielt ihm das Bild zögernd hin. »Ich wünschte, ich könnte mich daran erinnern, wie mein Papa ausgesehen hat.«

»Nein!«, rief er. »Ich will mich nicht an ihn erinnern! Ich hasse ihn!«

Sie zuckte zusammen, als sie seine Stimme hörte, und wich zurück. Grady blickte sich um und sah, dass andere Leute sich umdrehten und ihn anstarrten. Eilig stand er auf. Am liebsten wäre er weggerannt, aber egal, wie weit er lief, er würde der Wahrheit nie entfliehen.

»Sieh mal, Kitty, es tut mir leid. Ich –« Er konnte den Satz nicht beenden. Grady ging zu seiner Kutsche zurück, ohne sich noch einmal umzusehen.



»Autsch! Bürste nicht so heftig!«, sagte Missy Claire.

»Entschuldigen Sie, Missy. Aber ich habe Angst, dass Ihre Haare sich wieder lösen, wenn ich sie nicht richtig festziehe.« Missys dünnes Haar war schwer zu frisieren, und Kitty wusste, dass ihr die Zeit davonlief. Sie hatte bereits die Kutsche vorfahren gehört und im Foyer ertönten Stimmen, als Missys Herrenbesuch erschien. Missus

Goodman würde jeden Augenblick ins Zimmer gerauscht kommen und Kitty anbrüllen, damit sie sich beeile.

Sie steckte den letzten Haarkamm fest und gab Missy den Handspiegel, damit sie ihren Hinterkopf ansehen konnte. »Nein, ich will nicht diese Elfenbeinkämme tragen«, maulte Claire. »Sie passen nicht zu meinem Ridikül. Nimm sie raus.«

»Aber wenn ich sie rausnehme, hält die Frisur nicht, Missy Claire. Das wollen Sie doch nicht, oder? Dann muss ich noch einmal ganz von vorne anfangen, und es klingt so, als wäre Ihr Besuch schon da.«

Claire hob die Hand und riss die Kämme heraus. »Widerspruch mir nicht. Mach es neu.«

»Ja, Missy.«

Es überraschte Kitty nicht, als Missys Mama wenig später ins Zimmer kam. Und sie wusste, noch bevor Missus Goodman ein einziges Wort gesagt hatte, dass man ihr die Schuld dafür geben würde, dass Missy sich verspätete.

»Kitty! Wieso um alles in der Welt brauchst du so lange? Hör auf zu trödeln und mach Claires Frisur fertig. Roger Fuller ist hier und wir dürfen ihn nicht warten lassen.«

»Ja, Ma'am. Ich beeile mich, Ma'am.« Kitty schluckte ihren Ärger herunter und zog die Bürste durch Claires Haar.

»Autsch! Nicht so doll!«, klagte Missy.

»Ich muss kurz unter vier Augen mit dir sprechen, Claire.« Missus Goodman setzte sich mit ernster Miene auf den kleinen Sessel. Kitty machte mit ihrer Arbeit weiter, weil sie wusste, dass sie das Zimmer nicht verlassen musste. Weiße unterhielten sich ständig in Gegenwart ihrer Sklaven, als wären diese blind und taub oder gar nicht da.

»Jeder weiß, dass Roger Fuller eine Frau sucht«, begann Missys Mutter. »Die Damen im heiratsfähigen Alter versuchen seit Monaten krampfhaft, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Dein Vater und ich haben uns unterhalten und beschlossen, dass du seine nächste Frau sein solltest.«

»Ist er nicht ein bisschen zu alt für mich, Mutter? Sein Sohn Ellis ist achtzehn, genauso alt wie ich.«

»Das spielt keine Rolle. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass Roger sich sehr für dich interessiert. Du bist sogar einer der Gründe,

warum er in diesem Sommer in Charleston geblieben ist, anstatt nach Beaufort zurückzukehren. Er findet dich sehr hübsch.«

Claire lächelte ihr eigenes Spiegelbild an. »Wirklich? Hat er das gesagt?«

»Ja, Liebes, das hat er. Dein Vater und ich sind uns einig, dass es gut für dich wäre, einen Mann zu heiraten, der es im Leben schon zu etwas gebracht hat. Jüngere Männer können leichtsinnig mit ihrem Geld umgehen, es verspielen oder an leichte Mädchen verschleudern. Aber sie können auch geizig sein. Roger Fuller mag etwas älter sein als du, aber er ist besonnen und sicher. Er führt seine Geschäfte auf sehr kluge Weise und wird überall in South Carolina geachtet. Ich weiß, dass er zu seiner ersten Frau sehr großzügig war. Sie war immer nach der neuesten Mode gekleidet und hatte das Beste von dem, was man mit Geld kaufen kann. Dann hast du ausgesorgt, Claire.«

Missy Claire blickte in die Ferne und lächelte ein wenig, so als könne sie sich schon jetzt mit Rubinen behängt und in Seide gehüllt sehen. Kitty wusste, wie angestrengt Missy in den letzten drei Jahren nach einem reichen Mann gesucht hatte. Kitty hatte viele Verehrer kommen und gehen sehen, aber dies war das erste Mal, dass Missys Eltern sich positiv äußerten.

»Dann werde ich so charmant sein, dass er mich noch vor Weihnachten heiraten will«, sagte Claire lächelnd.

»Braves Mädchen.« Missus Goodman tätschelte Missys Schulter und erhob sich. »Und jetzt beeil dich, Liebes. Du willst Roger doch nicht warten lassen.«

Kitty frisierte schnell Missys Haare zu Ende und folgte ihr dann hinunter in den Salon. Sie beobachtete Missy aus angemessener Entfernung, denn sie war gespannt auf den Mann, den Missy plötzlich zu heiraten beschlossen hatte. Mr Fuller war elegant gekleidet, aber nicht besonders gut aussehend – dafür waren seine Haut und seine Haare viel zu blass, so wie die von Missy. Sein Gesicht sah jedoch freundlich aus. Kitty hatte ihn schon häufiger hier gesehen; er hatte die Goodmans mehrmals besucht.

Als sie sicher war, dass Claire sie nicht mehr brauchte, schlich Kitty durch den Dienstboteneingang hinaus und eilte nach draußen zur Küche, um selbst etwas zu Abend zu essen. Sie durchquerte gerade

den Hof, als sie zufällig Mr Fullers Kutsche mit dem Gespann in der Nähe parken sah. Ein junger Sklave in Livree kümmerte sich um die Pferde, und sie war sich sicher, dass sie ihn schon einmal gesehen hatte. Sie blieb stehen, um ihn zu beobachten, und erkannte, dass er der junge Mann war, dessen Porträt sie an dem Tag der Demonstration gezeichnet hatte.

Seine Haut war heller als die anderer Sklaven, wie ein Buttermilchpfannkuchen, der genau richtig gebacken war. Aus der Nähe waren seine Augen dunkel und schwer wie Melasse gewesen – nein, noch dunkler, wie Holzkohle. Sie erinnerte sich an das Feuer darin, das wie heiße Glut funkelte. Sie hatte das Bild, das sie von ihm gezeichnet hatte, neben ihrem Bett an die Wand gehängt, obwohl sie nicht wusste, warum. Und jetzt war er hier.

Er blickte auf und sah sie auch. »Hallo. Du bist Kitty – das Mädchen, das Bilder malt – nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte sie, überrascht, dass er sich an sie erinnerte. »Ich weiß, dass du mir deinen Namen genannt hast, aber ich habe ihn vergessen. Tut mir leid.«

»Kein Problem. Ich heiße Grady.« Er sah sehr gut aus und war so stark und stämmig wie die Pferde, die er lenkte. Allein ihn über den Hof auf sich zuschlendern zu sehen, ließ Kittys Knie weich werden.

»Ich bin letztes Mal ziemlich plötzlich abgehauen«, sagte er. »Hast du Lust, es noch mal zu versuchen?«

»W-was versuchen?«

»Reden. Du weißt schon, uns näher kennenlernen.«

»Klar. In Ordnung.« Warum schlug ihr Herz so merkwürdig? Vielleicht lag es daran, dass niemand sie jemals so angesehen hatte, wie er sie gerade ansah, als wäre sie ein ausgefallener Kuchen, bei dem ihm das Wasser im Mund zusammenlief. Kitty begegnete nicht oft männlichen Sklaven in ihrem Alter. Die Weißen wählten in der Regel ältere Männer als Hausdiener aus und schickten die jüngeren, kräftigeren Sklaven wie Grady zur Arbeit aufs Feld.

»Arbeitest du hier?«, fragte Grady und zeigte auf das Stadthaus.

»Ich bin Missy Claires Zofe«, erwiderte sie, stolz auf ihre Position als Haussklavin. »Du bist sicher mit Mr Fuller gekommen, der meiner Missy den Hof macht.«

»Ich bin sein Kutscher.«

Kitty war beeindruckt. Kutscher war eine wichtige Stellung. »Du siehst ziemlich jung aus für einen Fahrer.«

»Ich mache meine Arbeit gut.« Er betrachtete sie einen Augenblick lang und sein Lächeln wurde breiter. »Weißt du was? Ich habe Massa Fuller schon überall herumgefahren, von Beaufort nach Charleston und wieder zurück, aber du bist die hübscheste Zofe, die ich je gesehen habe.«

Kitty hatte keine Ahnung, was sie sagen sollte. Das schmelzende Gefühl, das in ihren Knien begonnen hatte, schien sich in ihrem ganzen Körper auszubreiten. So sehr sie diese neuen, aufregenden Gefühle auch genoss, sie waren zu plötzlich und überwältigend.

»W-willst du mit in die Küche kommen und etwas mit mir essen?«, fragte sie, während sie versuchte, ihr Gleichgewicht wiederzuerlangen. Sie erkannte ihre eigene Stimme kaum wieder.

»Nein. Ich sitze lieber hier draußen und sehe dich an.« Grady lächelte, als wüsste er genau, wie attraktiv er war. Seine Selbstsicherheit machte sie nervös.

»Also, ich muss jedenfalls schnell was essen«, sagte sie. »Dann muss ich wieder rein, für den Fall, dass Missy mich braucht.«

Er schien enttäuscht. »Sehe ich dich später noch?«

Kitty wusste nicht, wie sie auf diese Frage antworten sollte. *Ja* klang wie ein Versprechen und *Nein* so, als wäre sie böse auf ihn. »I-ich weiß nicht ...« Sie lächelte und floh in die Küche.



Es dauerte nicht lange, und Massa Fuller und Missy Claire gingen ständig miteinander aus, sodass sich Kitty und Grady beinahe jeden Tag über den Weg liefen. Es schien, als würden Grady und Massa Fuller überall sein, wohin sie mit Missy Claire ging. Während ihre Eigentümer politische Demonstrationen, Empfänge, Gesellschaften und Theatervorstellungen besuchten, verbrachten Kitty und Grady viel Zeit mit Warten. Und wann immer er die Gelegenheit hatte, schien Grady sich absichtlich in ihrer Nähe aufzuhalten, ihr in die Augen zu sehen und Komplimente zu machen. So sehr Kitty seine Aufmerksamkeit genoss, so nervös machte er sie. Sie war sich nicht sicher, wie sie reagieren sollte, deshalb trug

sie immer Papier und Bleistift bei sich und zeichnete schnell etwas, bevor er sie mit seinen Komplimenten ablenken konnte. Er sah ihr gerne beim Zeichnen zu. Und er beschäftigte sich gerne mit seinen Pferden – er striegelte sie, rieb sie trocken und vergewisserte sich, dass das Zaumzeug nicht scheuerte und ihre Beine keine Wunden hatten. Eines Sonntagmorgens, während Kitty und Grady vor der Kirche der Weißen warteten, beschloss sie, eines von Gradys Pferden zu zeichnen.

»He, das ist Blaze«, sagte er, als er ihr über die Schulter sah. »Du hast den weißen Flecken auf seiner Stirn genau getroffen.«

»Du magst diese Pferde sehr, oder? Und sie mögen dich auch. Das merkt man.«

Grady hob die Hand, um über Blazes Nacken zu streichen, und tätschelte dann liebevoll die Flanke des Pferdes. »Sie sind meine Babys ... das seid ihr doch, nicht wahr?«

»Es macht bestimmt Spaß herumzufahren und neue Dinge zu sehen. Missy und ich fahren zweimal im Jahr von der Plantage nach Charleston und zurück, aber ansonsten sehe ich nicht viel.«

»Ich habe genug von der Welt gesehen, bevor Massa Fuller mich gekauft hat.« Gradys Lächeln erstarb und sein Gesicht verhärtete sich. Er war plötzlich wütend. Seine Laune hatte sich so schnell geändert wie an dem Tag, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Kitty wusste nie genau, was seinen Ärger verursachte, warum manche Gesprächsthemen ein Feuer in ihm entfachten, wie ein Streichholz Stroh entzündet. Dann durchfuhr ihn der Zorn, bis er aussah, als würde er jeden Augenblick in Flammen aufgehen.

»Wird dein Massa Missy Claire heiraten?«, fragte sie und versuchte so das Thema zu wechseln.

»Er erzählt mir nichts von seinen Plänen. Warum?«

»Missy will ihn unbedingt heiraten. Sie und ihre Mama sagen, er hat viel Geld und ein großes Haus.«

»Vielleicht sollte ich Massa warnen, dass sie nur hinter seinem Geld her ist.«

»Bitte tu das nicht! Dann kriege ich fürchterlichen Ärger und –«

Er legte eine Hand auf ihre Schulter. »Das war ein Witz, Kitty.«

»Ich sollte nicht so klingen, als wäre Missy habgierig. Ich bin schon lange bei ihr, schon als ich noch ein kleines Mädchen war, und sie ist

eigentlich sehr nett. Manchmal gibt sie mir Dinge, wenn sie sie nicht mehr braucht, und –«

»Verteidige sie nicht. Und du solltest nicht mit den Resten zufrieden sein. Du solltest die Hausherrin sein, mit Dienstboten, die für dich arbeiten. Du bist das hübscheste Mädchen in South Carolina.« Grady lächelte. Er nahm seine Hand von ihrer Schulter und fuhr mit den Fingern über ihre Wange. »Es gibt viele Mädchen hier in der Stadt, aber ... hm ... du bist die Hübscheste von allen.«

Kitty erschauerte unter seiner Berührung. Niemand auf der Welt hatte ihr jemals gesagt, sie sei hübsch. Der Klang der Kirchenorgel drang durch die offenen Fenster und brach den Bann. Der Gottesdienst ging zu Ende. Kitty stand auf, verstaute ihre Zeichnung und entfernte sich aus Gradys Nähe. Während sie darauf wartete, dass ihre Herrin aus der Kirche kam, war Kitty sich nicht sicher, was ihr größere Angst einjagte: Gradys unberechenbarer Zorn oder seine Annäherungsversuche.

Einige Tage später sah sie ihn wieder, als er und Mr Fuller zum Essen zu Missy Claires Haus kamen. Die Gesellschaft dauerte bis spät in die Nacht hinein, und obwohl Kitty einerseits gerne hinausgegangen wäre, um mit Grady zu sprechen, war sie andererseits doch froh, als Missy Claire darauf bestand, dass sie in der Nähe des Speisezimmers bleiben sollte. Nach dem Essen zogen die Männer sich in Massa Goodmans Arbeitszimmer zurück, um etwas zu trinken, während die Damen auf den Vorplatz hinausgingen, um frische Luft zu schnappen. Missy winkte Kitty zu sich.

»Geh in die Küche und hol mir eine Tasse Pfefferminztee. Mein Magen ist heute Abend ganz durcheinander.«

»Ja, Missy.« Kitty hatte bemerkt, dass Mr Fuller sich immer in Missys Nähe aufhielt, ihr in die Augen sah und ihr Dinge zuflüsterte. Wenn Missy sich genauso fühlte, wie Kitty es tat, wenn Grady ganz dicht neben ihr stand und etwas flüsterte, dann war es kein Wunder, dass sie Tee für den Magen brauchte.

Draußen im Hof war es so hell, dass Kitty ihren eigenen schwachen Schatten sehen konnte. Der Vollmond schien über ihr, leuchtend und golden, und erhellte die fedrigen Wolken, die ihn umgaben. Sie ging ein Stück um das Haus herum, um ihn durch die Bäume besser sehen zu können. Einen kurzen Augenblick später erschien Grady an ihrer Seite.

»Ich hatte gehofft, ich würde dich heute Abend sehen«, flüsterte er.
»Wo warst du denn den ganzen Tag?«

»Sieh doch nur!«, sagte sie und zeigte zum Himmel hinauf. »Hast du jemals einen so schönen Mond gesehen? Es sieht aus, als wäre er aus Gold und die Wolken aus Silber. Ich liebe diesen Nachthimmel, du auch? Wenn er ganz tief dunkelblau ist – beinahe lila.«

Er lachte. »Du zeigst mir immer Farben und Dinge, die ich sonst nie bemerkt hätte.«

»Das liegt daran, dass du immer auf den Boden siehst, Grady. So verpasst du eine Menge schöner Dinge.«

»Kitty?«

Sie wandte sich ihm zu. Vorsichtig legte er die Hände auf ihre Schultern und zog sie näher zu sich. Gradys Hände waren groß und stark und warm. Für Kitty fühlte es sich gut an, von ihnen berührt zu werden. Sie liebte seinen Geruch nach Leder und Pferden und Seife. Als sie ihm in die Augen blickte – sie waren dunkler als der Himmel – sah sie, wie der Mond sich darin spiegelte. Er stand so nah, dass sie die Wärme seines Körpers fühlen konnte, aber dieses Mal wollte sie sich ihm nicht entziehen. Er würde sie küssen. Und sie wollte, dass er es tat.

»Kitty!«, rief Missy Claire.

Kitty wand sich aus Gradys Armen und fuhr herum. Missy stand auf der Veranda über ihr und lehnte sich über das Geländer.

»Was machst du denn da, du dummes Ding? Ich habe dir doch gesagt, dass du dich beeilen sollst!«

»Tut mir leid, Missy. Ich wollte den Tee holen, wie Sie gesagt haben, als ich den Mond sah und –«

»Du solltest nicht stehen bleiben und den Mond ansehen! Kannst du nicht mal die einfachsten Dinge richtig erledigen?«

»Tut mir leid, Missy. Ich habe nicht gedacht –«

»Du denkst nie! Ich könnte schwören, dass du keinen Verstand im Kopf hast. Und jetzt hol meinen Tee und komm wieder rein!«

»Ja, Missy Claire. Ich hole ihn.«

Grady folgte ihr, als sie über den Hof zur Küche eilte. »Ich hasse Weiße«, murmelte er.

»Sag das nicht. Missy klingt, als wäre sie böse, aber sie meint es nicht so. Sie braucht mich.«

»Weil sie ohne dich hilflos ist. Du erledigst all die Schmutzarbeit für sie.«

Kitty warf ihm einen Blick zu, und die Wut, die sie in seinen Augen sah, machte ihr Angst. Zum ersten Mal wurde ihr bewusst, dass der rote Faden bei all seinen Wutausbrüchen sein Hass auf Weiße war.

»Brauchst du etwas?«, fragte die Köchin, als sie die Küche betraten. Sie saß mit Bessie und Albert am Tisch.

»Steh bitte nicht auf«, sagte Kitty. »Ich hole es mir selbst.« Schnell suchte sie ein Tablett, Tasse und Untertasse und eine Teekanne zusammen. Ihre Finger zitterten, als sie Minzblätter in die Kanne bröselte. Sie musste sich beeilen. Mit verschränkten Armen beobachtete Grady sie von der Tür aus. »Außerdem«, sagte Kitty zu ihm, »hat Missy recht. Es war dumm von mir zu vergessen, weswegen ich rausgegangen war.«

»Du bist nicht dumm, Kitty. Nur weil die Weißen uns zwingen können, das zu tun, was sie uns sagen, heißt das nicht, dass sie uns zwingen können, alle ihre Lügen zu glauben. Du bist genauso gut wie jede weiße Frau. Sie ist im Unrecht, wenn sie die ganze Zeit so mit dir spricht.«

Kitty sah ihn wieder an. »Warum bist du so wütend?«

»Ich hatte einen Massa, der so war wie sie. Er hat mich behandelt, als wäre ich ein Tier.«

»Aber das bedeutet doch nicht, dass du jetzt alle Weißen hassen musst.«

»Wenn du mit diesem Sklavenhändler herumgereist wärest und gesehen hättest, was ich gesehen habe, dann würdest du sie auch alle hassen. Sie reißen Familien auseinander und prügeln uns tot, und es macht ihnen nicht das Geringste aus!«

Kitty dachte an ihre Eltern, als sie kochendes Wasser aus dem Kessel goss. Für einen kurzen Augenblick verstand sie Gradys Zorn. Dann schob sie ihre Wut und Trauer beiseite, entschlossen, nie wieder an diese Tragödie zu denken. Kummer würde ihr Leben mit Missy Claire nur verschlimmern.

»Mr Fuller behandelt dich doch nicht schlecht, oder?«, fragte sie Grady.

»Nein. Aber er sieht in mir sein Eigentum und nicht einen Menschen.«

»Wir sind ihr Eigentum, Grady.«

Er stapfte aus der Küche und knallte die Tür hinter sich zu.

»Was ist denn mit ihm los?«, fragte die Köchin.

»Ich weiß nicht.« Kitty verstand Grady überhaupt nicht. Warum konnte er die Dinge nicht so akzeptieren, wie sie waren, anstatt so wütend zu werden? Es änderte doch nichts, wenn man sich aufregte. Auf dem Weg zurück zum Haus blickte sie sich im Hof um, aber Grady konnte sie nicht sehen. Dann eilte sie ins Haus, wobei sie so schnell lief, wie sie konnte, ohne den Tee zu verschütten.



Jedes Mal, wenn Grady beschlossen hatte, Kitty zu vergessen, lief er ihr wieder über den Weg, und seine guten Vorsätze versickerten wie Wasser im Sand. Die Art, wie sie die Misshandlung durch ihre weiße Missy hinnahm, machte ihn so wütend, dass er ihr am liebsten den Rücken gekehrt und nie mehr zurückgeschaut hätte. Aber dann erinnerte er sich an den Abend, als er Kitty beim Schein des Vollmonds beinahe geküsst hätte, und dann konnte er es kaum erwarten, sie wiederzusehen.

Kitty war anders als alle anderen Mädchen, mit denen er zusammen gewesen war – hübscher natürlich – aber da war noch etwas anderes. Sie war klug und lebendig und sah überall Farben und Schönheit in einer Welt, die Grady nur als grau wahrnahm. Sie hatte etwas Kindliches an sich, eine Unschuld, die sein Herz berührte. Aber die Art, wie sie ihre Missy verteidigte, machte ihn wahnsinnig. Er wollte sie schütteln und davon überzeugen, dass sie stolz ihren Kopf erhob, anstatt Ausreden für sie zu finden. Warum hasste Kitty Missy nicht genauso, wie Grady Coop und Fletcher und Fuller hasste? Grady würde ihr helfen, die Wahrheit zu erkennen. Er würde ihr beibringen, stolz auf sich selbst zu sein und zu wissen, dass sie genauso gut war wie jede weiße Frau. Sklaven mussten sich vor den Weißen vielleicht dumm stellen und unterwürfig tun, aber innerlich hatten sie die Freiheit, so viel Hass anzusammeln, wie sie wollten, so wie Amos es ihn gelehrt hatte.

In den nächsten Wochen sah Grady Kitty sehr oft, und sie unterhielten sich lange, wenn sie auf ihre Herrschaften warteten. Grady war es gewöhnt, die Zuneigung einer Frau sehr schnell zu gewinnen,

und er hatte nie Schwierigkeiten gehabt, die Mädchen zu überreden, mit ihm hinter einem Gebüsch zu verschwinden. Aber Kitty war so schreckhaft wie ein neugeborenes Fohlen. Er war gezwungen, viel langsamer um sie zu werben, als er es je zuvor bei einer Frau getan hatte – und seit der Vollmondnacht hatte es keine weiteren Gelegenheiten für Romantik gegeben. Dann, als die Wochen verstrichen und sein Herr immer noch um Kittys Herrin warb, wurde Grady bewusst, dass in letzter Zeit noch etwas fehlte.

»Warum zeichnest du eigentlich nicht mehr?«, fragte er sie, als sie nebeneinander auf der Hintertreppe der Goodmans saßen.

Kitty lächelte schüchtern und verlegen, wie sie es oft tat. »Ich habe kein Papier mehr. Ich habe es so lange gestreckt, wie ich konnte. Meine Bilder wurden immer kleiner«, sagte sie mit einem kleinen Lachen, während sie mit den Fingern zeigte, wie winzig ihre Bilder geworden waren. »Aber jetzt ist wirklich kein Platz mehr auf den Blättern. Nicht mal eine winzige Ecke ist übrig.«

»Weiß deine Missy, dass du kein Papier mehr hast? Würde sie dir neues kaufen?«

»Oh, sie malt keine Bilder mehr, jetzt, wo sie auf der Suche nach einem Mann ist. Letztes Mal hat sie mir nur deshalb das Papier gegeben, weil sie es weggeworfen hatte. Ich hatte es im Müll gefunden.«

»Bitte sie um Papier, Kitty.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht.«

Er sah die Angst in ihren hängenden Schultern und dem gesenkten Blick. Es machte ihn wütend. Er hätte sie am liebsten angeschrien, aber er hielt den Mund, weil er wusste, dass es nichts nützen würde. Er würde sie nur verschrecken.

»Wenn du keine Bilder mehr zeichnest«, sagte er schließlich, »meinst du, ich könnte dann eins haben? Eins, das du nicht mehr willst?«

»Warum?«

»Ich habe noch nie einen Sklaven gesehen, der so gut zeichnen kann wie du. Bitte? Nur eins?«

Sie schien von der Bitte verwirrt, aber dann leuchteten ihre Augen plötzlich auf. »Ich weiß, welches ich dir geben kann«, sagte sie und sprang auf. »Ich komme gleich wieder.«

»Warte!« Grady folgte ihr eilig zum Sklavenquartier. »Ich komme

mit. Ich würde gerne dein Zimmer sehen. Ich wette, du hast überall Bilder an den Wänden hängen, oder?« Er legte eine Hand auf ihren Rücken und sie zuckte zusammen.

»Ich habe nichts an meinen Wänden. Ich teile mir das Zimmer mit drei anderen Mädchen. Du bleibst besser hier.«

Er wartete am Fuß der Treppe und ärgerte sich darüber, dass Kitty immer vor ihm zurückschreckte. Es gab jede Menge anderer Mädchen, hinter denen er hier in Charleston her sein könnte. Warum verschwendete er seine Zeit mit ihr?

Als sie mit dem Bild zurückkam, wurde ihm wieder klar, warum. Kitty war anders als alle Mädchen, denen er bislang begegnet war. Sie hatte ihm die Zeichnung seines Lieblingspferdes Blaze mitgebracht.

»Hier. Jetzt gehe ich besser und sehe nach, ob Missy mich braucht«, sagte sie. »Gute Nacht, Grady.«

Als er später an diesem Abend die Kutsche vor Massas Hotel anhielt, zog Grady die Zeichnung aus der Tasche. »Darf ich Ihnen etwas zeigen, Massa Fuller?«, fragte er, als er die Tür für ihn öffnete. Er reichte Fuller das Bild, das Kitty gezeichnet hatte.

»Das sieht aus wie mein Pferd. Das ist Blaze. Woher hast du das?«

»Missy Goodmans Zofe hat es gezeichnet. Sie zeichnet gerne, aber sie hat kein Papier mehr. Ich habe mich gefragt, ob ich vielleicht ein paar zusätzliche Arbeiten verrichten könnte, um ein bisschen Geld zu verdienen ... Ich würde ihr gerne neues Papier kaufen.«

Fuller lächelte wissend. »Hast du ein Auge auf sie geworfen, Grady?«

»Sie kennen mich doch, Massa. Ich habe auf jeder Plantage ein Mädchen. Aber sehen Sie nur, wie gut das ist. Es ist eine Schande, dass sie nicht mehr zeichnen kann, oder?«

»Weiß Claire, dass ihr Mädchen so etwas kann?«, fragte er und gab Grady die Zeichnung zurück. »Warum fragt sie Claire nicht?«

»Kitty ist ein sehr schüchternes Mädchen, Massa. Sie hat sogar vor ihrem eigenen Schatten Angst. Missy hat ihr dieses Papier und einen Bleistift gegeben, aber Kitty würde nie um etwas für sich selbst bitten.« Noch während er den Grund erklärte, spürte Grady Wut in sich aufsteigen. Er bat seinen Herrn um einen Gefallen. Er bettelte. Kitty hatte überhaupt kein Rückgrat.

Fuller starrte eine Weile in die Ferne, als wäre er in Gedanken. »Ich

glaube, es gibt ein Schreibwarengeschäft in der Nähe der Institute Hall«, sagte er schließlich. »Wenn du mich morgen zu meiner Besprechung dort hingefährst, kannst du deiner Freundin etwas Papier kaufen.« Er steckte die Hand in die Tasche und holte eine Handvoll Münzen heraus, die er in Grady's Hand fallen ließ. Grady hatte noch nie im Leben Geld in der Hand gehalten und hatte keine Ahnung, wie viel Fuller ihm gegeben hatte oder wie viel Papier man damit kaufen konnte.

»Danke, Massa Fuller. Kann ich etwas tun, um mich bei Ihnen zu revanchieren?«

Fuller grinste. »Na ja, ich hätte nichts dagegen, wenn dieser kleine Gefallen Miss Goodman zu Ohren käme. Ich habe großes Interesse daran, bei ihr Eindruck zu machen, weißt du.«

»Ich werde es ihrer Zofe erzählen, Massa Fuller. Ich sage ihr, dass das Papier von Ihnen kommt. Danke, Massa Fuller.«

»Viel Glück bei deiner eigenen Liebschaft.«

Grady konnte es kaum erwarten, Kitty das Papier zu geben. Mehrere Tage vergingen, bevor er sie wieder sah, bei einer großen Tanzveranstaltung im Haus eines anderen Weißen. Grady und Massa Fuller kamen zuerst an; die Goodmans erschien später in ihrer eigenen Kutsche mit Albert als Fahrer. Kitty musste mit ihrer Missy hineingehen, aber Grady konnte ihr auf der Treppe zuflüstern: »Komm nach draußen, wenn du kannst. Ich habe etwas für dich.«

Lange musste er auf sie warten. Dann, am späten Abend, kam sie endlich kurz nach draußen. Kitty starrte ihn ungläubig an, als er ihr den Stapel Papier reichte. »Für ... mich? Alles?«

»Ja. Damit du noch mehr Bilder zeichnen kannst.«

Sie drückte das Papier an ihre Brust und weinte.

»He ... he, nun wein doch nicht. Das Papier wird ja sonst ganz weilig.« Grady nahm sie vorsichtig in den Arm, weil er unsicher war, wie sie auf seine Berührung reagieren würde. Sie ließ sich eine ganze Weile von ihm beruhigen, bevor sie sich von ihm löste und ihr Blick von Grady zu dem Papier und wieder zurückging, als hätte sie Angst, ihm zu glauben, als könnte der Schatz verschwinden.

»Woher hast du das?«

»Ich habe Massa Fuller das Bild gezeigt, das du von seinem Pferd gezeichnet hast, und er hat mir erlaubt, das Papier für dich zu kaufen.«

»Danke, Grady! Danke! So etwas Nettes hat noch nie jemand für mich getan.« Sie sank bereitwillig in seine Arme und drückte ihn fest. Grady hatte Dutzende Frauen im Arm gehalten, aber noch nie eine, die so zerbrechlich und verwundbar war wie Kitty. Er hatte beinahe Angst, ihre Umarmung zu erwidern. Aber seit der katastrophalen Verabredung mit Rosie hatte er kein Mädchen mehr im Arm gehalten, und es war ein gutes Gefühl, Kitty zu umarmen, die so warm und an allen richtigen Stellen weich war. Viel zu schnell löste sie sich wieder aus seiner Umarmung.

»Ich werde mein erstes Bild gleich jetzt zeichnen.«

Sie setzte sich auf die Stufe der Kutsche, die unter einer Straßenlaterne stand, und riss eines der Blätter vorsichtig in vier Teile, drei davon steckte sie ein. Grady sah ihr zu. Sie zeichnete ein Gesicht, das Gesicht einer Frau, und es wurde bald deutlich, dass es ein Bild von Missy Claire war.

»Warum malst du sie?«, fragte er stirnrunzelnd.

»Das wirst du schon sehen.«

Mehr wollte sie nicht verraten. Als sie fertig war, standen sie nebeneinander im Schatten von Gradys Kutsche und warteten auf das Ende der Gesellschaft. Kitty wirkte so glücklich, dass sie beinahe zu leuchten schien. »Danke, Grady. Du hast mich heute Abend sehr glücklich gemacht.«

»Das sehe ich.« Er nahm ihr Gesicht in seine Hände. Sie hatte erstaunliche Augen in der Farbe von Kastanien. Inzwischen bemerkte er die Farben von Dingen. Kitty hatte es ihm beigebracht. Er beugte sich zu ihr herunter und küsste sie. Sie reagierte zuerst ganz schüchtern und zögernd, und Grady wurde schnell klar, dass sie noch nie zuvor geküsst worden war. Er verlangsamte sein Tempo und genoss ihre Freude, als sie sich in seinen Armen entspannte und seine Küsse erwiderte.

Viel zu schnell war die Feier zu Ende. Die Haustür öffnete sich, und Massa Fuller kam mit Missy Claire am Arm aus dem Haus. Die Goodmans folgten ihnen. Grady rannte um die Kutsche herum, um Massa Fuller die Tür zu öffnen, während der Fahrer der Goodmans herunterkletterte, um seinen Eigentümern zu helfen. Aber bevor Massa Fuller einsteigen konnte, eilte Kitty auf ihn zu.

»Danke, dass Sie mir das Papier gekauft haben«, sagte sie. »Das

hier habe ich für Sie gezeichnet.« Sie gab ihm die Zeichnung von Claire.

Grady war wütend. Warum dankte sie einem weißen Mann, dem sie völlig egal war? Ihr das Papier zu kaufen, war Gradys Idee gewesen. Er war es gewesen, der sich hatte erniedrigen müssen, um Fuller um Geld zu bitten. Kitty tat das immer wieder. Sie bückte sich und küsste den Weißen die Füße. Ihm wurde davon ganz übel.

»Was ist das?«, fragte Claire, die sich aus dem Fenster ihrer Kutsche lehnte. »Was hat sie dir gegeben, Roger?«

Fuller hielt das Bild hoch, um es ihr zu zeigen. »Eine Zeichnung von dir, Claire. Sieh nur, du bist hervorragend getroffen.«

Missy Claire machte eine abschätzig Handbewegung. »Ja, ihre kleinen Zeichnungen waren schon immer ganz drollig. Gute Nacht, Roger.«

Massa Fuller stieg in seine Kutsche. Er blickte noch immer voller Verwunderung das Bild an, als Grady die Tür schloss. Grady war so wütend, dass er der Versuchung widerstehen musste, die Pferde zu einem wilden Galopp anzutreiben, als sie die Meeting Street zum Hotel entlangfuhren.



Kitty saß neben Albert auf dem Kutschbock und drückte ihr neues Papier fest an sich. Noch nie im Leben war sie so glücklich gewesen, nicht nur, weil sie jetzt wieder Papier zum Zeichnen hatte, sondern auch, weil Grady sie geküsst hatte. Sie war noch nie zuvor geküsst oder von einem Mann umarmt worden, und es tat ihr leid, dass der Abend so schnell vergangen war. Seine Küsse weckten ganz unbekannte, noch nie empfundene Gefühle in ihr, und sie wünschte, sie hätte ihn die ganze Nacht lang küssen können.

»Du treibst dich in letzter Zeit viel mit Massa Fullers Kutscher herum«, sagte Albert, als hätte er ihre Gedanken erraten. Er sah sie lange und durchdringend an, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder auf die Straße richtete. »Ich habe gesehen, wie du ihn geküsst hast«, fügte er hinzu.

Kittys Gesicht wurde ganz warm. »Bitte sag es nicht Missy Claire«, flüsterte sie.

»Du siehst dich besser vor, was ihn betrifft, Mädchen. Wie heißt er?«

»Grady Fuller.«

»Ich habe mich ein bisschen umgehört. Manche sagen, er hätte auf jeder Plantage zwischen Beaufort und Charleston ein Mädchen. Sein Massa hat all den weißen Damen den Hof gemacht, auf der Suche nach einer Frau für sich, und in der Zwischenzeit hat der Junge sich mit ihren jungen Sklavenmädchen eingelassen. Wie ich höre, hat er schon mindestens einem halben Dutzend Mädchen versprochen, sie zu heiraten. Hat er dir das auch versprochen?«

»Nein ...« Aber ihr Gesicht fühlte sich an, als säße sie vor einem lodernden Kaminfeuer.

»Massa Fuller ist ein feiner Herr. Er macht keine Versprechungen, bevor er sich entschieden hat. Aber dieser junge Bursche nutzt so dumme Dinger wie dich nur aus. Er ist eitel wie ein Gockel und schart einen ganzen Hof voller Hühner um sich. Pass auf, dass er dich nicht zum Narren hält.«

War das der Grund, weshalb Grady ihr das Papier geschenkt hatte? Damit sie sich von ihm umarmen ließ? Sie erinnerte sich daran, wie bereitwillig sie ihn geküsst hatte – noch immer war ihr Mund empfindlich von dem fordernden Druck seiner Lippen und dem kratzigen Kinn. Sie war froh, dass Albert im Dunkeln ihr gerötetes Gesicht nicht sehen konnte.

»Danke, dass du mir das gesagt hast«, murmelte sie.

»Ja ... pass auf, dass er dir nicht das Herz bricht«, sagte er.

Das nächste Mal, als sie Grady über den Weg lief, hatte Kitty es nicht so eilig, sich in seine Arme fallen zu lassen oder ihm in den Schatten zu folgen. Schließlich wurde er ungeduldig, weil sie seine Annäherungsversuche zurückwies. »Was ist denn heute mit dir los, Mädchen? Warum zeigst du mir die kalte Schulter?«

»Ich freue mich sehr darüber, dass du mir das Papier geschenkt hast, Grady. Ich bin wirklich dankbar ...«

»Aber ... was? Was ist los?«

Sie starrte verlegen zu Boden. »Ich habe gehört, dass ich nicht das einzige Mädchen bin, das auf deine Komplimente reinfällt.«

Er hob ihr Kinn hoch, sodass sie ihn ansehen musste. »Woher weiß ich, mit wem du dich noch triffst, wenn ich nicht hier bin?«, fragte er.

»Ich – ich treffe mich mit niemandem.« Kitty wollte weiter die Verärgerte spielen und gehen, aber er hatte eine Macht über sie, die sie nicht verstand.

Er legte den Kopf schief und grinste. »Du erwartest doch wohl nicht, dass ich das glaube, oder? Du willst mir erzählen, dass das hübscheste Mädchen in ganz South Carolina nicht ein Dutzend Freunde hat? Nein, das glaube ich keine Sekunde.«

»Es stimmt aber. Du bist der einzige, Grady. Aber nach dem, was mir zu Ohren gekommen ist, hast du einen ganzen Hühnerstall voller Mädchen, die sich um dich scharen.«

»Wer erzählt denn solche Sachen?« Die plötzliche Wut in seinen Augen jagte ihr einen Schauer der Angst über den Rücken. Etwas in Grady war wie ein wildes Tier, ungezähmt und kaum beherrscht. Manchmal sehnte Kitty sich danach, den Verlust und den Schmerz, den sie in seinen dunklen Augen sah, zu lindern. Aber dann flammte sein Zorn auf, so wie jetzt, und sie wusste, dass sie weglaufen musste, bevor er ihr wehtat.

»Ist es wahr?«, brachte sie heraus. »Kannst du mir in die Augen sehen und mir sagen, dass du nicht einem Dutzend anderer Mädchen schöne Augen machst?«

»Was ist so toll daran, die Einzige zu sein?«, fragte er und verbarg seine Wut hinter einem Lächeln. »Mir ist es egal, ob ich der einzige Mann in deinem Leben bin.«

»Und all die Sachen, die du über mich gesagt hast, dass ich das hübscheste Mädchen im Bundesstaat bin – war das alles gelogen?«

Sein selbstgefälliges Grinsen erstarb. »Das war nicht gelogen. Du bist die Hübscheste«, sagte er, und einen kurzen Augenblick war es, als ließe er seine Maske sinken. Der eingebildete, selbstzufriedene Mann verschwand und sie sah den echten Grady dahinter. Er sagte die Wahrheit.

Kitty wusste nicht, was sie davon halten sollte. Sie hatte keine Erfahrung mit Männern, sondern ihr klang nur Alberts Warnung im Ohr, vorsichtig zu sein – und sie hatte eine tiefe innere Angst davor, verletzt zu werden. Ihre Eltern hatten sich verliebt und es hatte zu großem Leid geführt.

»Ich muss gehen«, sagte sie. »Vielleicht braucht Missy mich.« Ihn stehen zu lassen, kostete Kitty mehr Mühe, als sie sich je vorgestellt

hätte, so ausgehungert nach Liebe und Zuneigung war sie. Aber Albert hatte gesagt, Grady halte sie zum Narren, und damit wollte sie nichts zu tun haben.

Grady blickte ihr nach und weigerte sich rundheraus, ihr nachzulaufen und zu betteln. Von jetzt an würde er ihr aus dem Weg gehen. Sollte sie allein dasitzen und zeichnen, wenn es das war, was sie wollte. Was kümmerte es ihn? Aber das hatte er sich schon unzählige Male vorgenommen, und jedes Mal hatte er sich wieder zu ihr hingezogen gefühlt wie ein Pferd, das den letzten Kilometer nach Hause galoppiert.

Es war ihm wichtig, was Kitty über ihn dachte. Sie war für ihn nicht wie alle anderen gewesen, ein weiteres Mädchen, das es zu erobern galt und dessen Herz er brechen wollte. Sie war anders. Es machte ihm zu schaffen, dass sie sich jedes Mal ängstlich zurückzog, wenn er seine Wut durchscheinen ließ. Und jedes Mal, wenn er mit ihr zusammen war, wurde er wegen irgendeiner Sache wütend – seit dem Tag, an dem sie sich zum ersten Mal begegnet waren und sie sein Bild gezeichnet hatte. Er wusste, dass er sie immer wieder verschreckte, und es gefiel ihm gar nicht, dass er in ihrer Reaktion sich selbst so sah, wie sie ihn sah – zornig, verbittert, voller Hass.

Etwas ging in seinem Herzen vor, das Grady nicht verstand – etwas, das er nicht wollte. Vielleicht hatte er wirklich Angst, Nähe zuzulassen, so wie Delia es gesagt hatte – aber das war ja gut. Er würde sich jedenfalls nicht für den Rest seines Lebens auf *ein* Mädchen beschränken. Der einzige Grund, warum er schon so lange hinter Kitty her war, war der, dass Massa Fuller nicht so viel unterwegs war wie sonst. Beide hatten sie noch nie so lange um eine Frau geworben. Vielleicht war Massa Fuller ja bereit, sich festzulegen, aber Grady war es ganz sicher nicht, auch wenn Kitty weit und breit das hübscheste Mädchen war. Er war froh, dass sie ihn hatte stehen lassen, bevor sie eine tiefere Saite in ihm zum Klingen gebracht hatte.

Warum also empfand Grady dann einen solchen Verlust bei dem Gedanken, dass er sie nie wiedersehen würde? Warum tat es so weh, sie gehen zu sehen? War es nur sein Stolz oder das Verlangen, Kittys Herz zu erobern, wie er all die anderen Mädchenherzen erobert hatte? Zu allem Überfluss lief er Kitty ständig über den Weg.

Er wünschte, Massa Fuller würde zur Plantage oder nach Beaufort zurückkehren und sich von Charleston fernhalten. Grady beschloss, ihn danach zu fragen, als sie an diesem Abend ihr Hotel erreichten.

»Fahren wir bald nach Beaufort zurück, Massa?«

»Ja. Sogar schon nächste Woche.«

Grady seufzte. Gut. Dann würde er Kitty nicht mehr sehen müssen. Er würde sie vergessen, und wenn er sie nicht mehr sah, würden seine Gefühle für sie schnell abkühlen.

»Aber gleich nach der Wahl kommen wir wieder her«, fügte Massa Fuller hinzu.

»Wieder zurück nach Charleston? Wann ist denn diese Wahl, Massa?«

»Im November.« Fuller lächelte ein wenig. »Ich habe Claire Goodman gebeten, meine Frau zu werden. Weihnachten wird die Hochzeit sein.«

Diese Nachricht brachte Grady aus der Fassung, aber er wusste nicht, warum. »Das ist wunderbar, Massa Fuller«, sagte er mit einem aufgesetzten Grinsen. »Herzlichen Glückwunsch.«

»Danke.«

Grady sah zu, wie Massa Fuller im Hotel verschwand, und fuhr die Kutsche um den Block zu dem Mietstall, wo die Pferde während der Nacht untergebracht waren. Zog eine Zofe mit ihrer Herrin zu der neuen Plantage, wenn sie heiratete? Hoffentlich nicht. Hoffentlich doch.

Grady hätte am liebsten jemanden verprügelt.

KAPITEL II

*Charleston, South Carolina
Dezember 1860*

Grady brachte die Kutsche vor der Institute Hall in der Innenstadt von Charleston zum Stehen. Er und Massa Fuller waren nach einem kurzen Ausflug nach Beaufort wieder in die Stadt zurückgekehrt und wohnten im Charleston Hotel. Einen Monat lang hatte Grady vor der Halle gewartet, während Massa den ganzen Tag in irgendwelchen Besprechungen verbracht hatte, und Massa dann beinahe jeden Abend zu Missy Claire gefahren. Nach allem, was Grady mit angehört hatte, fand Massa, dass mit Abraham Lincoln der falsche Präsident gewählt worden war. Die weißen Männer waren so erzürnt darüber, dass sie sich seit der Wahl ständig hier in der Institute Hall versammelten.

»Kann ich Sie was fragen, Massa Fuller?«, sagte Grady, als er die Tür der Kutsche für seinen Herrn aufhielt. »Ich habe Leute über ›Sezession‹ reden hören, und ich frage mich, was das bedeutet.«

Massa Fuller runzelte die Stirn. »Die Vereinigten Staaten haben als eine Union freier, unabhängiger Staaten angefangen«, erklärte er. »Wir überlegen gerade, ob South Carolina diese Union verlassen soll – sich abspalten, das bedeutet Sezession – da die Bundesregierung nicht mehr unsere Interessen vertritt. Wenn die Sezession durchkommt, was ich hoffe, dann wird South Carolina wieder ein unabhängiges Gemeinwesen sein.« Die Falten auf Massas Stirn vertieften sich noch mehr, aber Grady glaubte nicht, dass Fuller sich wegen seiner Frage ärgerte; es war vielmehr das Thema selbst, das ihn in Unruhe versetzte. Ein anderer Weißer, der gerade auch aus seiner Kutsche gestiegen war, schaltete sich in die Unterhaltung ein.

»Das hoffen wir alle, Roger. Die Union ist in die Hände der Nordstaatenfanatiker gefallen. Es besteht keine Partnerschaft mehr. Wenn die Mehrheit anfängt, die Minderheit zu unterdrücken, dann ist es an der Zeit, sich zu wehren.«

»Genau!«, fügte ein dritter Mann hinzu.

Grady fragte sich, ob sie das immer noch so sehen würden, wenn die schwarze Minderheit beschlösse, sich gegen ihre Unterdrücker zur Wehr zu setzen.

»Übrigens, Roger: Herzlichen Glückwunsch zu deiner Verlobung«, sagte der erste Mann. Er schüttelte kräftig Massa Fullers Hand. »Meine Frau und ich freuen uns auf die Hochzeit nächste Woche.«

»Ich muss sagen, dass ich mich auch darauf freue«, erwiderte Fuller lachend. Grady sah ihnen nach, wie sie alle gemeinsam in dem großen Gebäude verschwanden. Er würde die Kutsche irgendwo parken und sich wieder einmal darauf einstellen, einen ganzen Tag lang und dann den ganzen Abend beim Haus der Goodmans zu warten, während er versuchte, Kitty aus dem Weg zu gehen. Das war nicht weiter schwierig. Jetzt, da Missy Claires Hochzeit bevorstand, hatte weder Kitty noch irgendein anderer Sklave eine freie Minute.

Ganz Charleston schien wegen der Sezession in Aufruhr, aber Grady wusste, dass es dabei eigentlich um die Sklaverei ging. Vor allem würden Massa und die anderen Plantagenbesitzer für das Recht kämpfen, ihre Sklaven zu behalten. Es wurde sogar von Krieg gesprochen. Grady hatte Massa Fuller zu einem Herrenausstatter gefahren und durchs Fenster zugesehen, wie der Schneider ihn für eine neue Uniform ausgemessen hatte. Während sie zu Hause in Beaufort gewesen waren, hatte man Massa Fuller zum Hauptmann in der Freiwilligenarmee von Beaufort ernannt.

Einige Tage später wartete Grady vor der Halle auf seinen Herrn, als mehrere Männer zur Tür herausgestürmt kamen und riefen: »Freiheit! Die Sezession ist beschlossen!« Innerhalb weniger Minuten breitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer in der Innenstadt von Charleston aus. Die Geschäfte schlossen, die Kirchenglocken läuteten, und als Massa Fuller und die anderen Männer strahlend das Gebäude verließen, hatte die Artillerie bereits das Feuer eröffnet, sodass die Fenster in der ganzen Stadt bebten.

»Was ist denn los, Massa?«, fragte Grady. »Gibt es Krieg?«

»Wir haben den Beschluss zur Sezession unterschrieben. South Carolina ist der erste Staat, der sich jemals von der Union getrennt hat.«

Grady zwang sich zu einem Lächeln und sagte: »Das sind gute Neuigkeiten, Massa. Das wollten Sie doch, nicht wahr?«

»Ja, auf jeden Fall.«

»Wohin soll ich Sie jetzt fahren?«, fragte er, als er die Zügel vom Pfosten losband.

»Wir fahren beim Schneider vorbei und sehen nach, ob meine Uniform fertig ist.«

»Ich habe in letzter Zeit ziemlich viele Leute in Uniform gesehen. Wird es einen Krieg geben?«

»Das bezweifle ich. Wir sind der Union freiwillig beigetreten, und wir haben das Recht, sie zu verlassen, wenn wir wollen. Aber es schadet nichts, vorbereitet zu sein. Die Militärgesetze unseres Staates sehen vor, dass alle Männer in meinem Alter jedes Jahr drei Monate lang dienen. Sobald ich nach Beaufort zurückgekehrt bin, wird meine Artillerieeinheit mit der Ausbildung beginnen.«

»Sieht so aus, als würden die Geschäfte früher zumachen, um zu feiern«, sagte Grady, während er die verstopften Straßen rund um die Institute Hall hinunterblickte. »Wir beeilen uns besser, damit wir zum Schneider kommen, bevor er auch zumacht.«

»Morgen heirate ich!«, rief Fuller, um das Glockengeläut der nahe gelegenen Kirche zu übertönen. »Von jetzt an werden Claire und ich unseren Hochzeitstag zusammen mit unserer Unabhängigkeit feiern.«



Am nächsten Morgen stand Grady sehr früh auf, um die Kutsche mit Stechpalmenzweigen und Efeuranken zu schmücken, so wie Massa es wünschte. Er flocht Bänder in die Mähnen und Schwänze der Pferde und befestigte Federschmuck an ihrem Zaumzeug. Dann fuhren ein sehr nervös wirkender Massa und seine beiden Söhne zur Kirche. Missy Claire traf kurze Zeit später in ihrer Kutsche ein, und Grady sah Kitty kurz, als sie ihrer Herrin in die Kirche half. Aber er verlor sie schnell aus den Augen, als die Gäste zu Hunderten mit ihren Kutschen ankamen. Die Hochzeit selbst sah er nicht, weil er mit den anderen Fahrern draußen vor der Kirche wartete.

Als die Zeremonie vorüber war, kam Massa mit Missy Claire am Arm die Treppe hinunter. Die Kirchenglocken läuteten und die Gäs-

te bewarfen das Brautpaar mit Reis, während Grady ihnen in die Kutsche half, um zu Missy Claires Haus zurückzufahren. Er würde daran denken müssen, sie nicht mehr Missy Claire zu nennen. Sie war jetzt Missus Fuller.

Der Dezembertag erwies sich als sonnig und ungewöhnlich warm, und so gab es für Grady und die Kutscher und Sklaven der anderen Gäste eine kleine Feier im Hof, während die Weißen im Ballsaal der Goodmans im ersten Stock des Hauses feierten. Die Fenster des Großen Hauses waren geöffnet, und einige der Sklaven tanzten zu der fröhlichen Musik, die von der Hochzeitsfeier herunterdrang. Grady sah keine Mädchen in seinem Alter, mit denen er hätte tanzen wollen. Und er brauchte sich keine Sorgen darüber zu machen, dass er Kitty begegnen könnte, denn die Sklaven der Goodmans waren damit beschäftigt, zu kochen und mehrere Hundert Gäste mit Essen zu versorgen.

Als Grady am späten Nachmittag ruhelos durch den Hof streifte, kamen die schwarzen Musiker heraus, um eine Pause zu machen. Einer von ihnen legte Geige und Bogen genau vor Grady auf eine Bank und ging dann, um sich etwas zu essen zu holen. Grady nahm das Instrument in die Hand. Das Gewicht und die Form fühlten sich sofort vertraut an, und die Geige zu halten, weckte in ihm eine Sehnsucht, von der er nichts geahnt hatte. Ohne nachzudenken legte er die Geige an – und ließ sie dann schnell wieder sinken. Wie viele Jahre war es her, dass er gespielt hatte? Mindestens drei. Doch er konnte nicht widerstehen. Er hob das Instrument wieder ans Kinn und fuhr mit dem Bogen über die Saiten. Der Klang pulsierte angenehm durch seinen Körper. Er lächelte, ohne es zu merken, und spielte eine schnelle Tonleiter.

Die Geige war verstimmt, wahrscheinlich vom Spielen all der Tanzmelodien. Grady griff nach den Wirbeln und drehte sie, um die Saiten zu stimmen, während er die Tonhöhe mit dem Bogen überprüfte, bis es richtig klang. Dann spielte er eine einfache Melodie, und seine Finger erinnerten sich genau daran, wohin sie sollten und wie fest sie die Saiten herunterdrücken mussten. Es war, als hätte er erst vor wenigen Tagen gespielt.

»Du hast ein gutes Ohr«, sagte eine Stimme hinter ihm. »Spielst du viel?«

Grady drehte sich um und sah den Mann, dem die Geige gehörte. »Früher mal. Ich habe lange nicht mehr gespielt.« Er reichte dem anderen das Instrument, aber der Mann schüttelte den Kopf, einen Teller und ein Glas Apfelwein in der Hand.

»Nein, mach ruhig. Ich will hören, was du sonst noch spielen kannst.«

»Ich kann mich nicht mehr erinnern«, murmelte Grady.

»Du hast die Saiten gestimmt, als würdest du dich noch erinnern.«

Grady zögerte. Einerseits wollte er spielen und die Musik wie Balsam durch seinen Körper fließen lassen, wie damals, als Beau ihm in New Orleans das Geigespielen beigebracht hatte. Aber andererseits konnte er nicht vergessen, wozu er in den folgenden Jahren gezwungen worden war. Er würde nie wieder spielen.

»Nein, danke«, murmelte er. Er legte die Geige wieder auf die Bank, wo er sie gefunden hatte.

»Kennst du dieses Lied?«, fragte der Geiger und stellte seinen Teller ab. Er hob das Instrument und spielte eine langsame, wunderschöne Melodie, die Grady noch nie zuvor gehört hatte. Ohne dass es ihm bewusst war, beobachtete er, wohin der Mann seine Finger setzte, und lernte die Melodie, als wollte er sie selbst spielen. Bei der dritten Strophe konnte Grady sie auswendig. Allmählich merkte er, dass die Gespräche um sie herum verstummt waren und die anderen Sklaven ebenfalls zuhörten.

»Kennst du das Lied?«, fragte der Mann, als er geendet hatte. Grady schüttelte den Kopf. »Es heißt ›Amazing Grace‹, aber ich nenne es das Sklavenhändlerlied. Der Mann, der es geschrieben hat, war Hauptmann auf einem Sklavenschiff.«

Grady erstarrte. Seine Abscheu musste in seiner Miene deutlich geworden sein, denn der Mann berührte ihn mit dem Bogen am Arm, als wollte er ihn besänftigen.

»Nein, nein. Er hat den Sklavenhandel aufgegeben, als er Jesus fand«, erklärte der Geiger grinsend. »Das Lied hat er anschließend geschrieben. Er hat gesagt, dass Jesus ihn gerettet und ihm vergeben hat und ihm ein ganz neues Leben geschenkt hat. In der letzten Strophe heißt es, dass wir im Himmel zehntausend Jahre Zeit haben, um Jesus zu loben. Ich mag die Vorstellung, dass ich dort oben Geige spielen werde, du nicht auch?«

»Ich habe mit Jesus nichts zu tun«, sagte Grady kalt. Er stapfte davon, um sich noch ein Glas Apfelwein zu holen.

Kitty trat in dem Augenblick durch den Dienstboteneingang in den Hof, als Grady sich mit wütender Miene von einem der Musiker entfernte. Selbst bei diesem fröhlichen Anlass schien er nicht in der Lage zu sein, sich zu entspannen und zu vergnügen. Sie schüttelte den Kopf und eilte zu dem Tisch mit den Speisen. Sie wollte etwas essen und die wenigen freien Augenblicke genießen. Gerade hatte sie ihren Teller gefüllt und sich nach einem Sitzplatz umgesehen, als sie Gradys Stimme hinter ihr hörte.

»Ich wundere mich, dass deine Missy dich zum Fest gehen lässt.«

Kitty sah zu ihm auf und wandte dann den Blick schnell wieder ab. Es fiel ihr schwer, Grady anzusehen und nicht daran zu denken, wie es gewesen war, als er sie geküsst hatte. Und noch schwerer war es, sich nicht zu wünschen, er würde es wieder tun. »Ich habe sehr viel zu tun«, sagte sie. »Dies ist der wichtigste Tag im Leben von Missy. Da braucht sie mich mehr denn je.«

»Ich dachte mir schon, dass du sie verteidigen würdest.«

Kitty ließ seine Bemerkung durchgehen. Sie suchte sich einen Sitzplatz und fing an zu essen. Neben ihr war genug Platz, sodass Grady sich hätte hinsetzen können, aber er blieb stehen.

»Willst du gar nichts essen?«, fragte sie.

»Ich habe schon gegessen.« Er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen, steckte die Hände in die Hosentaschen und zog sie gleich darauf wieder heraus. »Massa sagt, wir fahren bald nach Beaufort«, sagte er schließlich. »Kommst du auch mit?«

»Ja, Missy nimmt mich mit.«

»Du scheinst darüber nicht gerade glücklich zu sein. Was ist los?«

Kitty zwang sich zu einem Lächeln. Wenn Grady bemerkte, dass sie unglücklich war, dann würde Missy Claire es auch merken. Sie durfte nicht bedrückt erscheinen. »Nichts ist los. Ich war nur noch nie von zu Hause fort, das ist alles. In einem neuen Haus und einer neuen Stadt zu leben, macht mir ein bisschen Angst. Bisher habe ich nur auf der Great-Oak-Plantage oder hier in Charleston gelebt.«

»Hast du Angehörige, die du zurücklässt?«

»Nein. Ich habe viele Freunde, wie Mammy Bertha und die Köchin

und Bessie, aber keine Familie. Wie ist es denn da, wo du mit dem Massa lebst?»

»Ich weiß nicht. Ich durfte noch nie ins Große Haus. Und ins Stadthaus in Beaufort auch nicht.« Sein Zorn flammte kurz auf, aber Kitty sah, dass er ihn bewusst im Zaum hielt. »Ich achte nicht so auf die Farben und so, wie du das tust«, sagte er achselzuckend. »Aber es ist ruhig und friedlich dort. Viele hübsche Sachen, die du zeichnen kannst, würde ich sagen. Beaufort ist längst nicht so groß und laut wie Charleston. Ich freue mich schon darauf, von hier wegzukommen.«

Er blickte zu den offenen Fenstern hinauf, als die Musiker im Ballsaal den nächsten Tanz anstimmten. Die Musik schien Grady aus irgendeinem Grund nicht zu behagen.

»Sind die anderen Sklaven nett?«, fragte Kitty.

»Hm?«

»Die anderen Sklaven dort, wo dein Massa lebt. Sind sie nett?«

»Ich finde schon.«

Kitty aß einen Bissen Fleisch und fragte sich, wie viele Freundinnen Grady wohl zu Hause hatte und ob sie sich mit ihnen verstehen würde. Sie wusste, dass er wütend würde, wenn sie ihn nach anderen Mädchen in ihrem Alter fragen würde. »Na, immerhin kenne ich schon einen Menschen dort«, sagte sie.

»Ja. Deine Missy.«

An seinem bitteren Tonfall erkannte sie, dass er immer noch böse auf sie war. Aber bevor sie antworten konnte, kam eines der Hausmädchen an die Tür und rief sie. »Kitty! Missy Claire will, dass du sofort kommst.«

Kitty stellte ihren halb vollen Teller beiseite und beeilte sich, den Wunsch ihrer Herrin zu erfüllen.

»Bis später«, murmelte Grady.



Delia sah erschrocken, wie Massa Fullers Kutsche vor dem Stadthaus hielt. »Kommt schnell her«, rief sie den anderen Sklaven zu. »Der Massa ist früher nach Hause gekommen und er hat seine neue Braut mitgebracht.« Sie wusste nicht, was sie zuerst tun sollte: hin-

auslaufen und ihre neue Herrin begrüßen, in den Salon eilen und die Tücher von den Möbeln reißen oder nach oben rennen und die Schlafzimmer fertig machen. Sie entschied sich für den Salon und schickte Martin hinaus, damit er die Herrschaften begrüßte, und Minnie nach oben.

Massa Fuller führte seine neue Braut gerade in dem Augenblick ins Zimmer, als Delia das letzte Tuch verstaubt hatte. Sie musste ihren Schrecken verbergen, als sie sah, wie jung das Mädchen war. Sie hätte Massas Tochter sein können. Die Weißen waren schon seltsam.

»Claire, Liebling, das ist Delia«, sagte Massa Fuller. »Sie war meine Mammy, als ich klein war, und jetzt überwachen sie und Martin für mich die Haussklaven, sowohl hier in der Stadt als auch draußen auf der Plantage.«

Delia hielt den Blick respektvoll gesenkt. »Willkommen, Missus Fuller. Wir sind sehr froh, dass Sie da sind. Es tut mir leid, dass noch nicht alles fertig ist, aber wir haben Sie erst nächste Woche erwartet.«

»Ich weiß«, sagte Massa, »aber es gab unerwartete Entwicklungen in Charleston. Wir haben Militärbereitschaft.«

»Das klingt aber nicht gut, Massa. Und es so sieht aus, als hätten Sie auch eine neue Uniform. Fangen wir etwa einen Krieg an?«

»Wir wollen es nicht hoffen. Wir haben alle US-Truppen aufgefördert, South Carolina zu verlassen, nachdem die Abspaltung beschlossen war, aber sie haben sich geweigert, Fort Sumter im Hafen von Charleston aufzugeben. Ich bin zu meinem Kommando bei der Artillerie von Beaufort zurückgekehrt, für den Fall, dass es eine Machtprobe gibt.«

Delia schüttelte mitfühlend den Kopf. »Das ist aber keine schöne Art, Ihre Hochzeit zu feiern, Massa.«

»Claire versteht das, nicht wahr, Liebling?«, sagte er und lächelte seine Braut an. Sie erwiderte schnell sein Lächeln. Aber Delia bemerkte, dass Missus Fuller den Raum genau inspiziert und dabei kritisch Massas schöne Möbel und Bilder betrachtete, so als wollte sie zusammenrechnen, was sie wert waren. Sie war recht hübsch für ein weißes Mädchen, aber es war eine kalte Schönheit, wie ein klarer, kühler Wintertag, ohne die Weichheit und Wärme des Frühlings. Massas erste Frau war genauso gewesen.

»Zeig ihr alles, Delia«, sagte Massa. »Und Claire hat auch ihre Zofe mitgebracht. Sieh mal, ob du für sie einen Schlafplatz findest.«

»Ja, Massa Fuller.«

Er verließ das Haus gleich wieder, so sehr war er in Eile, und fuhr mit der Kutsche davon, während Delia begann, Missus Fuller durch die Räume im Erdgeschoss zu führen. Dieses Stadthaus war nicht annähernd so groß wie das Große Haus auf Massas Plantage, aber es schien eine Ewigkeit zu dauern, weil die neue Herrin jeden wertvollen Gegenstand in jedem Zimmer genau untersuchen musste. Als sie nach oben gehen wollten, bemerkte Delia die neue Zofe, die mit großen Augen wie ein verängstigtes Kind auf dem Gang stand. Sie war durch den Dienstboteneingang hereingekommen und schien Angst zu haben, sich ohne Erlaubnis zu rühren. Die junge Frau kam Delia bekannt vor, aber bevor sie noch die Gelegenheit hatte, sie nach ihrem Namen zu fragen, fing Missus Fuller an, sie anzuschreien.

»Steh nicht so nutzlos herum, Kitty, sondern geh und pack meine Sachen aus. Muss man dir denn alles sagen? Hast du keinen Grips im Kopf?«

»Tut mir leid, Missy. Ich kenne mich hier noch nicht aus und –«

»Dann frag jemanden! Du hast doch einen Mund, oder?«

»Es ist das große Zimmer rechts oben, wenn du die Treppe hinaufkommst«, sagte Delia schnell. »Du siehst die ganzen Koffer und Truhen dort.« Kitty lief die Treppe hinauf, als wäre der Teufel hinter ihr her. Delia warf Massas neuer Frau einen Blick zu und fragte sich, ob es nicht tatsächlich so war.

Als Delia sich am Abend endlich setzen und ihr eigenes Essen in der Küche zu sich nehmen konnte, hatte sie von ihrer neuen Herrin bereits genug. Jesus würde in Delias Herz ein Wunder bewirken müssen, um diese Frau zu lieben. Natürlich war Missus Fuller zuckersüß, wenn der Massa in der Nähe war, aber sobald er außer Hörweite war, sah die Sache anders aus. Und ihre kleine Zofe hatte sie geradezu fertiggemacht.

»Wie geht es dir, Schätzchen?«, fragte Delia, als Kitty sich endlich zu ihr gesellen durfte. »Du hattest den ganzen Tag keine Zeit, dich hinzusetzen und etwas zu essen, oder?«

»Das macht nichts. Ich weiß, dass Missy sich so schnell wie möglich zu Hause fühlen will.« Etwas an Kittys Lächeln wirkte gezwun-

gen. Sie hatte es tapfer den ganzen Nachmittag aufgesetzt, selbst als ihre Herrin sie angeschrien hatte.

»Jetzt setz dich erst mal, und dann mache ich dir einen Teller fertig«, sagte Delia. »Dann können wir beide uns vielleicht ein bisschen näher kennenlernen.«

»Du brauchst mich nicht zu bedienen. Ich kann –«

»Ich weiß, dass du das kannst«, sagte sie und führte Kitty zu einem Stuhl. »Aber wenn ich dir diene, diene ich dem Herrn Jesus.«

»Du bist die Geschichtenerzählerin, nicht wahr?«, sagte Kitty. »Du warst ein paar Mal in Massa Goodmans Haus zu Besuch. Und du hast uns von dem Land erzählt, wo es nur Schwarze gab.«

Delia nickte. »Dachte ich mir, dass ich dich schon mal gesehen habe. Ich weiß noch, dass du deine Eltern verloren hast, als du noch ganz klein warst.«

Zum ersten Mal an diesem Tag schwand Kittys Lächeln. Sie nickte und versuchte ihren Kummer zu verbergen, indem sie in das Brötchen biss, das Delia vor sie hingestellt hatte. Sie senkte den Kopf, als erwarte sie Schläge.

»Musstest du noch andere Angehörige zurücklassen, als deine Missy geheiratet hat?«, fragte Delia.

»Ich hatte noch nie Angehörige«, sagte Kitty leise. »An meine Mama und meinen Papa kann ich mich nicht richtig erinnern. Ich weiß nur, was passiert ist, weil Mammy Bertha es mir erzählt hat.«

»Gibt es denn niemanden, Schätzchen?«, fragte Delia erstaunt.

»Ich habe Missy Claire. Sie war für mich wie Familie, seit ich ganz klein war. Da habe ich angefangen, im Großen Haus zu arbeiten und ihre Sklavin zu sein.«

Delia hatte gehört, wie Missy Claire sie behandelt hatte – und wie das arme Mädchen reagiert hatte. Jetzt glaubte Delia zu verstehen, warum der Herr dieses Mädchen zu ihr gebracht hatte. »Gott segne dich«, murmelte sie. »Bald werden wir alle für dich wie eine Familie sein. Minnie und Jim sind das ganze Jahr hier in Beaufort, um sich um Massas Stadthaus zu kümmern. Und Faye, unsere Köchin, hast du auch schon kennengelernt, oder? Und Martin? Er tut manchmal ein bisschen rechthaberisch, aber darauf brauchst du nichts zu geben. Martin, Faye und ich gehen immer mit, wenn Massa umzieht. Und du sicher auch, vermute ich.«

Als einen Augenblick später die Tür aufging und Grady ins Zimmer kam, fuhr Kitty zusammen. Delia sah, das etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen stand, als sie sich begrüßten. Ob er versucht hatte, Kitty schöne Augen zu machen, so wie er es bei so vielen anderen getan hatte? Dann durchquerte Grady die Küche und breitete die Arme aus, um Delia an sich zu drücken.

»Ich habe dich vermisst, Delia.«

»Ich dich auch, Schätzchen. Willkommen zu Hause. Ihr seid heute Nachmittag so schnell wieder gefahren, dass ich gar keine Zeit hatte, Hallo zu sagen.«

Er gab ihr einen Kuss auf die Stirn und setzte sich dann gegenüber von Kitty an den Tisch. »Ich weiß. Massa musste sofort zum Arsenal fahren.«

»Ich brauche dich wohl nicht zu fragen, ob du Hunger hast, oder?«, lachte Delia. Sie beeilte sich, etwas zu essen für ihn auf einen Teller zu tun. An der angestrengt wirkenden Unterhaltung der beiden merkte sie, dass etwas zwischen Grady und Kitty vorgefallen sein musste. Die beiden hatten eine Geschichte. Delia hoffte, dass er ihr nicht wehgetan hatte. Kitty schien sehr unschuldig und naiv und überhaupt nicht so wie Gradys übliche Eroberungen.

Delia beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen, sobald Kitty ins Haus zurückgegangen war und sie und Grady allein waren. »Ich werde dir eine Frage stellen, Grady, und ich will eine ehrliche Antwort. Was läuft zwischen dir und dem neuen Mädchen Kitty?«

»Nichts. Wir haben uns kennengelernt, als Massa Fuller ihrer Missy den Hof gemacht hat. Da ist nichts zwischen uns.«

Sie betrachtete ihn lange und versuchte zu ergründen, ob er die Wahrheit sagte. Er wich ihrem Blick aus und schaufelte Süßkartoffeln in sich hinein, als wäre es seine letzte Mahlzeit. »Das sieht dir gar nicht ähnlich, Grady. Kitty ist ein sehr hübsches Mädchen.«

»Ja, aber ... ich kann kein Mädchen respektieren, das sich so behandeln lässt wie sie.«

»Was soll sie denn tun? Mit ihrer Missy schimpfen?«

»Ich weiß, dass wir in ihrer Gegenwart wie Sklaven reden müssen«, sagte Grady ärgerlich. »Aber wenn Kitty nicht bei ihrer Missy ist, ist sie genauso und verteidigt sie immer. Sie sagt nie etwas Schlechtes über sie.«

»Ich nehme an, du willst, dass sie Missus Fuller ebenso hasst, wie du alle Weißen hasst?«

»Sie sind unsere Feinde, Delia, aber das versteht sie nicht. Sie glaubt, Missy wäre ihre Freundin.«

»Jesus sagt, dass wir unsere Feinde lieben und die andere Wange hinhalten sollen.«

»Kitty macht es nicht für Jesus«, sagte er und schob seinen Teller von sich. »Sie hat überhaupt keine Selbstachtung. Sie erniedrigt sich immer vor dieser weißen Frau und lässt sich ihre Misshandlungen gefallen.«

»Ich will dir mal was sagen«, begann Delia.

Grady hob die Hände. »Ich will nichts über Jesus hören.«

»Ich weiß. Ich werde nicht über den Herrn reden. Aber weißt du eigentlich noch, wie es ist, wenn man geliebt wird, Grady? Wie deine Mama und die anderen Leute dich geliebt haben, bevor du verkauft wurdest? Niemand hat Kitty je gesagt, dass er sie liebt. Denk mal darüber nach.«

Grady sah sie einen Moment lang an und senkte dann den Blick.

»Die einzige Form der Zuneigung, die sie jemals kennengelernt hat, ist die von Missy Claire«, fuhr Delia fort, »und du weißt, dass weiße Frauen keine Sklavinnen lieben. Niemand auf der ganzen Welt liebt dieses Mädchen. Wer weiß, wie du und ich wären, wenn wir niemanden gehabt hätten, der uns liebt.«

Die wütenden Falten auf Gradys Stirn glätteten sich. Delia wusste, dass sie zu ihm durchgedrungen war.

»Danke für das Essen«, sagte er. Er stand auf und gab Delia einen Kuss auf die Wange, um dann zum Stall hinauszugehen.

KAPITEL 12

Beaufort, South Carolina
Februar 1861

Kalter Regen durchnässte Kittys Kleid, als sie vom Stadthaus in die Küche lief. Drinnen in der warmen Küche duftete es nach Kaffee und Holzrauch. Faye, die Köchin, saß so bequem neben Delia und Grady am Feuer, dass Kitty sie nur ungern störte.

»Missy Claire und ihre Mama hätten gerne Tee«, sagte sie ganz außer Atem. Zu Hause hätte Kitty das Tablett selbst fertiggemacht, aber sie kannte sich in Fayes Küche noch nicht aus.

»Wollen sie auch etwas zu essen?«, fragte Faye, während sie aufstand.

»I-ich weiß nicht«, stammelte Kitty. »Ich laufe zurück und frage.«

Delia hielt sie zurück, bevor sie die Tür öffnen konnte. »Warte einen Augenblick, Schätzchen. Lauf nicht wieder in die Kälte hinaus. Wir machen etwas für die beiden fertig, und wenn sie es nicht wollen, brauchen sie es ja nicht zu essen.« Sie erhob sich, um Faye mit dem Teetablett zu helfen.

Kitty kannte Delia erst seit wenigen Monaten, aber sie hatte die winzige Frau schon jetzt ins Herz geschlossen. Nicht alles, was Delia sagte, verstand sie, vor allem, wenn sie anfang, über Jesus zu reden. Aber Delia passte auf Kitty auf und achtete darauf, dass sie genug aß und sich zwischendurch hinsetzen und kurz ausruhen konnte. Als Kitty das erste Mal gesehen hatte, wie Grady Delia umarmte, hatte sie gedacht, Delia sei seine Mutter. Aber dann war ihr wieder eingefallen, dass er ihr erzählt hatte, man habe ihn von zu Hause verkauft und gezwungen, bei einem Sklavenhändler zu leben.

»Sieht so aus, als wäre Missus Fullers Mutter genauso gemein wie Missy«, murmelte Grady. »Warum kommandiert sie alle die ganze Zeit herum? Was macht sie überhaupt hier? Wann geht sie nach Charleston zurück?«

Kitty blickte nervös aus dem Fenster, weil sie fürchtete, Missus Goodman könnte ihr gefolgt sein und seine Bemerkungen gehört

haben. Zu Hause tat sie das oft – die Gespräche der Sklaven belauschen, damit sie wusste, was sie im Schilde führten. »Die arme Missy war ein bisschen einsam und hatte Heimweh«, sagte Kitty, »deshalb ist ihre Mama zu Besuch gekommen. Missy kennt niemanden hier in Beaufort, und Massa Fuller ist so oft weg.«

»Arme Missy ...«, äffte Grady sie nach.

»Wohin ist Massa Fuller denn diesmal gefahren?«, fragte Faye, während sie Wasser in die Teekanne füllte.

»Er hat den Zug nach Alabama genommen«, sagte Grady. »Sie bilden da unten eine neue Regierung, zusammen mit den anderen Staaten, die sich abgespalten haben.«

»Können sie das denn so einfach machen?«, fragte Delia.

Grady zuckte mit den Schultern. »Offensichtlich. Massa hat mir erzählt, dass wir das neue Jahr in einem ganz neuen Land anfangen. Und wisst ihr auch, warum? Damit sie uns alle weiter versklaven können.«

Kitty verstand nicht alles, aber sie hatte genügend Gespräche im Großen Haus mit angehört, um zu wissen, dass die Weißen Angst hatten, es könnte Krieg geben. Sie dankte Faye und Delia für das Tablett, als es bereit war, und eilte dann zum Haus zurück.

Missy und ihre Mutter saßen vor dem Kamin im Salon. Martin hatte für sie Feuer gemacht, um die Kühle des Winternachmittags zu vertreiben. Kitty stellte das Tablett zwischen den beiden Damen ab und lauschte beiläufig ihrem Gespräch, während sie den Tisch deckte und Tee einschenkte.

»Du musst dich allmählich nach einer Amme umsehen«, hörte sie Missus Goodman zu Missy sagen. »Es dauert vielleicht nicht lange, bis du deine eigene Familie gründest, und jede Frau braucht eine schwarze Mammy, die ihre Babys für sie stillt. Glaub mir, das würde eine anständige Dame niemals selbst tun.«

»Kannst du nicht Mammy Bertha zu mir schicken?«, fragte Claire.

»Ach du meine Güte, Claire, sie ist doch viel zu alt. Sie hat dich und deine Schwestern gestillt, als ihr klein wart. Hat Roger keine anderen Haussklavinnen, die vielleicht in anderen Umständen sind?«

»Nicht, dass ich wüsste. Seine Haussklavinnen scheinen alle viel älter zu sein als unsere. Die Haushälterin, Delia, ist noch älter als Mammy Bertha. Ich glaube, Minnie und Faye auch.«

Kitty hielt sich im Hintergrund, während die Damen ihren Tee tranken, und wartete darauf, gehen zu dürfen. Sollte sie sich einfach davonschleichen, oder würde Missy dann wütend werden? Kitty beschloss zu bleiben.

»Und du solltest dir keine Feldsklavin ins Haus holen«, sagte Missus Goodman. »Sie sind viel zu ungehobelt und grobschlächtig.«

»Und sie sind zu dunkel«, fügte Missy hinzu. »Die richtig Schwarzen machen mir Angst.«

»Was ist mit deinem Mädchen Kitty?«

Sie hörte ihren Namen, aber wagte nicht zu reagieren, solange sie nicht dazu aufgefordert wurde. Sie stand ganz still, den Blick gesenkt, und tat so, als könne sie nichts hören.

»Kitty ist doch nicht einmal verheiratet«, sagte Missy lachend.

»Sklaven heiraten nicht, Claire. Wir veranstalten doch auch keine Hochzeiten für Kühe und Pferde, oder? Für Sklaven gibt es so etwas wie Ehe nicht.«

Kitty dachte an Bessie und Albert in Charleston. Sie kamen ihr wie Mann und Frau vor. Sie redeten sich sogar so an. Das Gleiche galt für Minnie und Jim hier in Beaufort.

»Sklaven haben nicht die gleichen Gefühle wie wir«, fuhr Missus Goodman fort. »Sie sind einfache Wesen. Und sie leben in den Sklavenbaracken praktisch mit jedem zusammen, ohne dass es ihnen etwas ausmacht, ob sie verheiratet sind. Es gehört zu den Aufgaben eines Sklavenbesitzers, für eine gute Zucht zu sorgen, damit man die bestmöglichen Bestände hat. Ich bin sicher, Roger macht das immer so. So züchten Besitzer die nächste Generation von Sklaven heran. Es spart auch eine Menge Geld. Neger können teuer sein, wenn man sie bei einer Auktion kaufen muss, aber wenn du sie selbst züchtest, kannst du deine Bestände auffüllen und die überzähligen mit Gewinn verkaufen.«

»Ich bin froh, dass Roger dafür zuständig ist und nicht ich«, sagte Claire schauernd.

»Wenn du eine Amme für dein Baby willst, wirst du dich selbst darum kümmern müssen. Wenn du Milch willst, musst du die Kuh zum Bullen schicken, damit sie kalbt. Auf die gleiche Weise bekommen wir eine Amme.«

»Bitte, Mutter.«

»Aber es ist genau das Gleiche. Sklaven sind nicht wie wir, Claire. Das vergisst du immer. Kitty ist dein Eigentum, und wenn du willst, dass sie dein Kind stillt, musst du sie decken lassen, damit sie vor dir schwanger wird.«

Kitty hatte nur eine ungenaue Vorstellung davon, worüber die zwei Frauen sprachen. Ihre Worte kamen ihr beängstigend vor – geradezu peinlich.

»Hast du das auch mit Mammy Bertha so gemacht?«, fragte Claire.

»Natürlich. Bertha wurde schnell schwanger. Sie war eine gute Amme.«

»Aber was ist denn mit all ihren Babys passiert? Ich kann mich nicht erinnern, irgendwelche schwarzen Babys im Haus herumlaufen gesehen zu haben.«

»Natürlich nicht. Du glaubst doch nicht, dass ich sie im Haus geduldet hätte, oder? Slavenbabys werden in der Slave Row großgezogen. Kitty, komm her«, befahl Missus Goodman plötzlich.

Kitty zuckte zusammen, eilte zu ihr und stellte sich neben den Teetisch. »Ja, Ma'am? Soll ich noch etwas Tee einschenken?«

»Nicht jetzt. Du kommst doch gut mir ihr zurecht, oder?«, sagte Missus Goodman zu ihrer Tochter und deutete dabei auf Kitty.

»Natürlich. Kitty ist schon seit Jahren meine Slavin – das weißt du doch.«

»Dann ist sie ganz offensichtlich die beste Wahl. Aber du solltest besser schnell dafür sorgen, dass sie schwanger wird.«

Claires Wangen wurden vor Verlegenheit ganz rot. »Wie soll ich das denn anstellen? Den ... na ja, du weißt schon, den Partner auszusuchen?«

»Du musst nur sehen, wer in Frage kommt, und dann die beste Auswahl treffen. Rogers Butler scheint mir passend. Wie heißt er?«

»Du meinst Martin? Es käme mir komisch vor, ihn zu fragen.«

»Du fragst nicht, Claire, du befiehst. Du bist die Dame des Hauses. Du gibst ganz einfach Befehle, und deine Sklaven müssen sie befolgen. Und du musst sie streng bestrafen, wenn sie es nicht tun. Du hast das Recht, jeden deiner Sklaven auf diese Weise zu züchten, wann immer du willst.«

»Das ist aber sehr ... geschmacklos.«

»Du meine Güte! Hör auf, Gefühle in die Sache hineinzulesen, die

nicht da sind. Die Neger sind nicht wie wir. Sieh sie dir doch an! Und wenn du nicht willst, dass eine Sklavin in deinem Kinderzimmer herumspaziert, die so schwarz wie Ruß ist und genauso schmutzig, dann solltest du dich lieber bald darum kümmern.«

»Also gut«, sagte Claire seufzend. »Wenn ich morgen mit Delia und Martin die Mahlzeiten und all das plane, werde ich mit ihm sprechen.«

Missus Goodman wandte sich wieder Kitty zu und sah sie mit strenger Miene an. »Hör mir zu, Mädchen. Es ist eine Ehre, als Claires Amme ausgewählt zu werden. Diese Aufgabe ist sogar noch wichtiger als die, ihre Zofe zu sein. Dir werden die Kinder deiner Herrin anvertraut. Aber damit man dir diese Aufgabe überträgt, musst du tun, was Claire sagt. Wenn sie dir sagt, dass du mit Martin schlafen sollst, dann tust du es. Ist das klar?«

»Ja, Ma'am. I-ich mag Kinder.«

Kitty kannte Martin nicht sehr gut, und er machte ihr Angst. Sie konnte sich nicht vorstellen, in einem Bett mit ihm zu schlafen – oder zu tun, was immer die Leute dort taten. Aber vor Missus Goodman hatte sie noch mehr Angst. Wenn es für sie und Missy so wichtig war, dass Kitty ein Baby bekam, dann würde sie tun, was man von ihr verlangte.

Kitty dachte während des restlichen Tages über die Unterhaltung nach, die sie mit angehört hatte. Allmählich gefiel ihr die Vorstellung, sich um Missys kleine Babys zu kümmern – und selbst ein Baby zu haben. Sie hatte Mammy Bertha geholfen, Missy Kate und Missy Mary zu versorgen, als sie Babys gewesen waren, und sie hatte immer gerne mit ihnen gekuschelt, sie zum Lachen gebracht und sie manchmal sogar in den Schlaf gewiegt. Kitty überredete sich, an all die guten Seiten zu denken – und die Scham zu verdrängen, die sie verspürte, wenn sie daran dachte, mit Martin zu schlafen.

Als sie an diesem Abend in der warmen Küche mit Delia allein war, beschloss Kitty, ihr von ihrer neuen Aufgabe zu erzählen. In den vergangenen Monaten hatte sie gelernt, dass sie Delia vertrauen konnte. Delia würde Kittys Angst und Verlegenheit – und ihre Unwissenheit – in Bezug aufs Kinderkriegen verstehen.

»Ich bekomme eine neue Arbeit, Delia«, sagte sie schüchtern. »Missy will, dass ich ihre Amme werde.«

»Eine Amme!« Delias Augen weiteten sich. Sie lehnte sich vor und legte eine Hand auf Kittys Bauch. »Bekommst du ein Baby, Schätzchen?«

»Nein, noch nicht. Missy sagt, ich muss erst mit Martin schlafen.«

»Was?«, schrie Grady.

Kitty fuhr entsetzt herum und sah ihn in der Tür stehen.

»E-es ist eine sehr wichtige Aufgabe«, beeilte sie sich zu erklären. »Wenn ich ein Baby habe, kann ich mich um Missys Baby kümmern, wenn sie und Massa eins bekommen.«

Ihre Worte schienen Grady nur noch wütender zu machen. Er stapfte in die Küche, sein Gesicht starr vor Zorn. »Das ist nicht richtig! Sie kann das nicht von dir verlangen!«

»Doch, das kann sie«, sagte Delia grimmig. »Die alte Missus Fuller hat es mit mir genauso gemacht, nur dass sie keinen Sklaven ausgesucht hat. Der weiße Aufseher hatte mich sowieso schon missbraucht, und so konnte ich nichts dagegen machen. Ich bekam sein Baby ein paar Monate, bevor Massa Roger geboren wurde. So wurde ich seine Mammy.«

»Aber es ist unrecht!«, schrie Grady. »Wir müssen dafür sorgen, dass das aufhört!«

»Nein, warte. Ist schon gut«, sagte Kitty. Sie musste so tun, als wäre alles in Ordnung, als wollte sie Amme werden. Sie wollte keinen Ärger mit ihrer Herrin bekommen. »Missys Mama sagt, dass sie es immer so machen.«

»Weißt du irgendetwas darüber, wie Babys entstehen?«, fragte Delia sie.

Kittys Gesicht wurde ganz warm vor lauter Verlegenheit. »Ich weiß, dass Missy Claire den Massa geheiratet hat. Jetzt schlafen sie zusammen und ... und sie wollen ein neues Baby.«

»Das stimmt«, sagte Delia. »Missy und Massa Fuller haben geheiratet. Du bist nicht verheiratet, Kitty.«

»Missus Goodman sagt, Farbige heiraten nicht. Sie sagt, für Kühe und Pferde gibt es keine Hochzeiten und für Sklaven auch nicht.«

Grady nahm einen Zinnbecher vom Tisch, warf ihn gegen die Wand und schrie: »Missus Goodman *irrt* sich!« Es schepperte, als der Becher zu Boden fiel.

Kitty bebte vor Furcht und sah ängstlich zur Tür hinüber, weil sie

befruchtete, Missus Goodman könnte den Lärm hören und in die Küche gestürmt kommen, um sie zu bestrafen.

»Grady, beruhige dich«, sagte Delia.

»Sag mir nicht, dass ich mich beruhigen soll!«, brüllte er. »Meine Mutter hat das Gleiche durchgemacht! Mein erster Massa ...« Er brachte den Satz nicht zu Ende.

»Ich weiß, Schätzchen, aber du machst ihr Angst.« Delia wandte sich wieder an Kitty. »Natürlich heiraten Sklaven auch. Wir nennen es ›über den Besen springen‹. Es ist genauso wie eine Hochzeit bei den Weißen, mit Prediger und allem. Aber Sklave oder nicht, die Bibel sagt, dass es falsch ist, ein Baby mit einem Mann zu bekommen, wenn du nicht in den Augen Gottes mit ihm verheiratet bist.«

»Aber ich muss doch tun, was Missy sagt, oder?« Kitty war so erschreckt, dass sie kaum die Tränen zurückhalten konnte. Sie hätte es Delia nie erzählen sollen. Jetzt waren sie und Grady beide böse, und Kitty würde furchtbaren Ärger deswegen bekommen.

»Bitte sag nichts«, flehte sie. »Missy wird wütend, wenn ich ihr nicht gehorche, und dann schickt sie mich wieder aufs Reisfeld.«

Delia nahm Kitty in die Arme. »Mach dir keine Sorgen, Schätzchen. Ich rede für dich mit Massa Roger. Er ist ein guter, gottesfürchtiger Mann und wird das nicht zulassen.«

»Er ist nicht zu Hause«, sagte Grady. »Und er kommt erst nächste Woche wieder.«

»Weißt du, wann deine Missy das vorhat?«, fragte Delia.

Kitty wand sich aus Delias Umarmung und ging auf die Tür zu. Sie wollte kein Wort mehr sagen. Zu viel hatte sie schon verraten. »Ich muss wieder raufgehen. Missy sucht mich bestimmt schon.«

»Warte«, rief Delia und hielt sie zurück. »Ich weiß, dass du deiner Missy gehorchen willst, aber was sie tun will, ist unrecht. Du empfindest nichts für Martin. Du willst doch nicht mit ihm schlafen, oder?«

»Nein, aber –«

»Dann darf Missy nicht versuchen, dich auf diese Weise zu benutzen, nur damit sie kriegt, was sie will. Babys zu zeugen, ist ein Segen Gottes, wenn ein Mann und eine Frau sich lieben und wenn sie miteinander verheiratet sind. Es ist unrecht, wenn Missy oder irgendjemand anders einen Mann für dich aussucht und dich zwingt, ein Baby mit ihm zu haben. Hast du verstanden?«

Tränen liefen Kitty übers Gesicht. »Ich glaube schon, aber –«

»Dann sag mir bitte, wann Missy das plant. Du wirst keinen Ärger bekommen, das verspreche ich.«

Kitty zögerte. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Grady sah so wütend aus, als würde er die Wahrheit aus ihr herausprügeln, falls sie nicht damit herausrückte. Sie beschloss, Delia zu vertrauen. »Missy sagt, sie will morgen früh mit Martin sprechen.«

»Das können wir nicht zulassen!«, rief Grady. »Wir sind Menschen, keine Tiere! Sie dürfen uns nicht so behandeln! Wir müssen sie verstecken, Delia. Oder ihr helfen zu fliehen.«

»Nein!«, schrie Kitty auf. »Wenn man versucht wegzulaufen, passieren schreckliche Dinge. Sie fangen einen immer und –« Sie konnte es nicht aussprechen. »Es macht mir nichts aus, ein Baby zu bekommen, wenn Missy es möchte. Es macht nichts.« Sie versuchte erneut zu gehen, aber wieder hielt Delia sie zurück.

»Doch, es macht ganz sicher etwas«, sagte sie. »Grady hat recht. Wir müssen das verhindern, aber wegzulaufen ist keine Lösung. Vielleicht kann ich mit Martin reden und –«

»Ich werde sie heiraten«, sagte Grady.

Delia runzelte die Stirn. »Und was soll das nützen?«

Grady nahm Kittys Hand und hielt sie zärtlich zwischen seinen beiden Händen. »Du und ich, Kitty – wir springen über den Besen, ja?«

»Warum machst du so ein Angebot?«, fragte Delia ihn.

Grady holte tief Luft. »Als ich für diesen Sklavenhändler gearbeitet habe, musste ich vier Jahre lang jeden Tag zusehen, wie die Weißen die Sklaven misshandelten. Und ich musste ihnen dabei helfen. Ich habe es gehasst, Delia, und ich habe mir geschworen, ich würde nie mehr daneben stehen und zusehen, wie sie uns misshandeln. Wenn ich Kitty davor bewahren kann, dann werde ich es tun. Missy kann sie nicht zwingen, mit Martin oder irgendjemand anderem zu schlafen, wenn sie meine Frau ist. Aber ich werde mich nicht an ihr vergreifen. Wir werden kein Baby bekommen.«

»Aber Missy sagt, ich muss ein Baby haben, bevor sie eins bekommt, oder –«

»Nein! Wir helfen den Weißen nicht, noch einen Sklaven zu bekommen. Hör zu, Delia. Sie werden nie erfahren, dass sie nur dem

Namen nach meine Frau ist. Wir werden es ihnen heimzahlen. Auf diese Weise wehren wir uns. Irgendwann, wenn Kitty sich verliebt, ist sie frei und kann für jemand anders eine richtige Ehefrau sein, weil wir nicht ...« Seine Stimme verlor sich. »Ich werde sie nicht anrühren, Delia, ich schwöre es.«

Delia musterte ihn lange. »Du weißt, dass du dich nicht mit all den anderen Mädchen herumtreiben kannst, wenn du verheiratet bist.«

»Ich weiß. Hilfst du mir, das zu tun, Delia?«

Kitty zog die Hand fort, die Grady noch immer hielt. Es überraschte sie, dass er versprochen hatte, alle anderen Freundinnen für sie aufzugeben, aber Missy würde wütend werden, wenn sie und Grady kein Baby bekamen. »Bitte, ich muss tun, was Missy sagt«, flehte sie.

»Das wirst du ja, Schätzchen«, sagte Delia. »Nur dass Grady dich heiraten will. Möchtest du nicht lieber mit ihm zusammenleben als mit Martin?«

Kitty hatte sich oft gewünscht, Grady würde sie wieder in den Arm nehmen und küssen, wie er es einmal getan hatte. Sie beneidete Missy Claire und Massa Fuller um die Nähe, die sie genossen. »Ja, schon. Aber Missy Claire sagt –«

»Ich rede mit Missy Claire«, sagte Delia. »Du brauchst dir gar keine Sorgen zu machen. Sie wird nie erfahren, worüber wir gesprochen haben, das verspreche ich dir.«



Delia war hin und her gerissen. Es kam ihr wie ein Verbrechen vor, das arme Mädchen in seiner Unterwürfigkeit ohne jede Selbstachtung verharren zu lassen. Aber wenn Delia ihr beibrachte, sich selbst zu achten, dann würde die Misshandlung, die ihre Herrin ihr zufügte, zur Qual werden. Es würde Kitty wahrscheinlich das Herz brechen zu entdecken, dass die Frau, der sie scheinbar wichtig war, sie nur benutzte. Es gab niemanden auf der Welt, den Kitty lieben konnte, und es konnte durchaus sein, dass die Wahrheit sie vernichtete. Delia hatte versucht, ihr von Gottes Liebe zu erzählen, aber bis jetzt waren ihre Worte auf völliges Unverständnis gestoßen.

Gleichzeitig hatte Gradys Angebot, Kitty zu heiraten, in Delia große Hoffnungen geweckt. Selbst wenn sein Motiv Rache war, wurde

daran deutlich, dass ihm jemand anders außer ihm selbst wichtig war. Vielleicht war das die Art, wie der Herr Grady erreichen konnte, indem er heiratete und eine Familie gründete. Vielleicht würde die Liebe zu seiner Frau und ihren gemeinsamen Kindern helfen, den Hass zu vertreiben. Denn Delia hatte nicht den geringsten Zweifel daran, dass Grady niemals in der Lage sein würde, einem so hübschen Mädchen wie Kitty zu widerstehen.

Delia schlief in dieser Nacht nicht viel, während sie versuchte zu verstehen, was der Herr tun wollte. Noch schlimmer war, dass die ganze üble Angelegenheit die Erinnerung an den Missbrauch, den sie selbst erlitten hatte, wieder geweckt hatte. Der Herr hatte ihr mit der Zeit geholfen, zu vergeben. Er hatte ihr eine wundervolle Tochter geschenkt – ein Kind, das für das Vergehen seines Vaters nichts konnte. Hass war ein Gift, hatte sie gelernt, und Gott hatte schließlich alles gefügt. Aber auch wenn der Herr Delias Herz geheilt hatte, wurden Schmerz und Kummer wieder geschürt wie die Kohlen eines Feuers, wann immer sie sah, dass ein anderes unschuldiges Sklavemädchen so missbraucht werden sollte.

Als sie am nächsten Tag im Morgenzimmer mit Missus Fuller und Martin zusammenkam, fühlte Delia sich, als hätte sie eine ganze Woche lang nicht geschlafen. Jeden Tag gab es diese Zusammenkunft, um zu besprechen, wie das Haus geführt werden sollte, was es zu essen geben würde, welche Gäste erwartet wurden und was sonst noch im Haus erledigt werden musste. Aber nach dem, was Kitty ihr anvertraut hatte, fiel es Delia schwer, ihrer Herrin den Respekt entgegenzubringen, den sie ihr schuldig war. Sie kannte die neue Missus Fuller noch nicht lange, aber sie fragte sich bereits, warum Massa Roger eine so selbstsüchtige, verwöhnte Frau geheiratet hatte.

Sie hatte die ganze Nacht lang gebetet und gehofft, Kitty hätte sich geirrt; sie hatte gehofft, es wäre Missus Goodmans Idee gewesen und nicht Missy Claires und dass Missy niemals einem solchen Plan zustimmen würde, der ihre langjährige Zofe so demütigte. Delia registrierte kaum die anderen Anweisungen für den Tag, während sie weiter betete und den Herrn bat, Kitty die Misshandlung zu ersparen, die Delia selbst erlitten hatte. Aber als die Besprechung zu Ende war, hörte sie, wie Missy sagte: »Du kannst gehen, Delia. Martin, warte einen Augenblick. Ich muss mit dir sprechen.«

Bis zu diesem Moment hatte Delia nicht wirklich geglaubt, jemand könne so grausam sein. Die Ungerechtigkeit machte sie so wütend, dass sie zu einer Lüge griff. Mochte Gott ihr vergeben, aber sie würde es tun – nicht aus Rache, sondern um Kittys willen.

»Missus Fuller, es gibt noch etwas, das ich Sie fragen muss, bevor ich gehe«, sagte sie. »Es geht um Ihre Zofe Kitty.«

»Ja, was ist denn mit ihr?«

Delia zwang sich zu einem breiten Lächeln. »Sie hat mir erzählt, dass Sie ihr die Stelle der Amme geben wollen, und sie ist wirklich froh, dass sie diese wichtige Arbeit machen soll. Ich war Massa Rogers Amme, als er ein kleines Baby war, und ich weiß, dass es schön ist, wenn einem Massas Kinder anvertraut werden. Kitty ist sehr stolz darauf, dass sie das für Sie machen soll, Ma'am.«

»Und wo ist dann das Problem?«

»Sie traut sich nicht, Ihnen das zu sagen, Ma'am ... aber sie hat an jemand anders gedacht, der der Vater ihres Babys sein könnte.«

Missus Fuller runzelte die Stirn, als wäre der Gedanke lächerlich. »Ach ja? Und wer wäre das?«

»Massas Kutscher, Ma'am. Er heißt Grady. Er ist ein kräftiger, gesunder junger Mann, und ich weiß, dass er eine ganze Reihe Sklavenbabys mit ihr machen kann, wenn Sie ihm die Gelegenheit dazu geben. Und Massa Fuller hält auch sehr viel von Grady, nicht wahr, Martin?«

Der Butler sah Delia skeptisch an, als wäre er sich nicht sicher, wohin diese Unterredung führen würde. »Das stimmt, Ma'am«, sagte er schließlich. »Grady hat in all den Jahren, die Massa ihn schon besitzt, sehr fleißig für ihn gearbeitet.«

»Grady will auch mit Kitty zusammen sein«, fügte Delia hinzu. »Sie können ganz schnell ein Baby bekommen.«

Delia stellte mit Genugtuung fest, dass Missy Claire rot wurde. Die Farbe war in ihrem weißen Gesicht glasklar zu sehen. Missy sollte sich für das, was sie von ihren Sklaven verlangte, schämen. Delia hoffte nur, dass sie nicht übertrieben und Claire durch ihre Offenheit verärgert hatte.

»Gut. Kitty kann mit dem Kutscher zusammen sein«, sagte Claire. »Ist das alles, Delia?«

»Dann haben sie also die Erlaubnis, über den Besen zu springen?«

»Was wollen sie tun?«

»Das ist die Zeremonie der Sklaven, wenn sie heiraten. Massa Fuller erlaubt uns immer, über den Besen zu springen, solange wir ihn erst fragen. Er weiß, dass Sklaven zufriedener sind und fleißiger arbeiten, wenn sie heiraten und selbst Familien haben dürfen. Kitty und Grady brauchen Ihre Erlaubnis, weil der Massa nicht hier ist. Aber wenn sie erst einmal über den Besen gesprungen sind, bin ich sicher, dass sie gleich tun werden, was Sie von ihnen verlangen.«

Missys Wangen leuchteten so rot, als hätte sie zu lange unbedeckt in der Sonne gestanden. Sie schien bestrebt, das Gespräch so schnell wie möglich zu beenden. »Gut. Macht eure kleine Besenzeremonie, oder wie ihr das nennt«, sagte sie mit einer abschätzigen Handbewegung, »solange es Kittys Arbeit nicht beeinträchtigt. Sag den beiden, dass es nichts an ihren bisherigen Pflichten ändert.«

»Danke, Ma'am.«

Als Delia das Zimmer verließ, hörte sie Missy sagen: »Ach, nichts, Martin. Du kannst gehen.«



Grady stand allein in Massas Hof und starrte in die Pfützen, die Flecken auf dem Kopfsteinpflaster bildeten. Der Wind wehte durch die Äste über seinem Kopf und ließ kaltes Wasser auf ihn heruntertropfen. Endlich hatte es aufgehört zu regnen, aber die Nacht war bewölkt und mondlos. Er und Kitty würden bei Laternenlicht über den Besen springen müssen.

Er hatte ihre falsche Hochzeit so schnell wie möglich hinter sich bringen wollen, ohne jeden Aufwand. Aber Massa war früher als erwartet nach Hause zurückgekehrt und hatte darauf bestanden, ein richtiges Fest für Grady und seine Braut auszurichten. Massa sagte, sie sollten bis Samstagabend warten, bis zum Ende einer anstrengenden Arbeitswoche, damit die Sklaven lange feiern und den nächsten Tag frei haben konnten.

»Lad alle deine Freunde ein«, hatte er vorgeschlagen. »Faye kann einen Schweinebraten machen und wir kaufen ein Fass Apfelwein.« Massa Fuller hatte sogar versprochen, mit seiner Frau zu kommen und zuzusehen.

»Du hast dir zum Heiraten aber einen trüben Tag ausgesucht, junger Mann.« Grady wandte sich um und sah einen groß gewachsenen weißen Mann vor sich stehen. Er trug den weißen Kragen eines Pastors. »Ich bin Pastor John Howard und bin gekommen, um die Zeremonie zu leiten«, sagte er lächelnd. »Delia hat mir erzählt, dass du der glückliche Bräutigam bist.«

»Das stimmt. Das bin ich.« Was Grady betraf, geriet diese Hochzeit allmählich außer Kontrolle. Einen Prediger hatte er nun wirklich nicht gewollt – und dazu noch einen weißen. »Wo ist Delia?«, fragte er schroff. Das Lächeln des Pastors verblasste.

»Sie und die anderen bauen das Buffet im Waschhaus auf, für den Fall, dass es wieder anfängt zu regnen.«

»Entschuldigen Sie. Ich muss mit ihr sprechen.«

»Was ist denn?«, fragte Delia, als Grady sie beiseite zog. »Du hast es dir doch nicht anders überlegt, oder?«

»Was macht er hier?«, fragte Grady und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Geistlichen. »Ich will keinen Prediger bei der Sache. Er hat nichts damit zu tun. Wir wollen nur über den Besen springen, ganz einfach.«

»Oh nein, das wollt ihr nicht«, sagte Delia. »Ich lasse euch zwei nicht zusammenziehen, ohne dass ihr in Gottes Augen verheiratet seid. Pastor Howard ist hier, um dafür zu sorgen, dass alles vor dem Gesetz gültig ist.«

»Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich Kitty nicht anrühren werde. Vertraust du mir nicht?«

Delia schüttelte den Kopf. »Nein, auch du bist nur ein Mensch, Grady. Aber deshalb habe ich ihn nicht hergebenen. Die anderen Sklaven werden merken, wenn es nicht echt ist. Und Massa Fuller auch. Wir können weder ihm noch den anderen etwas vormachen. Ich tue das hier, um Kitty vor ihrer Missy zu beschützen, denn sie wird ordentlich wütend werden, wenn du und Kitty nicht rechtzeitig ein Baby bekommt. Wir müssen dafür sorgen, dass sie Kitty nicht einem anderen Mann gibt.«

»Ich verstehe immer noch nicht, warum wir dazu einen Pastor brauchen.«

»Er ist nicht für dich, sondern für Kitty. Dieses Mädchen verdient eine echte Hochzeit mit einem echten Gottesmann. Er wird etwas in

sein Register schreiben: An diesem Tag wurden Massa Fullers Kut-scher Grady und Missus Fullers Zofe Kitty nach Recht und Gesetz und im Angesicht Gottes zu Mann und Frau. Amen.«

Grady rannte über den Hof und in sein Zimmer über dem Stall, um sich zu beruhigen. Der Raum, der früher Jesse gehört hatte, sah schon jetzt anders aus, nachdem Kittys Kleiderbündel und ihre anderen Sachen in der Ecke lagen. Jim hatte ein neues Bett für sie beide gebaut, und es nahm viel mehr Platz im Zimmer ein als Gradys altes Bett. Er hatte sein Bett unten in eine Ecke im Stall gestellt. Niemand würde erfahren, dass er jede Nacht zum Schlafen dort hinunterschleichen würde.

Grady zündete ein Licht an, damit Kitty später den Weg nach oben fand, und sah den Stapel Zeichnungen, der oben auf ihren Sachen lag. Er nahm die Bögen in die Hand und blätterte sie durch, während er angesichts der schlichten Schönheit ihrer Arbeiten den Kopf schüttelte. Wie konnte sie die Anmut eines Baumes oder eines Vogels oder eines Gesichts mit so wenigen einfachen Strichen einfangen? Es gefiel ihm nicht, dass sie immer noch Dutzende Zeichnungen auf ein Blatt quetschte, um Papier zu sparen, und Vorder- und Rückseite benutzte. Hatte sie denn niemanden, der ihr mehr Papier kaufen würde, wenn es ihr ausging? Grady kannte die Antwort auf diese Frage.

Er seufzte und legte die Bilder wieder zurück. Delia hatte recht; nicht auszudenken, was Missus Fuller tun würde, wenn sie herausfand, dass Kitty sie hinterging. Kitty zuliebe würde er eben einen weißen Prediger und etwas Jesus-Gerede ertragen.

Als alles bereit war, kam Kitty aus ihrem alten Schlafzimmer und gesellte sich zu Grady, der im Hof auf sie gewartet hatte. Sie trug eins der beiden Kleider, die sie besaß, aber ihre Arbeitsschürze hatte sie zu diesem Anlass abgelegt. Und sie sah völlig verängstigt aus. Als Grady ihre Hand nahm, fühlte sie sich so kalt an wie Quellwasser. Er war wütend, nicht ängstlich – außer sich vor Wut auf all diese Weißen. Ihretwegen war diese vorgetäuschte Heirat notwendig. Er hörte kaum auf das, was der Pastor sagte, als er Grady das Versprechen abnahm, Kitty sein ganzes Leben lang zu lieben, und sie ihm das Gleiche versprach. Stattdessen wehrte er sich innerlich gegen die Ungerechtigkeit, die sie zu diesem Schritt zwang.

Massa Fuller und seine Frau waren herausgekommen, um zuzuse-

hen. Sie standen abseits, von den Sklaven ein Stück entfernt. Grady war sich der Tatsache bewusst, dass Missus Fuller sie beobachtete, und als Pastor Howard sagte: »Du darfst die Braut küssen«, küsste er Kitty mit übergroßer Leidenschaft, um überzeugend zu wirken. Sie waren vor dem Gesetz verheiratet.

Dann standen Martin und Delia plötzlich vor ihm und Kitty, einen alten Besenstiel in der Hand. »Zeit, über den Besen zu springen«, sagte Delia. »Wer zuerst auf dem Boden aufkommt, ist Herr im Haus.«

Grady legte den Arm um Kittys Taille, damit sie nicht über den Stiel stolperte – aber er achtete darauf, als Erster zu landen. »Küss sie noch mal!«, rief Jim, und alle Sklaven fingen an, auf Töpfe zu schlagen und in die Hände zu klatschen, bis er es tat.

Die Nacht war kalt und ungemütlich, und als Massa Fuller ihnen gratuliert hatte, gingen er und seine Frau wieder ins Haus zurück. Grady war erleichtert, als sie den weißen Pastor mitnahmen. Alle Übrigen drängten sich ins Waschhaus, wo Faye und die anderen einen Tisch voll mit Essen angerichtet hatten. Jim hatte Feuer gemacht. Die Feier wurde laut, als die Gäste sich satt aßen und tranken. Alle schienen sich für sie zu freuen und wünschten Grady und Kitty alles Gute und eine lange, glückliche Ehe. Er schämte sich ein wenig, weil er sie hinterging, aber Delia hatte darauf bestanden, dass niemand außer ihr, Kitty und Grady jemals die Wahrheit erfahren durfte.

Als das Essen verspeist und es spät geworden war, fingen die Gäste an zu klatschen und zu johlen und auf Töpfe zu schlagen, und sie weigerten sich aufzuhören, bis Grady seine Braut in den Stall und die Treppe hinauf in ihr Zimmer getragen hatte. Die Gäste standen unten im Hof unter ihrem Fenster und machten mit ihrem Lärm weiter, als Grady das Licht löschte. Er und Kitty saßen nebeneinander auf dem Bett, bis das wilde Johlen endlich nachließ.

»Es ist dunkel hier drin«, flüsterte Kitty.

»Ja. Heute Nacht ist kein Mond ... Ist alles in Ordnung? Soll ich ein Feuer machen?«

»Nein.« Sie atmete aus, als hätte sie den ganzen Abend die Luft angehalten. »Ich hoffe nur, Missy findet nicht heraus, dass wir das hier nur machen, um sie zu ärgern. Du hast doch niemandem was erzählt, oder?«

»Natürlich nicht. Aber es ist nicht der einzige Grund, weißt du.«
Es fiel Grady schwer, die Wahrheit zuzugeben, vor allem sich selbst gegenüber. »Ich habe es gemacht, damit man dir nicht wehtut. Ich mag dich, Kitty. Wir ... wir sind doch Freunde, oder?«

»Ja. Das sind wir.«

»Kitty«, begann er, doch dann hielt er inne. Er hasste es, sie mit diesem Namen, einem Tiernamen, anzureden, vor allem, nachdem Missy Claire versucht hatte, sie wie ein Tier zur Zucht zu benutzen, und gesagt hatte, Kitty hätte nicht mehr Gefühle als ein Pferd oder eine Kuh. »Ist Kitty dein richtiger Name oder ist es eine Kurzform für Kate oder Katherine oder so?«

»Missy Claire hat mich Kitty getauft, als ich zum ersten Mal im Großen Haus war. Ihre Mama hat ihr nicht erlaubt, ein Kätzchen zu halten, also hat sie so getan, als wäre ich ihr Kittekätzchen.«

»Was?«

»Schhh ... es macht nichts, Grady«, sagte sie und drückte seine Hand. »Es hat Spaß gemacht, eine Katze zu sein. Und nach einer Weile ist der Name einfach hängengeblieben, nehme ich an.«

Er biss sich auf die Lippe und hätte Missus Fuller am liebsten ermordet. »Wie hast du denn vorher geheißt?«, fragte er, als er wieder sprechen konnte.

»Warum bist du so wütend? Wieso macht es dich so böse, über Namen zu sprechen?«

Er holte tief Luft und atmete dann langsam aus, während er versuchte, sich zu beruhigen. »Meine Mama hat mich Grady genannt. Das ist mein Name – der Name, den *sie* mir gegeben hat. Als der Sklavenhändler mich gekauft hat, nannte er mich Joe. Es war seine Art, Macht über mich zu haben. Du hast viel Macht über einen Menschen, wenn du änderst, wer er ist. Siehst du die Narbe auf meiner Stirn? Ich habe den Fehler gemacht ihm zu sagen, dass ich Grady heiße, nicht Joe. Dafür hat er mich mit dem Schüreisen verprügelt. Aber ich heiße nicht Joe. Ich heiße Grady.«

Sie berührte vorsichtig seine Stirn und wandte dann den Blick ab.

»Gib der weißen Frau keine Macht darüber, wer du bist. Sie hat kein Recht, deinen Namen zu ändern und ... und dich in ein Tier zu verwandeln. Nur eine Mama, die dich kennt und liebt, hat das Recht, dir einen Namen zu geben.«

Sie schwieg eine Weile und sagte dann: »Meine Mama hat mich Anna genannt.«

»Anna«, wiederholte er. »Das ist ein schöner Name. So schön wie du. Von jetzt an nenne ich dich auch Anna.

»Bitte tu das nicht. Missy wird bestimmt böse, wenn sie hört, dass du mich so nennst.«

»Sie wird es nicht hören. Außerdem ist das doch der Grund für das hier«, sagte er und machte eine ausladende Handbewegung, die den Raum umfasste. »Deshalb sind wir über den Besen gesprungen.«

»Um Missy zu ärgern?«

»Nein. Ich will, dass sie aufhört, dir wehzutun. Ich wünschte nur ...«

»Was?«

»Ich wünschte, du würdest dich von ihr nicht so behandeln lassen. Ich wünschte, du könntest sehen, dass es falsch ist und und würdest dich genauso wehren wollen wie ich. Du hast etwas Besseres verdient.«

»Es ist mir nicht wichtig, Grady. Ich habe vor langer Zeit gelernt, dass es nichts nützt, auf Missy wütend zu sein. Ich bin immer noch ihre Sklavin. Das wird sich auch nicht ändern. So ist Missy einfach. Sie kann nichts dafür.«

»Siehst du? Das meine ich. Dir ist nicht einmal klar, was sie dir antut.«

»Aber ich bin glücklich, Grady. Und du?«

»Wie kann ich glücklich sein, wenn ich nicht selbst über mein Leben bestimmen darf? Wenn ich jemand anderem gehöre? Sein Eigentum bin?«

»Du wirst immer so schnell wütend, und manchmal scheinbar ganz ohne Grund. Ich möchte nicht die ganze Zeit wütend sein wie du. So kann ich nicht leben. Um ehrlich zu sein, habe ich ein bisschen Angst vor dir. Ich glaube, du könntest so wütend werden, dass du jemandem wehtust.«

Grady legte sanft den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich. »Hab keine Angst vor mir, Anna. Ich werde dir niemals wehtun.«

Er ließ sie wieder los. »Wenn ich wütend bin, dann deshalb, weil wir frei sein sollten und es nicht sind.«

»Nützt es etwas, wütend zu werden? Wirst du dadurch frei?«

»Es hilft mir, in Ordnung? Du wirst damit fertig, indem du es ignorierst. Wütend zu werden, ist meine Art, damit umzugehen.«

»Inwiefern hilft es dir denn, wenn du die Weißen hasst?«

»Sie sind selbst schuld daran, dass ich sie hasse! Sie haben es mir beigebracht. Mein erster Herr war mein eigener Vater – und er hat mich verkauft! Der zweite hat mich geschlagen, einfach, weil es ihm Spaß machte. Er hat immer versucht, meinen Willen zu brechen, und jede Hoffnung aus mir herausgeprügelt. Dann waren da die vier weißen Jungs in der Nähe von Massas Plantage. Willst du sehen, was sie mit mir gemacht haben? Ganz ohne Grund?« Er hob sein Hemd und drehte sich um, sodass Kitty seinen Rücken sehen konnte. Ihre eiskalten Finger strichen über seine Haut, als sie die schwulstigen Narben befühlte.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie.

»Warum tut es dir leid? Du hast das doch nicht gemacht!« Er zog sein Hemd wieder herunter und stand auf, um es in die Hose zu stecken.

»Das meine ich nicht, Grady. Es tut mir leid, dass du so schlecht behandelt wurdest. Ich hatte es nie so schlimm wie du, sonst wäre ich vielleicht auch wütend.«

»Aber du *bist* schlecht behandelt worden. Ich wünschte, ich könnte dich davon überzeugen. Missy ist nicht deine Freundin. Das, wozu sie dich mit Martin zwingen wollte, war genauso schlimm, genauso erniedrigend wie das, was die vier Weißen mir angetan haben.«

Kitty schloss die Augen, und Grady fürchtete, sie könnte anfangen zu weinen. Als sie die Augen wieder öffnete, sagte sie: »Dann bin ich froh, dass du mich gerettet hast, Grady. Danke.«

Ihre Worte besänftigten seinen Zorn ein wenig. Er stand auf und blickte auf sie hinab. Dann beugte er sich über sie und nahm ihr Gesicht in seine Hände. Er küsste sie zärtlich.

»Gute Nacht, Anna«, flüsterte er.

Grady wäre gerne bei ihr geblieben. Aber er weigerte sich, den Weißen das zu geben, was sie wollten, selbst wenn es bedeutete, das aufzugeben, was er selbst wollte. Er ließ seine Frau im Dunkeln auf dem Bett zurück und eilte nach unten, um allein zu schlafen.

KAPITEL 13

Charleston, South Carolina

April 1861

Im Zimmer war es noch dunkel, als der erste Kanonenschlag ertönte. Die Explosion riss Kitty aus dem Schlaf, und einen Augenblick lang wusste sie nicht, wo sie war. Mit klopfendem Herzen setzte sie sich auf ihrem Lager auf und sah leuchtende Blitze vor ihrem Fenster. Dann erinnerte sie sich daran, wie sie sich von Delia und Grady verabschiedet und zusammen mit Missy Beaufort verlassen hatte, um zu Massa Goodmans Stadthaus in Charleston zu fahren. Einen Augenblick später hörte Kitty drei weitere Explosionen. Der Boden bebte und die Fenster klirrten bei jedem Schuss.

»Kitty!«, rief Missy Claire ängstlich. »Mach die Lampen an! Beeil dich!«

Kitty stand eilig auf, um dem Befehl Folge zu leisten. Deshalb hatte Missy darauf bestanden, dass Kitty die ganze Nacht auf dem Boden in ihrem Zimmer schlief anstatt in der Sklavenunterkunft hinterm Haus. Sie sah, dass Missy in ihrem großen Federbett saß und die Bettdecke umklammerte.

»Hol meinen Morgenmantel und meine Schuhe«, sagte sie. »Ich will auf die Veranda hinausgehen und sehen, was los ist.«

Kitty legte ihr eigenes Umhängetuch um und trat neben Missy auf den Balkon im zweiten Stock des Hauses hinaus. Sie zitterten beide in der kühlen Luft der Dämmerung. Draußen im Hafen vor ihnen glühte der Horizont wie ein Tuch aus orangefarbenen Flammen. Eine nach der anderen erschütterten die Geschützgruppen Fort Sumter mit einem grollenden, donnernden Geräusch, das gar nicht mehr aufhörte. Kitty konnte sehen, wie Kanonenfeuer das weit entfernte Fort von drei Seiten unter Beschuss nahm.

Massa Goodman gesellte sich kurz darauf zu ihnen und legte einen Arm um die Schultern seiner Tochter, während sie in die Ferne starrten. »Jetzt geht es los«, sagte er grimmig. »Der Krieg hat angefangen.«

Kitty hatte am vergangenen Abend mit Missy und ihrem Vater hier gestanden und mit angehört, wie er die kommende Schlacht erklärt hatte. Rebellentruppen waren auf Morris Island und James Island stationiert, bei Castle Pinkney und Fort Ripley direkt vor ihnen und am Mount Pleasant und auf Sullivan's Island. Fort Sumter war geradezu umzingelt von Geschützgruppen, die ihre Kanonen auf das Fort richteten und bis um vier Uhr morgens am 12. April eine Kapitulation verlangten. Missys neuer Ehemann war da draußen, mitten im Geschehen, an einem Ort namens Fort Stevens auf Morris Island, wo die Artillerie von Beaufort stationiert war. Seine Söhne waren unter den Kadetten der Militärakademie, die in White Point Gardens, ganz in der Nähe des Hauses, Geschütze bemannten. Sie würden auf jedes Kriegsschiff schießen, das an den Geschützgruppen vorbei in den Hafen fuhr, um die Stadt zu bombardieren.

Während der Beschuss weiterging, füllte dichter Qualm den Horizont und verbarg alles vor ihren Blicken, abgesehen von den Feuerblitzen. Kitty überlegte, dass das trübe Grau von Himmel, Wasser und Rauch eine gute Farbe war, um Tod und Zerstörung zu malen. Es war die Farbe der Grabsteine. Nur die leuchtenden roten und orangefarbenen Flecken der explodierenden Geschosse und Flammen unterbrachen die Finsternis.

Irgendwann ging sie mit Missy zurück ins Haus, um ihr beim Ankleiden zu helfen. Aber Missy aß nichts, weil sie sich um ihren Mann sorgte. Das Bombardement ging weiter, bis es Kitty schien, als würde ganz Charleston wie bei einem Erdbeben erzittern.

Später an diesem Morgen trafen Massa Goodmans Freunde und Verwandte ein und versammelten sich auf der Veranda, um die Schlacht draußen im Hafen zu verfolgen. Sie sprachen mit leisen, ernsten Stimmen, als wären sie bei einer Beerdigung. Auf den Straßen unter ihnen drängten sich Menschenmassen auf der Promenade, um zuzusehen. Gestern Abend war es genauso gewesen, als alle darauf gewartet hatten, dass die Schlacht begann. Jetzt war sie in vollem Gang und die Zuschauer besetzten jedes Dach und jeden Balkon entlang dem Ufer.

Stunden vergingen, während der ohrenbetäubende Lärm anhielt. Kitty konnte Feuer und Rauch sehen, das vom Fort kam, als die Soldaten der Union das Feuer auf die Stellungen um sie herum erwi-

derten. Die Luft war schwer vom Gestank nach Schießpulver und Qualm. Missy Claires Schwestern und Tanten und Cousinen drängten sich zusammen und weinten um ihre Lieben, die an der Schlacht beteiligt waren.

»Ich kann dieses schreckliche Warten nicht ertragen«, klagte eine ihrer Cousinen. »Wenn wir doch nur etwas hören würden.«

»Ich wünschte, Roger hätte Beaufort nie verlassen«, weinte Missy. »Warum musste er hierherkommen und kämpfen?«

Kitty hatte gehört, wie Massa Roger Missy den Grund erklärt hatte, als sie noch zu Hause in Beaufort gewesen waren. »Die Regierung der Union versucht Schiffe zu schicken, die Fort Sumter mit Nachschub ausrüsten sollen«, hatte er gesagt. »Die Rebellen haben sie aufgefordert, das Fort aufzugeben, sonst müssten sie mit feindlichen Angriffen rechnen.« Massas Artillerieeinheit war benötigt worden, um die Yankees zum Aufgeben zu zwingen.

Aber Delia hatte eine andere Erklärung gehabt. »Der Herr erhört unsere Gebete«, hatte sie den Sklaven erzählt, die sich in Beaufort in der Küche versammelt hatten. »Es gibt gute Christenmenschen im Norden, die dafür kämpfen, dass wir alle befreit werden. Die Sklavenbesitzer hier in South Carolina wissen das, und sie kämpfen alle, um uns weiter als Sklaven halten zu können.«

Kitty vermisste Delia. Und Grady vermisste sie auch. Sie hatten nicht mit nach Charleston kommen dürfen. Als sie auf der Veranda des Stadthauses stand, schien es Kitty, als wäre das kleine Fort da draußen im Hafen kaum den Kampf wert. Sie lauschte dem grollenden Dröhnen des Artilleriefeuers und dem Weinen der Frauen und fragte sich, wie das alles wohl enden würde. Waren der Lärm und die Angst nötig, damit Missy und die anderen ihre Sklaven behalten konnten?

»Ich kann mir das nicht mehr ansehen«, sagte Missy. Aber sie blieb trotzdem und zerknüllte ihr Taschentuch in den Händen.

»Kann ich Ihnen etwas holen, Missy Claire?«, fragte Kitty.

»Nein! Das ist alles eure Schuld!«

Kitty wusste, dass sie es nicht so meinte. Missy Claire war nur aufgebracht, weil Massa Fuller da draußen war, wo geschossen wurde. Kitty fragte sich, wie es wohl wäre, wenn Grady in einem Krieg kämpfen müsste und man auf ihn schoss. Was wäre, wenn sie nicht

wüsste, ob er tot oder lebendig war – oder ob sie ihn jemals wiedersehen würde? Der Gedanke brachte sie aus der Fassung. Sie waren erst seit Kurzem verheiratet, und obwohl es keine richtige Ehe war wie die von Missy Claire, bedeutete Grady ihr doch viel. Und sie glaubte, dass auch sie ihm wichtig war. Schließlich hatte er alle seine Freundinnen für sie aufgegeben. Das musste doch etwas bedeuten, oder?

»Warum kann der Norden uns nicht einfach in Ruhe lassen, anstatt sich in unser Leben einzumischen?«, jammerte Missy. »Es geht sie doch gar nichts an, ob du meine Sklavin bist«, sagte sie zu Kitty.

»Spar dir die Mühe«, sagte Missys Cousine tröstend. »Sklaven sind zu dumm, um überhaupt zu verstehen, wovon wir reden.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte eine andere Cousine. »Ich habe heute Morgen ein paar von unseren Sklaven gesehen, wie sie geflüstert haben. Ich glaube, sie warten nur einen günstigen Zeitpunkt ab, um einen Aufstand anzuzetteln. Sie tun vielleicht dumm, aber sie hassen uns, wisst ihr.«

»Nein, das tun sie nicht.«

Aber Kitty kannte mindestens einen Sklaven, der es tat. Grady hasste die Weißen genug, um sie alle in ihren Betten zu ermorden.

Missus Goodman gesellte sich zu der kleinen Gruppe und versuchte Missy zu beruhigen. »Vielleicht solltest du hineingehen und dich hinlegen, Claire.«

»Das nützt nichts. Dann kann ich die Schlacht immer noch hören. Warum hat Roger sich nicht freigekauft, wie Vater es getan hat? Er besitzt mehr als zwanzig Sklaven. Er wäre nicht eingezogen worden.«

»Du regst dich für nichts und wieder nichts auf«, sagte Missus Goodman.

»Es ist ja wohl kaum *nichts*, Mutter. Wenn Roger stirbt, dann habe *ich* nichts. Alles wird an seinen Sohn Ellis gehen und nicht an mich. Und nicht nur das, sondern ich muss dann mindestens ein Jahr lang trauern. Es wird eine Ewigkeit dauern, bis ich wieder heiraten kann.«

Ein Schauer der Angst ergriff Kitty, als sie das hörte. Wenn Massa Fuller starb, würde Grady einem Besitzer gehören und sie einem anderen. Sie würden auseinandergerissen werden, wie es auch bei ihren Eltern gewesen war. Wie Missy Claire begann auch Kitty um das Leben ihres Massas zu fürchten.

»Sobald das hier vorbei ist, solltest du besser schnell einen Sohn bekommen«, sagte Missus Goodman zu Missy. »Er wird zwar nicht Rogers Erstgeborener sein, aber wenigstens wird er Anspruch auf einen Teil des Vermögens haben.«

»Ich tue, was ich kann, Mutter.«

Eine Weile später zog Massa Goodman seine Taschenuhr heraus. »Jetzt dauert das Ganze schon zwölf Stunden«, verkündete er, »und noch immer gibt es keine Anzeichen für eine Kapitulation.«

»Vielleicht ist dort drüben ja keiner mehr am Leben, der die weiße Flagge hissen könnte«, sagte einer der Männer. »Wir haben Tausende Patronen Munition auf sie abgefeuert.«

»Nein, sie schießen immer noch zurück«, sagte ein anderer Herr. »Hier, sehen Sie selbst.« Er reichte Massa Goodman sein Opernglas, damit er besser sehen konnte.

»Ja, wie es aussieht, beschießen die Yankees im Moment Fort Moultrie. Ich frage mich, wie lange das noch dauern wird.«

Auch Kitty fragte sich das. Sie war es leid, draußen auf der Veranda zu stehen, hatte den Lärm und den Rauch und die Angst satt. Sie wollte, dass Massa heil nach Hause kam, damit sie nach Beaufort zurückfahren konnten. Bei dem Gedanken stutzte sie. War Beaufort wirklich ihr Zuhause? Sie lebte erst seit einigen Monaten dort – wie konnte es so schnell zu ihrem Zuhause geworden sein? Kitty kannte die Antwort: Grady und Delia waren dort.

Kurz vor dem Essen traf endlich ein Bote mit Nachrichten ein. »Bei unseren Geschützgruppen auf Morris Island und Sullivan Island hat es keine Verwundeten gegeben«, verkündete er. Die kleine Gruppe jubelte. »Fort Stevens wurde mehrmals getroffen, aber es wurde nicht viel Schaden angerichtet, und Opfer gab es keine. Das bedeutet, dass es Roger gut geht.«

Missys Knie gaben vor lauter Erleichterung unter ihr nach. Ohnmächtig sank sie in die Arme ihrer Mutter. Kitty lief ins Haus, um das Riechsalz zu holen.

Um sechs Uhr hatte es angefangen zu regnen und alle waren hineingegangen. Als sie schlafen gingen, stürmte es immer noch. Der Wind schlug Äste gegen das Haus und ließ den Regen an die Fensterscheiben prasseln. Aber das schreckliche Bombardement ließ nicht nach. Missy befahl Kitty, während der Nacht bei ihr zu bleiben und

wieder auf dem Boden neben dem Bett zu schlafen, für den Fall, dass sie gebraucht wurde. Kitty rollte sich mit einer Decke zusammen, schlief aber nicht. In der Morgendämmerung, also einen ganzen Tag, nachdem die erste Kanone abgefeuert worden war, wütete die Schlacht noch immer.

Der Sturm hatte viel von dem Qualm fortgewaschen, und der Himmel war so leuchtend blau, dass es Kitty in der Brust schmerzte. Einer von Massa Goodmans Verwandten stellte ein Fernrohr auf der Veranda auf, und die Männer sahen abwechselnd hindurch und beschrieben den besorgten Damen, was sie sahen.

»Sumter brennt. Es gibt eine Menge schwarzen Rauch, und ich glaube, ich kann Flammen sehen ... Ja, ich sehe definitiv Flammen.«

Die Damen jubelten zaghaft und klatschten in die Hände.

»Sieht aus, als lägen drei oder vier Schiffe der Union hinter der Sandbank vor Anker, aber sie machen keine Anstalten, in die Kämpfe einzugreifen.«

»Weil sie wissen, dass wir sie aus dem Wasser sprengen, wenn sie in unsere Reichweite kommen.«

Nach dem Mittagessen blickte Massa Goodman gerade durch das Fernrohr, als Kitty ihn rufen hörte: »Seht mal! Sie lassen das Sternbanner herunter! Und jetzt hissen sie die weiße Flagge!«

»Nein! Bist du sicher?«

»Ja doch! Ja! Sieh selbst!«

Kittys Herz hämmerte vor Aufregung und Hoffnung. Vielleicht würden die schrecklichen Sorgen jetzt zu Ende sein. Massa würde zurückkommen und sie konnten alle nach Beaufort zurückkehren. Missy würde ein Baby bekommen, und vielleicht änderte Grady ja seine Meinung und schenkte ihr, Kitty, auch eins.

Das Bombardement ließ nach und hörte schließlich ganz auf. Dann herrschte Stille. Das schreckliche Schießen war endlich vorbei. Nach anderthalb Tagen donnernden Lärms war die Ruhe beinahe unheimlich. Alle warteten darauf, dass der Rauch sich lichtete.

»Die weiße Flagge ist eindeutig gehisst«, sagte Massa Goodman. »Und ich kann erkennen, dass unsere Seite ein Schiff losgeschickt hat, das den Waffenstillstand aushandeln soll.«

Es war vorbei. Als Missy Claire die Nachricht erhielt, dass es auf keiner der beiden Seiten Tote gegeben hatte, ging sie in ihr Zim-

mer, legte sich auf ihr Bett und weinte. Überall in der Stadt läuteten die Kirchenglocken, und die Kadetten in White Point Gardens feuerten sieben Mal Salut ab, einen für jeden Staat der neuen Konföderation. Massa Goodman und die anderen Herren eilten zum Hafen hinunter und nahmen alle möglichen Schiffe, die sie finden konnten, um zu den siegreichen Bataillonen hinauszufahren und zu feiern.

Als Kitty zum Abendessen in die Küche hinausging, stellte sie fest, dass die Stimmung bei den Sklaven gedrückt war. »Was meint ihr, was diese Aufregung bedeutet?«, fragte sie die anderen.

Albert, der Kutscher, seufzte. »Es bedeutet, dass wir alle noch eine Weile Sklaven bleiben müssen«, sagte er.

Am Sonntagnachmittag, als Kitty gerade mit Missy Claire aus dem Haus trat, um die Parade der Kadetten in White Point Gardens anzuschauen, hielt eine Kutsche vor dem Haupteingang. Massa Fuller stieg aus, das Gesicht schmutzig und seine schöne neue Uniform voller Rußflecken. Kitty war genauso erleichtert, ihn zu sehen, wie ihre Herrin es war. Claire rannte in seine Arme.

»Gott sei Dank ist dir nichts passiert, Roger. Und Gott sei Dank, dass es vorbei ist.«

»Ja, aber ich fürchte, das war erst der Anfang, Claire. Wahrscheinlich gibt es einen ausgewachsenen Krieg.«

Seine Worte jagten Kitty Angst ein. Sie glaubte jetzt zu wissen, was ein Krieg bedeutete – detonierende Bomben und feuernde Kanonen, endloses Warten und Ungewissheit und Angst. Die vergangenen Tage waren für sie alle beängstigend genug gewesen. Sie wollte nicht an eine Zukunft denken, in der es ständig so war.

»Aber immerhin haben wir die erste Schlacht gewonnen«, sagte Massa Roger und lächelte. »So Gott will, werden wir auch die anderen gewinnen.«

»Komm rein«, sagte Missy Claire, die ihn die Treppe hinaufführte. »Wie lange kannst du bleiben?«

»Meine Artillerieeinheit ist nach Beaufort zurückgeordnet worden. Wir reisen morgen früh ab.«

Kitty hätte vor Freude tanzen können. Aber die nächsten Worte ihres Herrn erfüllten sie mit Sorge.

»Ich weiß, dass es in Beaufort einsam für dich ist, vor allem, weil ich

so oft weg bin. Ich kann verstehen, wenn du lieber hier in Charleston bei deiner Familie bleiben willst.«

Kitty hielt die Luft an und hoffte auf Missys Entscheidung, nicht zu bleiben. Ansonsten würde Kitty mit ihr in Charleston bleiben müssen.

»Ich will bei dir sein, Roger«, sagte Missy schließlich.

Kitty schloss erleichtert die Augen. Sie fuhr nach Hause – nach Hause zu Grady und Delia. Als sie die Augen wieder aufschlug, liefen ihr die Tränen. Sie entschuldigte sich schnell, damit Missy es nicht bemerkte, und lief nach oben, um für die Reise zu packen.



Beaufort, South Carolina

Juni 1861

Kitty balancierte Missy Claires Frühstückstablett mit einer Hand, damit sie mit der anderen leise an die Schlafzimmertür klopfen konnte. Sobald sie Missys Stimme hörte, ging sie hinein.

»Ich habe Ihnen Frühstück –«

»Nimm das weg!«, schrie Missy. »Ich kann noch nicht einmal den Geruch von Essen ertragen!« Sie lehnte sich über die Bettkante und hielt sich beide Hände vor den Mund, als müsse sie sich übergeben.

Kitty zog sich schnell zurück und schloss die Tür hinter sich. Einen Augenblick lang stand sie auf dem Gang und fragte sich, was sie tun sollte. Dann stellte sie das Tablett ab und betrat ohne das Frühstück wieder den Raum. »Brauchen Sie die Schüssel, Missy Claire?«

»Nein ... ich habe ja nichts im Magen.« Sie legte sich wieder in ihre Kissen zurück. Ihr Gesicht war blass. Kitty nahm einen Taschenfächer und fächelte ihr Luft zu.

»Ist es so besser, Missy?«

»Ich glaube, ich kann heute nicht im Krankenhaus helfen«, sagte sie schwach. »Es geht mir nicht gut.«

»Soll ich Bescheid sagen, dass sie die Kutsche nicht fertig zu machen brauchen?«

Missy nickte. In dieser Woche waren sie beide jeden Tag zu einem Lagerhaus in der Stadt gefahren und hatten zusammen mit ande-

ren Frauen aus Beaufort ein kleines Krankenhaus mit zwei Räumen eingerichtet. Es würde, falls es nötig wurde, von verletzten Soldaten benutzt werden, die nicht aus der Region kamen. Soldaten aus der Stadt würden natürlich in ihren eigenen Häusern gepflegt werden. Kitty hatte es Spaß gemacht, mit ihrer Herrin und den anderen Sklavinnen zu arbeiten, und sie war enttäuscht, weil sie heute nicht hingehen würden. Aber sie machte sich auch große Sorgen um Missy. Schon seit zwei Tagen fühlte sie sich elend und krank, aber bislang hatte sie nie im Bett bleiben wollen.

»Ich glaube, ich hole besser Delia, Missy Claire. Sie weiß, welchen Doktor Massa Fuller rufen würde, wenn er hier wäre.«

Missy winkte nur schwach, als sei sie zu krank, um zu antworten, und Kitty rannte die Treppe hinunter, um Delia zu suchen. »Missy hat in den letzten paar Tagen kaum etwas gegessen«, erklärte sie, als die ältere Frau neben ihr langsam die Stufen erklimmte. »Heute Morgen wollte sie das Essen nicht mal riechen, und sie ist zu krank um aufzustehen. Sollen wir den Doktor holen?«

Delia warf einen Blick auf das Frühstückstablett, während sie oben auf dem Treppenabsatz stehen blieb, um zu verschnaufen. »Hm, wollen mir mal sehen ...« Sie betrat das Zimmer und ließ die Tür offen stehen.

»Mach die Tür zu!«, schrie Missy. »Von dem Speckgeruch wird mir ganz übel!«

Kitty schloss schnell die Tür hinter sich und nahm dann den Fächer, um den Geruch von Missys Nase zu vertreiben.

Delia stand neben dem Bett und blickte auf ihre Herrin hinunter. »Ich kann den Arzt holen, wenn Sie wollen, Missus Fuller, aber ich glaube, ich weiß, was er sagen wird.«

»Was denn?«

»Also, zuerst wird er fragen, wann Sie zum letzten Mal den ›Fluch der Frauen‹ hatten.«

Missys Wangen liefen rot an und Kitty fächelte schneller.

»Dann wird er fragen, ob Sie oben rum etwas empfindlich sind, wenn Kitty das Korsett schnürt.«

Missy nickte ein wenig.

»Ich bin kein Arzt«, sagte Delia, »aber für mich sieht es so aus, als würden Sie ein Baby bekommen, Missus Fuller.«

Sie stöhnte. »Wie lange wird es mir denn so gehen? Ich kann ja noch nicht mal den Gedanken an Essen ertragen.«

»Die Übelkeit lässt normalerweise in zwei, drei Monaten nach. Ich kann Ihnen etwas Tee machen, der Ihnen vielleicht hilft. Und etwas Toastbrot ohne alles ist auch gut. Soll ich Ihnen das bringen?«

»Gut. Solange du mir nichts bringst, was stark riecht.«

Kitty war erleichtert, weil die Krankheit ihrer Herrin nichts Ernstes war wie Masern oder Wechselfieber. Sie fragte sich, warum Missy nicht glücklicher aussah. »Das ist doch eine gute Nachricht, nicht wahr, Missy?«, sagte sie, nachdem Delia gegangen war. »Ich weiß, dass Sie Massa Fuller ein Baby schenken wollen. Vielleicht tun Sie das ja jetzt.«

Missy stöhnte und zog die Bettdecke bis zum Kinn hoch. »Ich wusste nicht, dass man sich so schrecklich fühlt, wenn man ein Baby bekommt.«

Kitty lächelte und versuchte sie aufzuheitern, aber Missy starrte sie böse an. »Und was ist mit dir? Du solltest dich genauso elend fühlen wie ich. Warum hast du mit deinem blöden Kutscher noch kein Baby produziert?«

Eine Welle der Angst überfiel Kitty. Sie hatte gefürchtet, dass es so kommen würde und Missy wütend auf sie war. Sie wünschte, Delia würde schnell wiederkommen und ihr helfen, die Sache zu erklären. Aber von Delia war nichts zu sehen. »I-ich weiß nicht, warum, Missy Claire. Es tut mir leid –«

»Leid tun nützt mir auch nichts. Was soll ich denn ohne eine Amme machen? Du solltest vor mir ein Kind bekommen.«

»I-ich weiß, Missy. Aber wenn Sie sich aufregen, fühlen Sie sich bestimmt nur noch schlechter. Ich hole Delia. Sie weiß, wie sie Ihnen helfen kann.«

»Vergiss Delia.« Missy setzte sich mühsam im Bett auf. »Hör mir mal gut zu, Mädchen. Du tust in den nächsten paar Wochen besser, was ich dir gesagt habe, sonst suche ich mir eine andere, die dich ersetzt. Willst du zurück auf die Reisfelder?«

»Nein, Ma'am.«

»Wenn du nicht bald ein Baby bekommst, wirst du aber genau dort landen. Wenn du nicht meine Amme wirst, hole ich mir eine von der Plantage und schicke dich dorthin zurück.«

Es war keine leere Drohung. Kitty wusste, dass Missy Claire es tun würde. Warum hatte Kitty nur eingewilligt, sie zu hintergehen? Das Schlimmste, was sie tun konnte, war Missy zu verärgern. Jetzt würde sie Kitty und Grady voneinander trennen und sie aus ihrem Zuhause und von den Menschen wegschicken, die sie lieben gelernt hatte.

Den ganzen restlichen Tag lang überlegte Kitty, was sie tun sollte. Missy schrie sie wegen jeder Kleinigkeit an. Jedes Mal, wenn sie ins Zimmer kam, funkelte sie Kitty böse an und erinnerte diese damit an ihr Dilemma.

»Ich hätte dir nicht trauen sollen«, knurrte Missy, als Kitty ihr das Haar bürstete. »Ich hätte wissen müssen, dass es ein Fehler ist, mich auf dich zu verlassen.«

Am späten Nachmittag kam Grady mit Massa Fuller zum ersten Mal seit beinahe einer Woche nach Hause. Aber Kitty hatte keine Gelegenheit, allein mit ihm zu sprechen oder Delia zu fragen, was sie tun sollte. Sie machte sich schreckliche Sorgen, während sie an die düsteren Sklavenbaracken auf der Great-Oak-Plantage und an die Reisfelder und die Peitschenhiebe des Aufsehers dachte und sich ein Leben ohne Grady vorstellte. Als sie zum Schlafen in ihr Zimmer ging, wusste Kitty, was sie zu tun hatte. Sie zündete eine Kerze an und setzte sich aufs Bett. Dann wartete sie darauf, dass Grady kam, um seine Decke zu holen.

»Wo wart ihr denn die ganze Zeit?«, fragte sie, bevor er wieder hinuntergehen konnte. »Du und Massa seid im Augenblick ja kaum zu Hause.«

»Ich weiß«, sagte er müde. »Jetzt, wo der Krieg angefangen hat, benehmen sich alle Weißen, als wären sie verrückt.«

»Was macht der Massa denn den ganzen Tag?«

Grady seufzte und setzte sich auf eine Holzkiste. »Er und die anderen weißen Männer gründen ein Regiment, das sie das ›Neunte Freiwilligenkorps von South Carolina‹ nennen und mit dem sie versuchen wollen, die Küste zu bewachen. Sie haben Angst, dass die Yankees mit einem Haufen Kriegsschiffe kommen und versuchen, Beaufort einzunehmen.«

»Glaubst du, dass die Yankees hierherkommen?«

»Ich weiß nicht«, sagte er achselzuckend. »Aber Massa und die anderen bauen zwei große Festungen, um sie aufzuhalten.«

»Hier in der Stadt? Unten beim Point?«

Er schüttelte den Kopf. »Gib mir deinen Bleistift, dann zeig ich es dir.«

Kitty gab ihm den Bleistift und ein Stück Papier. Dann hockte sie sich neben ihn, während er eine grobe Skizze anfertigte.

»Beaufort und Port Royal liegen ein Stück zurückversetzt vom Meer an einer Bucht. Die Rebellen bauen Fort Walker hier drüben auf Hilton Head Island und Fort Beaufort gegenüber davon auf St. Helena, um die Mündung der Bucht zu überwachen. Die Yankees müssen dann genau zwischen diesen beiden Forts hindurch, wenn sie nach Beaufort wollen.«

»Missy Claire sagt, Massa geht jeden Tag zur Festwiese unten in der Stadt. Sie sagt, wir werden irgendwann hingehen und zusehen, wie er die Soldaten drillt.«

»Ja, da waren wir auch«, sagte Grady und seufzte wieder. »Es gibt eine ganze Menge neuer Soldaten, die ausgebildet werden müssen, deshalb benutzen sie die Wiese. Sie haben dort die Zelte aufgebaut und alles. Wenn die Forts fertig sind, werden die meisten Soldaten dorthin geschickt. Der Rest soll die Bahnlinie zwischen Charleston und Savannah bewachen. Die Stadt Pocatoligo liegt an der Bahnlinie auf halber Strecke zwischen den beiden großen Städten, keine dreißig Kilometer von hier.«

»Und du hast Massa überall hingefahren?«, fragte sie.

»Ja. Und dann das Rumstehen in der Hitze, während ich den ganzen Tag gewartet habe. Hier ...« Grady reichte ihr Papier und Bleistift, dann stand er auf und reckte sich. »Ich habe nicht fest aufgedrückt, damit du es ausradieren kannst.«

Sie sah zu, wie er sein Hemd aufknöpfte und an den Haken hängte, an dem er seine Kleidung aufbewahrte. Normalerweise zog er sich im Dunkeln aus, aber Kitty hatte die Kerze brennen lassen, während sie redeten. Als er ihr den Rücken zuwandte, sah sie die vielen hässlichen Narben, die seine schöne braune Haut durchkreuzten. Sie hätte sie gerne fortgestreichelt, um seine Haut wieder gesund zu machen und die Erinnerung an jene Nacht auszulöschen. Solange die Narben da waren und ihn erinnerten, wusste sie, dass Grady niemals den Hass, den er fühlte, aufgeben würde.

Sie legte das Blatt Papier weg und ging zu ihm. Dann umarmte sie ihn von hinten und legte ihre Wange an seine Schulter. Sie fühlte die

Junisonne in der Wärme seines Körpers und atmete den Duft von Leder und Pferden ein.

»He, wofür ist denn die Umarmung?«, fragte er.

»Ich habe dich vermisst, Grady.« Delia hatte ihr erzählt, dass es nicht falsch war, ein Baby zu bekommen, wenn sie verheiratet war. Sie und Grady waren Mann und Frau.

Er drehte sich um, zog sie an sich, schlang die Arme fest um sie und legte seine Wange auf ihr Haar. Sie fühlte die Kraft in seinen Armen und Schultern und wusste, dass sie in Sicherheit war.

»Anna ...«, flüsterte er.

Sie genoss seine Umarmung einen Augenblick lang, dann hob sie das Gesicht zu ihm auf. Sie sah die Sehnsucht in seinen Augen, aber er löste ihre Arme von seiner Taille und trat zurück.

»Tu das nicht«, sagte er.

»Warum nicht?«

»Weil ich dich will ... und ich werde nicht mit einem Kuss aufhören können.«

»Ich will auch nicht, dass du aufhörst«, erwiderte sie und umarmte ihn wieder. »Wir sind verheiratet, Grady. Wir lieben uns. Es ist in Ordnung.«

Er zog sie wieder näher und küsste sie. Zuerst sanft und zärtlich. Aber Kitty spürte seine wachsende Leidenschaft, und ein warmes Glühen durchströmte sie, als würde Kerzenwachs unter einer Flamme schmelzen. Es war das schönste Gefühl, das sie je erlebt hatte. Sie hoffte, seine Küsse würden niemals enden.

Aber das taten sie. Grady riss sich plötzlich los. Sie spürte, wie ein Schauer ihn durchfuhr. Er schob sie wieder von sich.

»Ich muss gehen.«

Er kehrte ihr den Rücken zu und kramte schnell in seinen Sachen, als hätte er es eilig zu fliehen. Kitty kam sich plötzlich ganz verlassen vor. Sie hatte sich vorgenommen, ihn heute Abend zu verführen, weil sie Angst vor Missys Strafe hatte, aber alles hatte sich geändert, als er angefangen hatte sie zu küssen. Sie liebte ihn. Und sie wünschte sich nichts sehnlicher, als dass er ihre Liebe erwiderte. Er war nur wenige Schritte von ihr entfernt, aber als er zur Tür eilte, fühlte sie sich so einsam wie noch nie in ihrem Leben. Kitty schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

Grady blieb in der Tür stehen. »Anna, bitte wein doch nicht. Es tut mir leid ... Ich wünschte, die Dinge könnten anders sein. Aber das können sie nicht.«

Kitty weinte nur noch mehr. Sie hatte nicht so heftig geweint, seit sie erfahren hatte, was mit ihren Eltern geschehen war. Sie konnte gar nicht mehr aufhören.

Grady kam zurück und nahm sie in den Arm. Sie konnte spüren, wie er das Verlangen beherrschte, das er eben noch gezeigt hatte, als wollte er versuchen, ein galoppierendes Pferd aufzuhalten. »Bitte wein nicht ...«

»Ich verstehe das nicht«, schluchzte sie. »Wir sind Mann und Frau. Wir sind seit vier Monaten verheiratet. Ich will mit dir zusammen sein, Grady.«

»Ich weiß, Anna, aber das geht nicht. Es tut mir leid ... ich muss gehen.« Er ließ sie los und wandte sich zum Gehen.

Kitty spürte eine Welle der Panik in sich aufsteigen, als sie an Missys Drohung dachte. Sie und Grady würden für immer auseinander gerissen werden, so wie es bei ihren Eltern gewesen war.

»Grady, warte! Missy trennt uns, wenn wir kein Baby bekommen!«

Er blieb wie angewurzelt in der Tür stehen und drehte sich dann langsam zu ihr um. »Ach, darum geht es also.«

»Missy hat erfahren, dass sie ein Baby bekommt, und sie hat gesagt, sie schickt mich zurück zur Plantage, wenn wir nicht auch eins kriegen.«

Er schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, sah Kitty eine Mischung aus Entsetzen und Kummer und Wut in seinem Gesicht. »Du hast das heute Abend angefangen, weil *sie* es will?«, fragte er.

»Nein, Grady –«

»Dann hab ich mich wohl ganz schön zum Narren gemacht. Ich dachte, du empfindest wirklich etwas für mich.«

»Das tu ich doch! Ich liebe dich, Grady.«

»Nein, Anna. Du musst dich erst selbst lieben. Dann kannst du jemand anders lieben.«

»Was meinst du damit? Wieso glaubst du, dass ich das nicht tue?«

»Wenn du auch nur einen Funken Selbstachtung hättest, dann würdest du nicht alles tun wollen, was Missy Claire von dir verlangt.«

»Aber sie schickt mich sonst weg!«

»Vielleicht ist das gar nicht so schlecht. Vielleicht fängst du ja an klarer zu sehen, wenn du von ihr weg bist.«

»Liebst du mich denn nicht, Grady?«

Die Überraschung und Traurigkeit verschwand aus seinen Augen. Das Einzige, was blieb, war Wut. »Niemand kann dich lieben, bevor du nicht lernst, dich selbst zu lieben. Du gehorchst dieser weißen Frau, als wärest du ihr Hund – als wärest du der Dreck unter ihren Füßen, auf dem sie herumtrampelt. Glaubst du, ein Mann kann Dreck lieben? Meinst du, ein Mann möchte einen Hund zur Frau?«

»Warte, Grady! Komm zurück!«

Aber er knallte die Tür zu, als er ging, und seine Schritte polterten die Treppe hinunter. Einen Augenblick später schlug auch die Stalltür geräuschvoll zu. Kitty warf sich auf ihr Bett und schluchzte.

Nach einer Weile hörte sie die Treppe knarren, als jemand langsam heraufkam. Sie blickte auf in der Hoffnung, Grady sei zurückgekommen, um sich zu entschuldigen, aber als die Tür aufging, war es Delia.

»Grady hat mich gebeten zu kommen«, sagte sie. »Er hat mir erzählt, was passiert ist.«

»Ich liebe ihn, Delia.«

Sie setzte sich auf das Bett, auf dem Kitty lag, und strich ihr sanft übers Haar. »Bist du sicher, Schätzchen? Grady hat mir nämlich erzählt, du hättest nur Angst, dass Missy Claire böse auf dich ist.«

»Sie schickt mich zur Plantage zurück, wenn ich kein Baby bekomme.«

»Nein, das wird sie nicht. Sie muss vielleicht eine andere Sklavin als Amme finden, aber sie wird dich nicht wegschicken. Sie ist auf dich angewiesen. Das hast du selbst doch immer wieder gesagt – Missy tut böse, aber sie meint es eigentlich nicht so. Es geht ihr im Moment nicht gut, das ist alles.«

»Aber ich liebe Grady wirklich. Ich denke die ganze Zeit an ihn, wenn er nicht da ist. Und wenn er mich küsst, dann ... dann will ich nicht, dass er wieder aufhört. Du hast doch gesagt, es ist nicht falsch, ein Baby zu bekommen, wenn wir verheiratet sind und wenn ich ihn liebe. Ich liebe ihn, Delia. Und daran, wie er mich küsst, merke ich, dass er mich auch liebt.«

»Du musst vergessen, dass du Grady liebst, Schätzchen.«

»Aber er ist mein Mann. Warum sagst du mir, ich soll ihn vergessen?«

»Das Einzige, was du von Grady bekommen wirst, ist ein gebrochenes Herz. Ich liebe den Jungen wie meinen eigenen Sohn, aber er kann niemanden lieben.«

»Was meinst du damit? Warum nicht?«

»Ihm wurde das Herz gebrochen, als er ein kleiner Junge war und man ihn von seiner Mama getrennt hat, die ihn geliebt hat. Er ist vier Jahre lang mit diesem Sklavenhändler herumgereist und hat jeden Tag gesehen, wie Menschen von ihren Lieben weggeschleppt und wie Vieh gekauft und verkauft wurden. Jetzt hat er Angst, dich zu lieben, Angst, dass er dich auch verlieren könnte – und diese Angst ist berechtigt. Sklaven werden immer wieder von ihren Ehepartnern getrennt.«

Genau das hatte Missy ihr angedroht. Kitty dachte wieder an ihre Eltern und fröstelte.

»Außerdem ist Gradys Herz zu sehr mit Hass erfüllt, als dass darin Platz für die Liebe wäre«, fuhr Delia fort. »Zuerst muss er das alles loswerden. Aber nach allem, was passiert ist – dass diese Kopfgeldjäger ihn ausgepeitscht haben und so – wird der Hass immer noch schlimmer.«

»Wie kann ich ihm helfen?«

»Der Einzige, der ihm helfen kann, ist Jesus, und im Moment ist Grady auch auf ihn wütend.«

»Warum ist er wütend auf Jesus?«

»Menschen denken immer, sie könnten den Herrn benutzen, um ihren Willen zu bekommen – dass sie nur beten müssen und Gott dann all ihren Kummer wegnimmt und ihnen gibt, worum sie bitten. Aber so funktioniert das nicht. Gott tut, was er will, und unsere Aufgabe ist es, ihm zu dienen, nicht anders herum.«

»Aber warum beten die Leute denn dann? Mein Papa hat Jesus gebeten, uns bei der Flucht zu helfen, als ich noch ganz klein war. Aber Jesus hat uns nicht geholfen.«

»Beim Beten geht es nicht darum, dass unsere Wünsche erfüllt werden. Es geht darum, dass wir die Dinge mit Gott besprechen, so wie du und ich jetzt darüber sprechen. Am Ende musst du dem Herrn vertrauen, dass er tut, was am besten ist.«

»Das heißt, der Herr fand es am besten, dass mein Papa stirbt und meine Mama verkauft wird?«

Delia schüttelte langsam den Kopf. »Ich weiß nicht, Schätzchen. Ich weiß es einfach nicht. Am schwierigsten zu verstehen ist, warum ein liebender Gott uns leiden lässt. Damit hat auch Grady gerade zu kämpfen. Ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll, weil ich auch nicht alle Antworten kenne. Ich habe auch Kummer erlebt, glaub mir. Aber es gibt zwei Dinge, die ich mit Sicherheit weiß. Das eine ist, dass Gott uns liebt – dich, mich, Grady und sogar die Weißen. Und das zweite ist, dass Gott alles, was geschieht, unter Kontrolle hat. Wenn uns etwas Schlimmes passiert und es aussieht, als würde er uns gar nicht lieben, dann kann ich nur sagen: Vielleicht wissen wir nicht alles, was er weiß.«

Kittys Tränen begannen wieder zu fließen. »Ich verstehe es immer noch nicht.«

»Weißt du noch, was du mir über die Kämpfe in Charleston erzählt hast? Wie du auf der Veranda gestanden hast und nicht sehen konntest, was los war? Das hier ist genauso. Wir stehen im Qualm und hören den Lärm um uns herum, und wir wissen nicht, was Gott tut, weil wir die Dinge nicht so klar sehen können, wie er sie sieht. Aber er wird dafür sorgen, dass alles gut wird, wenn der Rauch sich verzogen hat. Und dann wird Gott der Sieger sein und all unser Leiden hier auf der Erde endlich einen Sinn ergeben. Wir werden Jesus in die Augen sehen und sagen: ›Herr, es war die Sache wert.«

»Was soll ich denn wegen Missy Claire tun? Sie ist richtig böse auf mich, Delia. Das sehe ich.«

»Sie wird sich schon wieder beruhigen. Früher oder später wird sie herausfinden, dass sie nicht einfach mit dem Finger schnipsen und jemanden dazu bringen kann, ein Baby zu bekommen, nur weil sie es so will.«

»Und was ist mit Grady?«

»Führ den Jungen nicht mehr in Versuchung, Schätzchen. Er trägt schon jetzt eine Last mit sich herum, die für seine Schultern zu schwer ist.«

Als sie allein war, fing Kitty wieder an zu weinen. Wenn doch nur Grady hier wäre, um sie in der Dunkelheit in den Arm zu nehmen.

Wenn sie doch nur ein Baby haben könnten, wie Missy es wollte. Vielleicht würde diese schreckliche Angst, die Kitty verspürte, dann endlich verschwinden.

KAPITEL 14

*Beaufort, South Carolina
November 1861*

Der Herbstsonntag hatte so vollkommen begonnen, dachte Kitty. Das Wetter war sonnig und klar, Massa Fuller und Grady waren zu Hause, nachdem sie eine Woche lang fort gewesen waren, und Missy Claires morgendliche Übelkeit war endlich vorüber – und damit auch ihre Drohungen und schlechten Launen. Kitty half Missy, eines ihrer geänderten Kleider anzuziehen, und sie und Massa Fuller gingen zusammen zur Kirche, um mit den anderen Weißen wegen des Krieges zu beten. Kitty saß draußen auf dem Kutschbock neben Grady und lauschte der entfernten Orgelmusik, während sie die hübsche weiße Kirche mit ihrem anmutigen Turm zeichnete. Während Grady ihr zusah, unterhielten sie sich leise, so wie sie es in Charleston getan hatten. Kitty war so glücklich wie schon seit Monaten nicht mehr.

Dann strömten die ersten Weißen aus der Kirche, mit grimmigen Gesichtern und ernsten, gedämpften Stimmen. Die Saat der Angst, die bei der Schlacht um Fort Sumter in Kittys Magen Wurzeln geschlagen hatte, keimte von Neuem auf. Sie sah an der Art, wie die Weißen sich verhielten, dass die Dinge sich wieder einmal ändern würden. Der Krieg musste schlimmer geworden sein. Die Zufriedenheit, die sie gerade noch empfunden hatte, verflüchtigte sich auf einmal.

»Pass auf, was sie beim Mittagessen sagen«, flüsterte Grady ihr auf der Heimfahrt zu. Er hatte versucht, den Entwicklungen des Krieges zu folgen, indem er Massas Gespräche belauschte, während er ihn durch Beaufort oder zum Fort hinausfuhr. Er wollte, dass Delia und Kitty das Gleiche taten und sich jede Einzelheit über die Kämpfe einprägten, die stattgefunden hatten, und wer gewonnen hatte.

»Es ist wichtig, dass die Union gewinnt«, hatte Grady ihnen an diesem Morgen beim Frühstück erzählt.

»Aber das bedeutet, dass Massa Fuller und seine Söhne verlieren müssen«, erwiderte Delia.

»Ja«, sagte Grady, »aber wenn sie verlieren, besteht die Möglichkeit, dass wir alle freikommen.«

Delia schüttelte den Kopf. »So gerne ich frei wäre«, sagte sie traurig, »aber ich habe Massa und seine Jungs großgezogen, seit sie winzige Babys waren. Ich will nicht, dass einem von ihnen etwas passiert.«

»Sie haben diesen Krieg angefangen«, beharrte Grady stur. »Sie wussten, worauf sie sich einlassen.«

Massa Fuller lud nach der Kirche einen anderen Soldaten zum Essen ein, sodass Kitty die Gelegenheit bekam, ein paar Neuigkeiten aufzuspüren. Sie aßen im großen Speisesaal, obwohl sie nur zu dritt an dem riesigen Tisch saßen. Kitty half Martin das Essen aufzutragen und hielt sich dann im Hintergrund, während sie zuhörte.

»Sagen Sie uns, was Sie ganz sicher wissen, Lawrence«, sagte Massa Fuller, während er ein Stück Schinkenbraten abschnitt. »Wir haben alle die Gerüchte gehört.«

»Ganz sicher? Die Armada der Union ist von Hampton Roads mit mehr als sechzig Schiffen aufgebrochen.«

»Sechzig«, wiederholte Massa. »Kriegsschiffe vermutlich?«

»Ja, und Truppschiffe.« Der Gast nahm sich noch ein Brötchen. »Wir wissen natürlich nicht, welche Stadt sie angreifen wollen. Charleston ... Savannah ... vielleicht sogar Beaufort. Das heißt, wir müssen wachsam sein.«

Massa Fuller nickte. »Heute Morgen in der Kirche wurde gesagt, dass wir uns darauf vorbereiten sollen, die Stadt schnell zu evakuieren, wenn es nötig werden sollte.«

Kitty fragte sich, wie sie hier sitzen und in Ruhe essen konnten, während sie die Möglichkeit eines feindlichen Angriffs diskutierten. Sechzig Kriegsschiffe klangen nach viel. Sie durfte nicht vergessen, Grady später diese Zahl zu nennen.

»Pastor Walker sagte, sie läuten morgen um zwölf Uhr mittags die Glocken«, fügte Missy hinzu. »Er hat uns erzählt, dass wir uns in unseren Häusern zum Gebet versammeln sollen, jetzt, wo die Truppen der Union im Anmarsch sind.«

»Ich mag es nicht, wenn meine Familie überall verstreut ist«, sagte Massa.

»Wo sind denn Ihre beiden Jungen, Roger? Sie sind doch noch nicht alt genug, um zu kämpfen, oder?«

»Mein ältester Sohn Ellis schon. Er ist zum South Carolina Regiment gegangen und wurde nach Virginia geschickt. Er hat im vergangenen Juli bei der Schlacht von Manassas gekämpft, und jetzt gehört er den Verteidigungstruppen dort oben an. Mein anderer Sohn John ist noch Kadett an der Militärakademie in Charleston.«

»Sie kommen aus Charleston, Mrs Fuller, nicht wahr?«, fragte Lawrence.

»Mein Vater hat dort ein Stadthaus, aber außerdem noch eine Plantage am Edisto River.«

»Ich nehme an, Sie gehen nach Charleston, wenn Sie evakuiert werden müssen?«

»Ich glaube, es wird nicht nötig sein, dass sie so weit reist«, sagte Massa Fuller, bevor Missy antworten konnte. »Nicht in ihrem Zustand jedenfalls. Ich dachte, du könntest vielleicht für ein paar Tage zu meiner Plantage fahren«, sagte er zu Missy gewandt. »Ich bin sicher, es wird nicht für lange sein – eine Woche höchstens.«

»Warum dann überhaupt verreisen?«, fragte sie.

Massa warf seinem Gast einen schnellen, besorgten Blick zu. »Nun, wir sind überzeugt, dass die Forts sicher sind«, erklärte Lawrence, »aber eine unserer Sorgen ist, dass ein Kriegsschiff an ihnen vorbei in den Beaufort River gelangt, um die Stadt vom Wasser aus zu bombardieren.«

Kitty dachte an die schreckliche Bombardierung von Fort Sumter, und bei dem Gedanken, dass die explodierenden Geschosse vom Himmel auf Beaufort herunterregnen könnten, hätte sie am liebsten gleich gepackt. An Missys Gesichtsausdruck sah sie, dass es ihrer Herrin ebenso ging.

»Die Evakuierung ist nur eine Sicherheitsvorkehrung«, sagte Massa. »Alle gehen davon aus, dass sie zurückkehren können, wenn wir die Yankees verjagt haben.«

Missy lächelte unsicher. »Dann weiß ich nicht recht, was ich packen soll.«

»Nicht viel, meine Liebe«, sagte Fuller. »Ein paar persönliche Dinge und kleine Wertsachen. Die Möbel und das Silber und so weiter können hierbleiben. Jim und Minnie und die anderen werden auf die Sachen aufpassen.«

»Leider können wir unseren wertvollsten Besitz nicht in Sicherheit

bringen«, sagte Lawrence, »unser Land, unsere Feldsklaven, unsere Ernte. Und da wir sie nicht bewegen können, hängt unser Lebensstandard davon ab, sie um jeden Preis zu beschützen.«

Als das Essen zu Ende war, gab Massa Fuller seinem Butler ein Zeichen. »Wir nehmen jetzt unseren Kaffee, Martin.«

»Tut mir leid, Sir. Ich glaube, es ist keiner mehr da.«

»Ja, entschuldige, Roger«, sagte Missy, »aber seitdem die Union mit ihrer Blockade begonnen hat, ist es schwierig geworden, unsere Vorräte aufzustocken.«

»Ich Sorge dafür, dass Sie Kaffee bekommen«, sagte Lawrence. »Ich habe Beziehungen.«

Kitty räumte schnell das Geschirr ab und eilte damit in die Warmhalteküche hinüber. Als sie wenige Minuten später mit dem Dessert ins Speisezimmer zurückkam, hatte sich ein weiterer Herr in Uniform dazugesellt. Seine Ankunft steigerte das Maß der Angst und Spannung im Raum, als hätte er Terpentin in ein angenehm prasselndes Feuer gegossen.

»Es tut mir leid, dass ich Sie beim Essen störe«, hörte Kitty ihn sagen, »aber ich fürchte, die Nachricht ist ziemlich dringend. Sie werden sofort gebraucht, meine Herren. Wir haben soeben die Bestätigung erhalten, dass die Flotte der Union an Charleston vorbeigesegelt ist und in diesem Augenblick weiter in Richtung Süden unterwegs ist.«

»Kommen sie hierher?«, fragte Missy mit besorgter Miene.

»Ich fürchte, das ist durchaus möglich«, sagte der Mann. »Wir warnen die Bürger von Beaufort und auf den umliegenden Inseln, sich für die kurzfristige Evakuierung ihrer Häuser und Plantagen bereit zu machen.«

Der schöne, makellose Tag war zerstört. Der Schrecken von Fort Sumter, den Kitty von Weitem miterlebt hatte, würde über sie und die Menschen, die sie liebte, hereinbrechen. Sie wollte auf der Stelle fliehen und nicht warten.

Massa Fuller hatte sich bereits erhoben. Er kam um den Tisch herum, um Missy Claire von ihrem Stuhl zu helfen. »Lawrence und ich müssen sofort zum Fort aufbrechen«, erklärte er ihr. »Das verstehst du doch, Liebling, oder? Die Dienstboten werden gut auf dich achtgeben. Dir wird nichts geschehen. Ich versichere dir, dass du dir keine Sorgen zu machen brauchst.«

»Wenn Sie irgendein Segelboot haben«, fügte der Neuankömmling hinzu, »und Neger, die Sie entbehren können, bringen Sie die bitte mit. Wir stellen eine kleine Flotte bei der Seaside Plantation auf St. Helena zusammen, um unsere Soldaten von Fort Beauregard zu evakuieren, wenn es nötig sein sollte.«

»Ja, natürlich. Ich nehme Martin und Jim mit«, sagte Massa zu Missy Claire. »Grady lasse ich hier, damit er dich zur Plantage fahren kann.«

»Und was ist, wenn das Fort fällt?«, fragte sie. »Kommst du dann zu mir auf die Plantage?«

Er runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Wenn wir zum Rückzug gezwungen werden, wird unsere Einheit auf dem Festland stationiert, um die Bahnlinie zwischen Charleston und Savannah zu beschützen. Es tut mir leid, Claire, aber ich fürchte, ich bin diesem Krieg verpflichtet, bis er vorüber ist.«

Kitty folgte Massa Fuller nach draußen, als er Martin und Jim zu sich rief und den anderen Sklaven Anweisungen gab, bevor er ging. »Ihr müsst bereit sein, meine Frau aus Beaufort fortzubringen, wenn die Schlacht beginnt«, ermahnte er sie. »Ich gehe davon aus, dass es nur für kurze Zeit sein wird. Wenn wir die Yankees erst einmal verjagt haben, so wie wir es in Fort Sumter getan haben, dann könnt ihr alle zurückkommen. Minnie, ich weiß, dass du dich hier um alles kümmern wirst, während wir weg sind. Grady, du musst dafür sorgen, deine Herrin in Sicherheit zu bringen. Du kennst den Weg zur Plantage. Pass gut auf sie auf, Delia. Du auch, Kitty.«

Seine Worte beruhigten Kitty ein wenig, sodass die Übelkeit in ihrem Magen etwas nachließ. Wenigstens würde ihre kleine Familie zusammenbleiben. Aber als sie zusah, wie Missy Claire und Minnie tränenreich von ihren Männern Abschied nahmen, machte Kitty sich unwillkürlich Gedanken über ihre Zukunft mit Grady.

Am nächsten Tag war sie in der Warmhalteküche und bereitete das Frühstückstablett für Missy vor, als das Geräusch entfernter Artillerie zum ersten Mal durch Beaufort hallte. »Ich weiß, was das ist«, erklärte sie den anderen. »Das sind Kanonen. Genauso hat es geklungen, als die Schlacht um Fort Sumter losging.«

Missy war bereits aufgestanden, als Kitty ihr Zimmer betrat. »Ich weiß nicht, was ich packen soll«, sagte sie. »Du musst mir helfen.«

Sie sah so verängstigt und verloren aus wie ein kleines Kind. Mit bloßen Füßen stand sie mitten im Zimmer, die Arme um ihren Leib geschlungen, als wollte sie ihr ungeborenes Kind vor Schaden bewahren. Augenblicklich tat ihre Herrin Kitty leid. Vergessen waren die vielen Gelegenheiten, bei denen Missy gemein zu ihr gewesen war, vergessen alle ihre Drohungen, sie zur Slave Row zurückzuschicken, und insgeheim schwor sie, ihr Möglichstes zu tun, um Missy und ihr Baby zu beschützen.

»Natürlich helfe ich Ihnen, Missy. Setzen Sie sich hin und essen Sie etwas, dem Baby zuliebe. Ich wette, es hat Hunger, auch wenn Sie keinen haben. Überlassen Sie das Packen einfach mir.«

Sie scheuchte Claire ins Bett zurück und stellte das Frühstückstablett auf ihren Schoß. Dann sah sie sich im Zimmer um und fragte sich, womit sie anfangen sollte.

»Roger sagt, ich soll nur das Wichtigste mitnehmen«, sagte Missy. Sie klang benommen. Der übliche scharfe Tonfall und ihre fordernde Art waren verschwunden und machten sie zu einem ganz anderen Menschen. Aus irgendeinem Grund hatte Kitty vor dieser Frau noch mehr Angst als vor der echten Claire.

»Ja, Ma'am. Welche Kutsche nehmen wir denn? Ich kann Ihren großen Überseekoffer packen oder mehrere kleine Taschen, aber ich muss wissen, wie viel Platz wir haben.«

Missy schüttelte den Kopf und starrte verzweifelt zum Fenster hinüber, als versuchte sie, durch die zugezogenen Vorhänge die Kriegsschiffe in der Ferne zu sehen. Kitty ging zu ihr und drückte ihr die Gabel in ihre eiskalten Finger. »Hier, Sie sollten das Ei essen, bevor es kalt wird. Ich gehe und frage Grady, welche Kutsche wir nehmen.«

Er war weder in der Küche noch auf dem Hof. Kitty eilte zum Stall hinüber, weil sie ihn bei den Pferden vermutete. »Grady?«, rief sie.

»Hier oben«, erwiderte er.

Kitty eilte die steile Treppe zu ihrem Zimmer hinauf und sah, wie er vorsichtig ihre Zeichnungen von den Wänden nahm. Er hatte sie gefragt, ob er sie haben könne, gleich nachdem sie über den Besen gesprungen waren, und dann hatte er sie eigenhändig an den Wänden befestigt.

»Was machst du da?«, fragte sie.

»Packen. Die lasse ich nicht hier.«

Er wandte ihr den Rücken zu, um das nächste Bild abzunehmen, und die Zärtlichkeit, mit der er es berührte – und die Tatsache, dass er die Zeichnungen mitnehmen wollte – verschlugen ihr die Sprache. Einen Augenblick lang vergaß sie völlig, warum sie gekommen war.

»Brauchst du etwas?«, fragte er.

»Ich muss wissen, welche Kutsche wir nehmen, wenn wir Beaufort verlassen müssen. Ich muss wissen, wie viele von Missys Sachen hineinpassen.«

»Das liegt an ihr. Wir nehmen den Wagen, den sie will.«

An seinem vorgereckten Kinn konnte Kitty erkennen, dass er sich über etwas ärgerte. Sie hatte Angst, ihn zu fragen, was los war. »Ich glaube, du entscheidest das besser selbst, Grady. Missy ist ganz durcheinander. Das Donnern der Kanonen heute Morgen hat sie zu Tode erschreckt.«

»Jetzt hat es aufgehört.«

Kitty stellte überrascht fest, dass er recht hatte. Sie fragte sich, was das zu bedeuten hatte. »Trotzdem macht Missy sich wirklich Sorgen um Massa Fuller. Und um ihr Baby.«

»Gut. Sollen die Weißen sich zur Abwechslung mal Sorgen um *ihre* Familien machen.« Er drehte sich wieder um und entfernte das letzte Bild, dann legte er alle schweigend zu einem ordentlichen Stapel zusammen, sodass die Kanten übereinanderlagen.

»Kannst du mir nicht einfach sagen, welche Kutsche wir nehmen?«, fragte sie.

Er antwortete nicht. Seine Sturheit frustrierte sie.

»Dann entscheide ich selbst«, sagte sie leise. »Wir nehmen den größten Wagen, in Ordnung?«

Er beantwortete ihre Frage mit einem Achselzucken. Kitty seufzte und eilte ins Haus zurück.

Sie und Delia packten gerade Missys letzte Sachen in den Überseekoffer, als die Kirchenglocken zu läuten begannen. »Hat das was zu bedeuten?«, fragte Delia besorgt.

Kitty erinnerte sich daran, was Missy gestern nach dem Gottesdienst gesagt hatte. »Es muss Mittag sein. Alle sollen sich hinsetzen und für ihre Familien beten.«

Missy sank auf den kleinen Sessel, während die Glocken weiterläuteten. Tränen traten ihr in die Augen und liefen dann über ihr blasses

Gesicht. »Was soll ich nur machen, wenn Roger etwas zustößt? Oh Gott, ich bin so allein! Ich wünschte, es wäre vorüber.«

Delia kniete sich vor dem Sessel auf den Boden und nahm Missys Hände in ihre. »Soll ich mit Ihnen beten, Schätzchen?«

»Nein!«, sagte sie und stieß Delias Hände fort. »Wenn ihr Neger nicht wärt, hätten wir jetzt nicht dieses Durcheinander!«

Kitty erstarrte, denn sie fürchtete Delias Reaktion. Aber sie fiel ganz anders aus, als Kitty erwartet hatte. Während die kleine Frau sich erhob, war das Mitgefühl in ihrem Blick echt. »Ich weiß, dass dies eine sehr, sehr schwere Zeit für Sie ist, Missus Fuller. Kitty und ich gehen jetzt besser und lassen Sie allein mit dem Herrn sprechen.«

»Ich will, dass Kitty bleibt«, sagte Missy. »Sie wird heute Nacht hier bei mir schlafen. Sie kann sich ein Lager auf dem Boden zurechtmachen.«

Kurz darauf kam ein Bote an die Tür und berichtete Missy, dass die Yankees sich tatsächlich mit einer Flotte von Kriegsschiffen vor der Mündung zum Port Royal Sound versammelt hatten. Sie würden nicht Charleston oder Savannah angreifen, sondern den Hafen von Beaufort, der auf halber Strecke zwischen den beiden Städten lag. Die konföderierten Truppen bei Fort Walker und Fort Beauregard bereiteten sich darauf vor zu kämpfen, um ihre Stadt zu beschützen.

Für Kitty war das Warten am schlimmsten. Nach einer Nacht, in der sie nur unruhig geschlafen hatte, weil sie immerzu lauschte, ob die Kämpfe anfangen, wachte sie von dem Geräusch entfernter Gefechte auf. Aber die Kanonen verstummten kurze Zeit später wieder.

»Ich frage mich, worauf sie warten«, sagte Delia beim Frühstück. »Kämpfen sie nun oder nicht?«

»Vielleicht warten die Yankees darauf, dass noch mehr Schiffe kommen«, sagte Grady.

Kitty blieb noch einen Tag und eine Nacht lang an Missys Seite, während die Kanonen unheilvoll schwiegen. Am Mittwoch brach ein Sturm über sie herein, und Kitty stellte sich vor, wie die Schiffe der Yankees gezwungen waren auszuharren, während sie wie Spielzeugboote auf dem dunklen Meer hin und her geworfen wurden. Der Regen fiel immer noch in Strömen, als sie und Missy an diesem Nachmittag ein paar Häuserblocks entfernt in der Stadt Jubelrufe und Trommeln hörten. »Sieh nach, was los ist«, befahl Missy.

Kitty legte sich ein Tuch um die Schultern und rannte in den kalten Regen hinaus. Als sie schließlich mit Informationen zurückkehrte, war sie durchnässt und bibberte.

»Viele neue Soldaten sind angekommen«, erzählte sie Missy mit klappernden Zähnen. »Sie sind den ganzen Weg von Columbia hergekommen, um bei Fort Beauregard zu helfen. Jemand hat gesagt, dass in der Nacht auch noch tausend Freiwillige aus Savannah gekommen sind. Jetzt hat Massa Fuller jede Menge Hilfe, also machen Sie sich keine Sorgen.«

Zum ersten Mal seit Tagen lächelte Missy. »Gott erhört unsere Gebete«, sagte sie. »Die Yankees werden sich umdrehen und fliehen, so wie sie es bei Manassas getan haben.« Trotzdem hatte Kitty Mühe in der folgenden Nacht zu schlafen, weil ihr Magen sich zusammengog wie ein Spüllappen, den man auswringt, als sie sich vorstellte, dass Bomben auf die Stadt fallen könnten.

In der Nacht legte sich der Sturm, und am Donnerstagmorgen ging strahlend die Sonne auf. Auf dem Weg in die Warmhalteküche, um Missys Frühstück zu holen, blieb Kitty kurz stehen, fasziniert von Millionen von winzigen Regenbogenfarben und dem Licht, das in allen Wassertropfen funkelte. Sie genoss den wundervollen Anblick, als sie die erste Explosion vernahm. Diesmal hörten sie nicht wieder auf. Die lange erwartete Schlacht um Beaufort hatte begonnen. Massa Fullers Stadthaus war weiter von den Forts entfernt, als Massa Goodmans Haus von Fort Sumter entfernt gewesen war, und man konnte die Kämpfe diesmal nicht beobachten, aber das Donnern der Kanonen war unmissverständlich. Kitty kehrte um und lief sofort zu ihrer Herrin hinauf.

»Oh Gott«, stöhnte Missy. »Oh Gott, sie werden diesmal nicht aufhören, nicht wahr? Es wird eine furchtbare Schlacht geben und ... und Roger ist mittendrin.«

Kitty schob die Tür zum Balkon auf. Sie traten gemeinsam hinaus und starrten zum Hafen hinüber. Das Einzige, was sie durch die moosbewachsenen Äste sehen konnten, war eine Rauchwolke, die in der Ferne aufstieg. Als die Beschießung sich zu einem andauernden Brüllen steigerte, begannen alle Kirchglocken in Beaufort zu läuten. Missy stand wie angewurzelt da, ihr Gesicht bleich vor Angst, während sie ihre Hände schützend auf ihren Bauch legte.

»Ich glaube, wir sollten jetzt besser aus Beaufort weggehen, Missy Claire«, sagte Kitty.

»Du hast recht«, flüsterte sie. Aber sie rührte sich nicht. Kitty musste sie am Arm nehmen und sanft ins Haus zurückbringen.

Kittys Hände zitterten so sehr, als sie Missy beim Ankleiden half und ihr Haar frisierte, dass sie ihre Arbeit nur mit Mühe bewältigte. Sie dachte unentwegt daran, dass sie die Stadt verlassen mussten, bevor die feindlichen Kriegsschiffe die Forts passierten und Massas Haus bombardierten. Es war nur zwei Blocks vom Ufer entfernt. Wenn der Feind erst einmal an den Forts vorbeikam, war die Stadt schutzlos.

Grady fuhr die Kutsche zum Haupteingang. Kitty und Minnie mussten ihm helfen, Missys schweren Überseekoffer zu tragen, weil es keine anderen männlichen Sklaven gab, die ihm hätten helfen können. Die Pferde tänzelten nervös, während sie warteten, verängstigt von den lauten Glocken und dem ohrenbetäubenden Bombardement. Grady stand neben ihren Köpfen und streichelte und beruhigte sie, während Kitty und Delia Missy Claire in die Kutsche halfen. Kitty stieg ein, um neben ihr zu sitzen – etwas, das sie noch nie getan hatte. Keine von beiden blickte zurück, als sie abfuhren.

Sie fuhren in Richtung Westen, aus der Stadt hinaus, und dann auf der Muschelstraße über die Insel nach Norden. Es kam Kitty vor, als würden Stunden vergehen, bis die donnernden Explosionen hinter ihnen endlich leiser wurden. Flüchtlinge verstopften die Straßen, weil alle die jetzt menschenleere Stadt so schnell wie möglich verlassen wollten. Missys Kutsche reihte sich in einen ungeheuren Strom von Menschen, reichen wie armen, Weißen und Sklaven, ein. Sie fuhren mit allen möglichen Gefährten, einige waren zu Pferde, viele zu Fuß unterwegs. Da alle gesunden Männer bei den Forts kämpften, waren die meisten Menschen hier Frauen, Kinder und alte Männer. Wie Missy waren sie auf ihre Sklaven angewiesen, um in Sicherheit zu gelangen.

Es ging schrecklich langsam voran, aber als die Kutsche schließlich stehen blieb und mehrere Minuten lang nicht von der Stelle kam, wurde Missy unruhig. »Steig aus und sieh nach, was los ist«, sagte sie. »Ich bin müde und muss mich hinlegen und ausruhen.«

Kittys hatte ganz weiche Knie, als sie ausstieg. Delia, Faye und Gra-

dy standen neben der Kutsche und unterhielten sich. »Warum halten wir an?«, fragte sie die anderen.

»Der Coosaw River liegt vor uns«, sagte Grady. »Wir müssen auf die Fähre warten, die uns zum Festland bringt.«

»Was meinst du, wie lange es noch dauert?«

Er zuckte mit den Schultern. »Jede Menge Leute wollen rüber. Missy muss warten, bis sie an der Reihe ist.« Er blickte zur Kutsche hinüber, dann gab er Delia und Kitty ein Zeichen, näher zu kommen. »Hört mal zu, ich habe mit einigen anderen gesprochen«, flüsterte er. »Ich finde, wir sollten uns aus dem Staub machen und im Wald verstecken, bis die Yankees kommen.«

»Aber wir können Missy doch nicht im Stich lassen!«, sagte Kitty. »Massa verlässt sich darauf, dass wir sie in Sicherheit bringen.«

»Schhh ... Es gibt genug Weiße, die sich um sie kümmern können«, sagte Grady. »Ich will meine Freiheit.«

»Du kannst nicht weglaufen!«, widersprach Kitty. »Sie kriegen dich!«

Grady machte eine Handbewegung in Richtung der wartenden Menge. »Sieh dich doch mal um. Es sind nur noch Frauen und alte Männer übrig. Die werden uns nicht in den Wald folgen.«

Delia legte eine Hand auf Gradys Arm. »Ich will auch meine Freiheit, Schätzchen. Aber dies ist nicht der richtige Ort und Zeitpunkt dafür. Wir sind noch nicht von der Insel herunter. Wenn Massa und die anderen die Yankees verjagen, wird er dich als Nächstes suchen. Du wirst festsitzen, weil du nirgendwohin kannst. Das Risiko ist zu groß.«

Grady stritt immer noch mit Delia, als Missy schließlich an der Reihe war, über den Fluss befördert zu werden. Kitty konnte förmlich die Hitze seines Zorns spüren, als sie neben ihm an Bord der Fähre stand und das Festland näher kommen sah. Er war so angespannt wie ein wildes Tier, das jeden Moment die Flucht ergreifen würde. Hoffentlich merkte Missy nichts.

Hunderte bewaffneter konföderierter Soldaten bewachten den Fähranleger am anderen Ufer. Kitty fröstelte, als sie die Männer sah. Aber vielleicht würden sie Grady davon abhalten wegzulaufen.

Schon bald nachdem ihre Kutsche sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, kamen sie durch Pocatigo. Dort waren weitere konfö-

derierte Soldaten stationiert, um die Bahnlinie zu bewachen. »Wir sind beinahe zu Hause«, sagte Kitty laut, während sie sich insgeheim immer noch Sorgen um Grady machte.

»Woher weißt du, wo wir sind?«, fragte Missy. »Du warst doch noch nie auf Rogers Plantage.«

»Ich weiß, Missy Claire. Aber Delia und Faye haben mir erzählt, dass sie nicht weit von der Stadt entfernt ist, durch die wir gerade gefahren sind – wo der Bahnhof ist.«

Missy war auch noch nie auf der Plantage ihres Mannes gewesen, aber als sie den langen, schattigen Weg zum Haus hinauffuhren und es in der Ferne auftauchte, sah Kitty an der erstaunten Miene ihrer Herrin, dass die Plantage noch herrlicher war, als sie erwartet hatte. Das imposante zweigeschossige Steingebäude war mit Efeu bedeckt und lag im Schatten von moosbewachsenen Eichen und Palmen. Kitty hatte gedacht, die Great-Oak-Plantage sei riesig, aber dieses Haus war noch größer und schöner. Blumengärten und große Rasenflächen umgaben das Gebäude und schufen eine friedvolle Atmosphäre – als gäbe es den Krieg gar nicht.

»Das ist wirklich ein schönes Haus«, sagte Kitty. Es juckte ihr in den Fingern, Papier und Bleistift hervorzuholen und es zu zeichnen. Missy schien zu benommen, um zu antworten.

Mehrere Sklaven eilten herbei, um Missys Koffer und die anderen Sachen abzuladen, sobald Grady die Kutsche anhielt. Kitty folgte ihrer staunenden Herrin, als Delia mit ihnen einen Rundgang durch das scheinbar endlose Labyrinth von Zimmern machte.

»Die Fullers haben im Laufe der Jahre an das Haus angebaut«, erklärte Delia. »Deshalb ist es so groß. Sie hatten früher viele Gäste, als die Eltern vom Massa noch lebten ... und bevor seine erste Missus starb. Massa Roger und sein Vater waren immer gerne hier draußen. Sie haben so viel von ihrer Arbeit hier erledigt, dass sie einen eigenen Flügel nur für die Herren gebaut haben, die zu Besuch kamen.«

Kitty wanderte mit den beiden anderen Frauen von einem Raum zum anderen und staunte über die vielen schönen Möbel, die Bücher und das Geschirr. Aber die Ölgemälde faszinierten sie am meisten – Landschaften und Segelschiffe und Dutzende Porträts von Massas Verwandten. Sie hätte die Bilder stundenlang anstarren können, aber dazu war keine Zeit. Missy wollte sich nach der langen Fahrt

ausruhen, also musste Kitty ihr zuerst helfen, es sich bequem zu machen.

Später am Abend nahm Delia Kitty mit zu einer ordentlichen Reihe geweißter Hütten, die hinter dem Großen Haus verborgen waren, wo sie und die anderen Hausdiener lebten.

»Die Sklavenunterkünfte sehen aber nicht groß genug aus für eine so große Plantage«, sagte Kitty.

»Das sind ja auch nicht alle«, erwiderte Delia. »Die Feldsklaven wohnen woanders, wo man sie nicht sieht. So muss Massa sich die armen Seelen nicht ansehen und das Leid, das ihn reich macht.« Delia deutete auf die letzte Hütte in der Reihe. »In diesen beiden Zimmern haben Grady und ich gewohnt, seit er hierherkam.«

Kitty blieb vor der Tür stehen. »Sollen Grady und ich immer noch verheiratet sein?«, fragte sie Delia.

»Ihr seid verheiratet«, sagte sie. »Das können wir jetzt nicht ändern, sonst merkt Missy es. Was ist, wenn eins von den Waschmädchen es zufällig ausplaudert? Nein, du musst mit in meinem Bett schlafen, und Grady kann im andern Zimmer schlafen, so wie er es früher auch getan hat.«

Es schien Kitty ungerecht, dass sie sich zu dritt in zwei winzige Zimmer zwängen mussten, während Missy Claire allein in einem Haus lebte, das zwei Dutzend Personen hätte beherbergen können. Aber Kitty war hier sicher vor den Kanonen. Und sie lebte mit den beiden Menschen zusammen, die sie am meisten auf der ganzen Welt liebte. Im Moment war alles andere egal.

Drei Tage später traf Massa Fuller zu Pferd auf der Plantage ein. Er war so erschöpft und niedergeschlagen, dass er um zehn Jahre gealtert schien. »Die Yankees waren zu stark für uns«, hörte Kitty ihn zu Missy Claire sagen. »Wir mussten die Forts aufgeben und alle unsere Männer über den Fluss zum Festland bringen.« Er war sichtlich erschüttert.

Missy nahm seine Hand. »Gott sei Dank, dass dir nichts passiert ist, Roger. Aber was geschieht jetzt?«

Er seufzte müde. »Die Yankees haben Beaufort, Port Royal Island und alle umliegenden Inseln in ihre Gewalt gebracht. Wahrscheinlich werden sie nicht in absehbarer Zeit verschwinden. Aber wenigstens bist du hinter der konföderierten Front. Hier bist du in Sicherheit.«

»Wie lange kannst du bei mir bleiben? Ich bin hier ganz allein, und ich habe solche Angst um dich!«

»Ich kann nicht bleiben. Ich bin nur gekommen, um zu sehen, ob es dir gut geht, und um mit meinem Aufseher Walt Browning zu sprechen.« Er zögerte, als überlege er, ob er noch etwas hinzufügen sollte oder nicht. Missy bemerkte es.

»Was ist los?«

Er seufzte wieder. »Als die Plantagen auf den Sea Islands evakuiert wurden, mussten die Besitzer Tausende ihrer Feldsklaven zurücklassen. Manche von uns machen sich Sorgen, dass die Yankees sie bewaffnen und gegen uns einsetzen könnten. Ich will Browning sagen, dass er meine Sklaven gut im Auge behalten soll.« Er zögerte und sagte dann leise: »Martin und Jim sind beide zu den Yankees übergelaufen.«

Kitty hatte Angst, Grady diese Neuigkeit zu erzählen. Aber er hatte Massa Fuller ankommen sehen, und er und Delia wollten wissen, was er gesagt hatte. Grady explodierte vor Wut, als Kitty ihm erzählte, dass alle Sklaven auf den Inseln jetzt in den Händen der Yankees waren.

»Seht ihr? Ich hätte auch weglaufen sollen! Dann wäre ich jetzt ein freier Mann!«, sagte er.

Delia versuchte ihn zu beruhigen, aber vergeblich.

»Nie wieder!«, schwor er. »Es ist mir egal, was du sagst – wenn ich das nächste Mal die Gelegenheit bekomme, frei zu sein, gehe ich!«

Kitty sah zu, wie er durch die Tür in die Nacht hinausrannte, und wusste, dass irgendwann der Tag kommen würde, an dem er nicht mehr zurückkehren würde. Irgendwann würde Grady aus ihrem Leben verschwinden.

KAPITEL 15

*Fuller-Plantage, South Carolina
Februar 1862*

An einem kalten, nebligen Wintermorgen kam eine kleine Kompanie konföderierter Soldaten die Straße zu Massa Fullers Haus hinaufmarschiert. »Oh Gott«, hauchte Missy, als sie sie sah. »Nicht Roger ... bitte ...«

Kitty half ihrer Herrin aus dem Sessel vor dem Kamin des Morgenzimmers und lief dann, um für sie beide ein Tuch zu holen. Der neue Butler Lewis eilte zur Tür, aber Kitty wusste, dass Missy hinausgehen und selbst mit den Soldaten würde reden wollen. Ihr Baby konnte jeden Tag geboren werden, und sie war so unbeholfen, dass sie sich auf Kittys Arm stützen musste, wohin sie auch ging. Außerdem war sie furchtbar gereizt und schlecht gelaunt, sodass Kitty sich manchmal fragte, ob es nicht einfacher wäre, unten in der Slave Row Baumwolle zu hacken, als für Missy Claire zu arbeiten.

»Guten Tag, Missus Fuller«, sagte einer der Soldaten, während er seine Mütze vom Kopf zog. »Ich bin Hauptmann Randolph. Es tut mir leid, dass wir Sie stören müssen, Ma'am, aber wir kommen wegen Ihrer Pferde.«

»Meine Pferde?«

»Ja, ich fürchte, die Armee braucht sie. Ich habe hier einen Brief von Ihrem Gatten, Oberst Fuller, der uns dazu ermächtigt, die Tiere einzuziehen.«

»Sie müssen sich irren. Mein Mann ist Hauptmann, nicht Oberst.«

»Er wurde befördert, Ma'am.« Er holte ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus seiner Jackentasche, während er sprach, und reichte es Missy Claire. »Im Moment können Sie Ihre Maultiere für die Farm behalten«, fuhr der Hauptmann fort, während Missy den Brief las. »Ihre Ernte ist natürlich für unsere Sache sehr wichtig.«

Missy faltete den Brief wieder zusammen, nachdem sie ihn gelesen hatte. »Geh und hol deinen Mann«, sagte sie zu Kitty.

»Ja, Ma'am.« Kitty hatte Angst, es Grady zu erzählen. Sie wusste,

wie sehr er diese Pferde liebte. Jetzt, wo er Massa Fuller nicht in der Gegend herumfuhr, verbrachte er einen Großteil seiner Zeit im Stall und versorgte die Tiere.

Der Nebel schien all die üblichen Geräusche auf dem Hof zu dämpfen, und die Silhouetten der Gebäude wirkten verschwommen, als Kitty zum Kutscherhaus hinuntereilte. Die vertraute Landschaft erschien ihr fremd und unwirklich, wie eine Szene, die mit einem stumpfen Bleistift gezeichnet und dann verwischt worden war.

Die Backsteinställe und das daran angrenzende Kutscherhaus waren innen ordentlich und sauber und rochen nach Pferden. Als Grady sie das erste Mal hierher mitgenommen hatte, war Kitty überrascht gewesen, wie schön die Gebäude waren. Das aufwendige Gebälk, mit dem die Ställe geschmückt waren, war beinahe so elegant wie die Schnitzereien drüben im Großen Haus. Grady sagte, dass Massa Fuller vor dem Krieg gerne seine Freunde und Besucher hierher gebracht hatte, um seine edlen Pferde und Kutschen zu zeigen.

Sie fand Grady, der gerade dabei war, Blaze vom Stall in den Pferch hinter den Gebäuden zu bringen. »Missy will dich sofort sehen«, sagte sie atemlos.

»Braucht sie eine Kutsche?«, fragte er, während er das Pferd losmachte.

Kitty schüttelte den Kopf. Mehr wollte sie nicht sagen. Aber vielleicht war es besser, wenn er es von ihr erfuhr und nicht von Missy Claire. Vor Missy wagte er nicht, seine Gefühle zu zeigen. »Die Soldaten brauchen mehr Pferde«, sagte sie. »Massa Fuller hat ihnen gesagt, sie können seine haben.«

Grady erstarrte, und seine Miene zeigte eine Mischung aus Entsetzen und Schmerz. »Wie viele? Welche?«

»Ich weiß nicht. Sie haben Missy einen Brief von Massa Fuller gegeben, aber ich weiß nicht, was drinsteht.«

Er ging weiter, aber seine Schritte schienen schleppend, als er sich den wartenden Soldaten näherte.

»Hauptmann Randolph braucht unsere Pferde für die konföderierte Sache«, sagte Missy zu ihm, als er das Haus erreicht hatte. »Du bringst seine Männer zum Stall und gibst ihnen, was sie brauchen.«

Grady rührte sich nicht. Er stand mit gesenktem Kopf da, macht-

los. Kitty konnte nur erahnen, was er angesichts dieses schrecklichen Verlustes empfand. »Welche Pferde, Ma'am?«, fragte er.

»Alle.«

Grady schloss die Augen. Als er sie einen Moment später wieder aufschlug, glühte Zorn darin. »Entschuldigen Sie, Ma'am«, sagte er mit gepresster Stimme, »aber wie wollen Sie denn einen Arzt holen, wenn Ihre Zeit kommt und Sie keine Pferde haben?«

Missy sog scharf die Luft ein. »Wie kannst du es wagen!«, fauchte sie.

Es wäre selbst für einen Weißen unangemessen gewesen, ihren Zustand vor Fremden zu erwähnen, aber dass ein einfacher Sklave es tat, war ein Skandal. Kitty wusste, dass Grady nur gesprochen hatte, weil er seine Pferde liebte. Er tat alles, um wenigstens eins von ihnen zu retten, höchstwahrscheinlich Blaze. Aber er hatte damit Missys Zorn erregt, und Kitty wappnete sich innerlich für die Explosion, die sicher folgen würde.

»Es gibt keine Ärzte mehr in der Stadt«, sagte der Hauptmann schnell. »Die braucht die Konföderation auch.«

»Zeig den Männern den Weg zum Stall«, sagte Missy kalt.

Kitty blieb bei ihrer Herrin und spürte, wie die Anspannung und der Zorn sich in Missy zu einem Sturm zusammenbrauten. Aber sie blieb höflich und freundlich, als sie mit Hauptmann Randolph sprach, der ebenfalls geblieben war, um mit ihr zu reden, während die anderen Soldaten mit Grady gegangen waren.

»Gibt es Neuigkeiten vom Krieg, Herr Hauptmann?«, fragte sie. »Ich fürchte, wir sind hier draußen etwas abgeschieden. Es ist beinahe unmöglich, die neuesten Nachrichten zu erfahren.«

Kitty lauschte aufmerksam, während sie auf seine Antwort wartete. Sie und ihre Mitsklaven wussten noch weniger über den Krieg als Missy. Missy las wenigstens gelegentlich eine Zeitung und erhielt Briefe von Massa Fuller und ihrer Familie in Charleston. Aber Missy sprach nie mit irgendjemandem über den Inhalt dieser Briefe.

»Es tut mir leid, das sagen zu müssen, Ma'am, aber Nashville, Tennessee ist vor einigen Tagen dem Feind in die Hände gefallen. Das ist die erste Hauptstadt eines konföderierten Staates, die wir verloren haben. Doch wir sind zuversichtlich, dass wir sie zurückerobern können, sobald es Frühling wird.«